Leopold Komperts sämtliche Werke

in zehn Bänden.

lit sechs Bildnissen, zwei Abbildungen und einem Stammbuchblatt als Handschriftprobe, sowie einer biographischen Einleitung

von

Dr. Stefan Hock.

Achter Band.

Inhalt: Franzi und Heini.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

Inhalt.

I. Vor einem Portale.

In jenem Teile der Stadt, der, als noch die Festungswälle bestanden, zu den Vorstädten gezählt wurde, steht ein langgestrecktes und dabei wuchtiges Gebäude, dem man auf den ersten Blick ansieht, es sei eines von jenen, die an und für sich eine gewisse Bedeutung in der „Gesellschaft" in Anspruch nehmen. Wenn man vor seinem gewaltigen Portale, dessen schwere Torflügel allzeit geschlossen sind, steht und es sinnend betrachtet — ich glaube, die Leute sprechen von seiner Bauart als der anglosächsischen —, so scheint es plötzlich die müden Augenlider zu dir aufzuschlagen, um dich höflich, aber entschieden zu fragen: „Willst du etwas von mir?"

Ich weiß aber nicht, warum jeder, an den diese Frage sich richtet, es lieber vorzieht, aus dem breiten Schatten jenes Portales zu treten, als zu antworten. . . .

Nein, nein! Du willst gar nichts von diesem griesgrämigen, finstern, feuchtkalten Toreingange. Denn draußen liegt goldener Sonnenglanz, und eine Schar lustiger Mädchenköpfe mit blonden oder schwarzen Zöpfen fliegt vor dir auf, wie Sperlinge, die irgend ein nahender Menschenschritt aus der wichtigsten Angelegenheit ihres Daseins aufgestört hat.

Nein, nein! du willst keine Antwort von diesem unwirschen, angelsächsischen Portale und noch weniger von seinen zwei massig eichenen Torflügeln. . . .

Und einmal in der Nacht — von den Gaslaternen hat man aus Sparsamkeitsrücksichten bereits die Hälfte ausgelöscht, was jedenfalls ein Zeichen ist, daß sich im Osten etwas

vorbereitet, gegen dessen kleinsten Strahl all diese künstliche Beleuchtung wesenlos verblassen wird, und ein kühler Luftzug heißt dich den Überrock inniger an dich drücken — kommst du wieder an jenem langgestreckten Hause in der Vorstadt und an dessen angelsächsischem Portale vorüber.

„Willst du etwas von mir?“

„Ja!“

„Frage mich!“

„Warum brennt dort im dritten Stockwerke ein einsames Licht, während ringsherum alles in Finsternis versenkt ist?“

„Ein vielbeschäftigter Mann beschreibt dort Bogen auf Bogen Papier. Es ist der zwölfte, den er schon beschrieben hat.“

„Was schreibt der Mann?“

„Halbbrüchige Bogen! In diesem Hause wird nur halbbrüchig geschrieben. Weißt du warum?“

„Nein!“

„Auf der leeren Seite links wird die Antwort zu stehen kommen. Das ist so Sitte und Brauch von altersgrauer Zeit her. Die Antwort kommt auf die weiße Blattseite. In diesem Augenblicke ist erst die Seite rechts beschrieben, denn ein rechtschaffen halbbrüchiger Bogen tut es nicht anders.“

„Gut, mein unwirscher Geselle. Wer ist der Schreiber?“

„Er nennt sich Staatsanwalt.“

„Was schreibt er?“

Eine von den Gaslaternen, die den Eingang in dieses altbärtige Haus mit fahlem Schimmer beleuchtet, erlischt in diesem Momente. Es währt darum vielleicht eine so bange Weile, daß das alte Portal schweigt.

Leidet es an Gewissensbissen, daß es zu zutraulich gewesen? . . .

„Er schreibt an einer Anklageschrift.“

„Gegen wen?“

„Gegen zwei Kinder!“

2. Aus dem „Wochenbuche“ eines „Provisorischen“.

5. Mai.

So ein „Wochenbuch“ ist eine gar merkwürdige Erfindung. Jeder Lehrer und auch eine jede Lehrerin sind nämlich „gehalten“ — so lautet der amtliche Ausdruck —, am Ende der Woche in ein Buch einzutragen, wie weit sie mit ihren Schülern gekommen, d. h. wie weit und inwiefern sie ihres Unterrichtsstoffes mächtig geworden sind. Kommt dann der Bezirksschulinspektor oder gar, was nur selten geschieht, der Herr Landesschulinspektor selbst und schlägt das Buch auf, so ist ihm gar nichts verborgen. Das „Wochenbuch“ verrät, ob man ein fauler oder ein tätiger Arbeiter auf dem Felde der Schule gewesen. Und danach gibt es Lob oder Tadel, und der Herr Bezirksschulinspektor notiert sich etwas in einem Taschenbüchelchen, welches er stets bei sich trägt.

„Nur Ordnung und Pünktlichkeit,“ sagte neulich mein Herr Oberlehrer zu mir, „sie sind der halbe Erfolg.“

Er muß es wissen! Seinerzeit hat er ein Lehrbefähigungszeugnis erster Klasse erhalten; mit sechsunddreißig Jahren ist er bereits Oberlehrer der achtklassigen Mädchenschule!

Ich will mir auch so ein Wochenbuch anlegen, doch nur für meinen eigenen Gebrauch. In dieses soll weder der Herr Oberlehrer, noch der Bezirksschulinspektor einen Blick werfen dürfen. In dieses Wochenbuch will ich verzeichnen, nicht, wie weit ich mit meinen Schülern, sondern wie weit sie mit mir gekommen sind. . . .

Das gehört auch zur Ordnung und Pünktlichkeit in sich selbst. Das amtliche Wochenbuch sei für die mir vorgesetzte Behörde bestimmt, mein Buch aber für mich allein.

Denn ich glaube: die Kinder betrachten und studieren uns jetzt mehr als je.

Eine Woche später.

Der Kooperator von St. Barnabas, mein geistlicher Kollege, hat schon vor längerer Zeit erklärt, er werde sich dem „Wochenbuche“ nicht fügen. Er will nicht einschreiben. Jetzt schwebt die Sache vor dem Ordinariate und dem Landesschulrate zugleich. Es steht ihm aber, wie er mir erzählte — und sein Antlitz hatte dabei einen merkwürdig strahlenden Ausdruck —, noch etwas anderes bevor.

Eines der größeren Mädchen wußte neulich nicht sogleich die Worte anzugeben, die der Heiland zu der Volksmenge gesprochen, als sie über die Ehebrecherin herfallen wollte. Darob gab er ihm einen scharfen Streich mit einem Stäbchen über die Finger.

Die Kirche ist so rasch zur körperlichen Züchtigung bereit. Ist das nicht seltsam? Warum? Dagegen betrachtet das Staatsgesetz selbst die leiseste Berührung eines Schülers als eine ihm persönlich ins Angesicht geschleuderte Beleidigung und ahndet sie mit Verweis und noch mehr. Ist die Kirche in ihrem unwandelbaren Rechte?

16. Mai.

Etwas sagt mir und kündigt sich mir in einer gewissen Beklemmung an, deren ich nicht Herr werden kann: der strenge Bezirksschulinspektor ist in Sicht! Noch sehe ich ihn nicht, aber ich fühle seinen Schatten, wie der sich langsam naht und allmählich, doch sicher anrückt. Denke ich an eine arme Frau meines Heimatsdorfes im Mühlviertel, und daß die „Besetzungskommission“ zum dritten Male bereits an mir vorübergegangen ist, so erscheint mir mein Provisorium . . .

Und der Bezirksschulinspektor wird kommen! Er hat den Auftrag, es auf die „Provisorischen“ scharf abzusehen. Mein Kollege von der dritten Klasse, Andreas Achtsiebner, will wo gehört haben, es bestehe die Absicht, die „Provisorischen“ ganz aufzulassen. Jedermann solle sogleich als „Definitiver“ angestellt werden; denn es stelle sich schon jetzt

klar heraus, daß die Kommune keinen Lehrermangel mehr leide. Lehrermangel! Mich überfuhr es bei diesen Worten eiskalt. Fräulein Leontine Dreßler, meine Kollegin aus der vierten, dagegen meinte, sobald sie das Definitivum in der Tasche habe, werde sie heiraten. Wozu hätte sie soviel gelernt und sich geplagt! Wenn ihr künftiger Gatte auch Lehrer sei, so könnten sie mit den beiderseitigen „Gehalten“ recht gut ihr Auskommen finden. . . . Man stünde sich dann fast so gut wie irgend ein mittelmäßiger Staatsbeamter, und brauchte sich dazu keine Staatsuniform anzuschaffen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Kooperator fügt sich. Das Ordinariat hat ihn angewiesen, das angeordnete „Wochenbuch“ gleich den anderen Herren Lehrern zu gebrauchen. Heute schrieb er zum ersten Male den Unterrichtsstoff der vergangenen Woche ein. Der in meiner Klasse reicht von der „Ausgießung des heiligen Geistes“ bis zu den „feurigen Zungen“. Der Kooperator sieht aber gar nicht gedemütigt oder traurig aus. . . .

Andreas Achtsiebner, mein Kollege, der alles, was auf das „Fortkommen“ sich bezieht, wie seine eigene Tasche kennt, behauptet, der junge Geistliche sei seiner Pfarre gewiß!

* *
*

Veronika, Edle von Feldheim, gegenwärtig Büglerin, wohnhaft im Hühnerhofe in unserem Bezirke, bittet für ihre Tochter Franziska, Schülerin der fünften Klasse, um Entlassung aus dem Schulverbande. Das Mädchen ist bereits dreizehn Jahre und neun Monate alt, zählt also bis zu ihrer gänzlichen „Ausschulung“ nur noch drei Monate. Die „Konferenz“ trägt aber auf Nichtgewährung dieses Ansuchens an, dessen Motivierung als nicht stichhaltig erklärt wird. Die Mutter braucht sie dringend zu Hause; manche ihrer Kunden wohnen am entgegengesetzten Punkte ihres Bezirks. Aber Franziska, Edle von Feldheim, hat in ihrem dreizehnten

Jahre nur sehr schwache Kenntnisse in den Lehrgegenständen, namentlich im Rechnen und in der Sprachlehre. Dabei wird ihr Betragen als musterhaft geschildert. In der „Religion“ wird sie als „genügend“ klassifiziert. Das Gesuch geht zunächst an den Ortsschulrat. Unter anderem heißt es im Gesuch der armen Büglerin: „Ihre Tochter habe schon jetzt so eigene Gedanken, wie sie kein anderes Mädchen ihres Alters habe.“ Was soll das bedeuten?

Franziska muß zu den schlechtesten Schülerinnen meiner Klasse gehören; ich erinnere mich kaum an ihre Physiognomie. Es gibt Kinder, die sich niemals an den Lehrer herandrängen; nicht aus angeborener Bescheidenheit und Scheu, sondern aus Abneigung gegen ihn überhaupt. Je weniger sie mit dem Lehrer zu tun haben, desto lieber ist es ihnen. Sie entziehen sich daher seiner näheren Bekanntschaft bei jeder Gelegenheit. Wie es unter großen Menschen Misanthropen gibt, so findet man unter Kindern — Lehrerfeinde. Sollte Franziska Feldheim zu dieser Gattung gehören? Ich habe in meiner Klasse nicht weniger als fünfundsechzig Schülerinnen.

Ich will mich nach der „adeligen“ Franziska demnächst umsehen.

* * *

Den Kooperator scheint die ihm aufgetragene Botmäßigkeit unter das Staatsgesetz tiefer zu wurmen, als er sich gerne den Anschein geben möchte. Gestern nach der Schule forderte er mich freundlich auf, ihn ein Stück Weges zu begleiten.

Als wir die Treppe des zweiten Stockwerkes niederstiegen, bemerkte ich, daß aus dem etwas dunklen Korridore ein Mädchen, offenbar eine unserer Schülerinnen, auf den Geistlichen zutrat und ihm die Hand küßte. Dann war es mit einem raschen Sprunge an uns vorüber über die Stufen, mehr gesprungen als gegangen, so daß ich nur gleichsam die Umrisse seiner Gestalt gewahrte. Aber die um den Kopf

wie ein Blumenkranz geschlungenen Zöpfe sah ich ganz deutlich; sie waren von jenem germanischen Flachsblond, das mich stets an die Kinder unseres Mühlviertels gemahnt; gleichzeitig war es mir, als sei etwas Glänzendes an dem Treppenhause bis weit in den dunklen Korridor hinein haften geblieben.

Auf der Gasse sagte der Kooperator zu mir:

„Haben Sie bemerkt, in welcher Weise die ‚Volksseele‘, die jetzt bei euch eine so große Rolle spielt, gegen meine vermeintliche Demütigung remonstriert hat?“

Ich verstand ihn nicht sogleich, da rief er mit großer Lebhaftigkeit:

„Diese Franziska hat mir die Hand geküßt.“

„Hängt das so zusammen?“

„In den Augen dieser Volksseele“ — er betonte dieses Wort mit ironischer Verschärfung, „habe ich recht behalten und nicht das sogenannte Staatsgesetz, dieser Moloch mit feurigen Armen.“

„Setzen Sie denn voraus, daß Ihre Angelegenheit, die über den Raum eines Konferenzzimmers in unserer Schule nicht hinausgeschritten ist, diesem unbedeutenden Geschöpfe bekannt ist?“

„Dann hat sie davon eine Ahnung gehabt — und ihre Ehrerbietung ist um so bezeichnender.“

Wir gingen eine geraume Weile stillschweigend nebeneinander.

„Habt ihr die Volksseele also in euerer Gewalt?“ begann er wieder, indem wir durch eine jener Gassen einbogen, die hart an dem Linienwalle sich ausbreiten und den ärmsten Teil der Bevölkerung dieser Vorstadt umfassen, — und das alles im Tone einer gewissen Weichheit, die mir an dem streitbaren jungen Manne (denn er steht mit mir ungefähr auf derselben Altersstufe) auffiel.

„Weil ihr die Gehirnzellen dieser Volksseele erweitert zu haben meint durch Physik und Anthropologie, glaubt ihr

bereits auf der ganzen Linie gesiegt zu haben? — Ich aber sage Ihnen, lieber Kollege — ein einziger Ruck mit einem der Finger meiner rechten Hand, und ihr liegt platt auf der Nase! Sie haben es soeben erlebt."

„Meinen Sie damit die Schülerin Franziska?"

„Warum nur sie?" rief er lachend, dabei die blanken Zähne entblößend; „sie ist nur ein Millionstel Bruchteil jener Volksseele — ihr braucht ja dieses Wort mit Vorliebe, vielleicht weil ihr von einer Seele überhaupt nichts wissen wollt — aber vor diesem Bruche steht fast noch unentwegt die große Einheit, die wir Volk nennen. Ihr hättet," fuhr er mit jener zutraulichen Barschheit fort, die ich an ihm bereits kannte, „ihr hättet dieses fast vierzehnjährige Mädchen von der Schule dispensieren sollen. Wozu haltet ihr sie fest?"

„Sie hat das gesetzliche Wissensmaß noch nicht erreicht."

„Kollege!" sagte er, indem er vor mir stehen blieb und seine Hand auf meine Schulter legte — „sagt selbst, hatte Eure Mutter, die gewiß eine rechtschaffene Frau irgendwo in unserem Mühlviertel ist, oder hatte meine eigene Mutter, eines armen Häuslers Weib, das gesetzliche Wissensmaß erreicht, als sie uns in der Wiege schaukelten und dabei die zerrissenen Hemden des Vaters lochweise verstopften?"

Solchen Reden gegenüber, namentlich wenn sie aus einem Munde, der binden und lösen kann, kommen, fühle ich mich immer mut- und machtlos. Rührt das daher, weil ich nicht geschult genug bin?

Oder weil jedes Korn Wahrheit, das ich irgendwo entdecke, sogleich in meiner Seele aufgeht? Der Kooperator ist ja doch aus demselben Holze, von dem ich abstamme; wir beide sind Kinder armer Leute. Warum soll ich annehmen, daß der dürftige Häuslerssohn anders fühlt und empfindet für die Volksseele als ich, dessen Vater Schule hielt in einem Dorfe des Mühlviertels? Gehen denn unsere Wege

wirklich so weit auseinander? Und ist eine Einigung wirklich nicht durchzuführen? Irgendwo muß sich ja der Punkt finden. . . .

Er mochte mit seinen scharfen Augen bemerkt haben, daß jede Anspielung auf meine Mutter, mochte er sie mit wem immer in Verbindung bringen, mich gewissermaßen willenlos machte, und dieses Kunststückchen benutzte er, um sich mit einem Male von mir zu verabschieden.

Er schlug den Weg gegen die innere Stadt ein, während ich in der Richtung, in welcher meine Schule lag, gedankenvoll fortschritt. Als ich gegen die langgestreckte Hühnerhofgasse kam und in das Durchhaus einbiegen wollte, das so bequem den kürzesten Weg nach dem Rudolfsspitale vermittelt — es ist ein schmutziges, mit allen Merkmalen vorstädtischer Armut angefülltes Durchhaus —, bemerkte ich in demselben Augenblicke, daß ein Knabe und ein Mädchen unmittelbar vor mir in den engen Torweg eingetreten waren.

Mir kam es vor, als hätte ich die blonden Zöpfe jenes Mädchens wieder gesehen, von welchem zwischen mir und dem Kooperator soeben die Rede gewesen.

20. Mai.

Das erste, was ich heute in der Schule vornahm, war, daß ich in der Stunde des deutschen Sprachunterrichtes Franziska Feldheim vorrief. Sie war nicht da; auf meine Frage, ob niemand wisse, wo Franziska sei, antwortete die kleine, verwachsene Lina Blüthenstern, die Tochter einer armen Hausiererin, sie wisse wohl, wo ihre Kameradin sich befinde, aber sie könne es nicht sagen.

„Auch dem Lehrer nicht?“

Darauf wurde das Kind etwas nachdenklich; doch schwieg es beharrlich.

„Ist sie krank?“ frug ich.

„Krank ist sie nicht,“ sagte das Kind, „aber sie will nicht.“

Offenbar lag hier ein Fall offener Renitenz vor, und die kleine Verwachsene war zu der Aussage geradezu bevollmächtigt worden. Ich schwieg und rief den Namen einer anderen Schülerin auf. In demselben Augenblick wurde die Türe mit Heftigkeit aufgeklinkt und die Verspätete trat herein.

Ohne zu grüßen, mit abgewandten Augen, doch so, daß sich darin keine Spur irgend einer demütigen Scheu zeigte, ging sie hart an meinem Lehrpulte vorüber und begab sich auf den Platz, der sich auf einer der letzten Bänke befindet. In der Schule selbst war ein Flüstern und Zischeln entstanden und ein unruhiges Gehaben, das sich nicht sogleich legen wollte. Nach einer Weile hatte sich der Schulsturm so weit beschwichtigt, daß ich fortfahren konnte.

Ich rief Franziska Feldheim aufs neue auf. Anfangs schien sie zu zögern, dann schritt sie langsam zwischen den Reihen der Bänke auf mein Pult zu. Wie sie nun vor mir dastand, mußte ich mir wirklich sagen, das Mädchen passe nicht mehr in die Klasse der zehn- oder elfjährigen Kinder. Sie ragte mindestens um eines Kopfes Höhe über die anderen hervor, und ein Etwas in ihrem ganzen Wesen kündigte sich an, das gewissermaßen berücksichtigt und sich beachtet wissen will. . . . Ihre Augen waren gesenkt und das Antlitz mit einer tiefen Glut bedeckt, die sich über die ganze Stirn bis unter das blonde Löckchen verlor, das sich aus ihren, rings um den Kopf kranzartig geschlungenen Zöpfen gar zierlich in die Mitte herabsenkte, als sei dieser Platz ihm von jeher bestimmt gewesen und als gäbe es gar keine andere Bestimmung für dasselbe! Und doch sagte mir die flüchtige Beschau: in der Anordnung dieses blonden Löckchens habe eine Absichtlichkeit vorgewaltet . . ., die diesem Löckchen diesen und keinen anderen Weg anzuweisen für gut und schön befunden hatte.

„Franziska Feldheim,“ sagte ich, und ob ich die erforderliche Barschheit in den Klang meiner Worte gelegt oder ob

ich sie herabgedämpft habe, ich weiß es nicht. Aber ich wollte strenge erscheinen!

Da blickte das Mädchen zu mir auf.

Ich hatte dieses Kind bisher wirklich nicht beachtet ... es unter den vierundsechzig anderen vollständig übersehen. So fremdartig erschien es mir in diesem Augenblick! Die tiefe Glut, die einige Sekunden zuvor sein Gesicht bedeckt hatte, war verschwunden, und aus einem blassen, kindisch scheuen Antlitze blickten mich zwei große Augen an, deren Farbe zwischen braun und schwarz spielte. Dabei war ihre ganze Haltung eine andere geworden; ohne daß es schien, als ob das Kind mit dem Rücken an die rückwärtige Bank lehne, war es in sich wie zusammengesunken, beide Hände über der Brust gekreuzt, als ob es eines Urteils sich gewärtige.

Wäre das Ringellöckchen in der Mitte der Stirn nicht gewesen, man hätte das Antlitz des Kindes, so unentwickelt und unfertig es erschien, eigentümlich, ja ungewöhnlich nennen können; durch diese Zierat ihrer Zöpfe erschien aber die an und für sich niedere Stirne wie in zwei Hälften geteilt, von denen die eine nichts wissen zu wollen schien von der anderen, ja sie bekam dadurch geradezu den Ausdruck des Beschränkten und Zurückgebliebenen.

„Franziska Feldheim,“ begann ich wieder, „es ist mir gesagt worden, du habest nicht zur Schule gehen wollen. Du bist noch nicht dispensiert.“

„Ich heiß' Franziska von Feldheim,“ sagte das Mädchen, doch durchaus ohne Trotz. Nur ihre Haltung war etwas freier geworden.

„Sein Recht gebührt einem jeden,“ sagte ich, und ich gab, indem ich meine Frage wiederholte, ihrem Namen das geforderte Adelswörtchen.

Dabei konnte ich es nicht verhindern, daß mein Auge ihr schmutziges Umhängetuch und ihre ausgetretenen Schuhe streifte, was zusammengenommen zu dem Ringellöckchen auf

der Stirn im schneidendsten Gegensatze stand. Ingrimm war mir in die Seele gestiegen. Dennoch hielt ich noch an mich, weil ein Etwas mir sagte, daß diesem Kinde gegenüber die äußerste Vorsicht geboten sei.

Sie stand eine geraume Weile nachdenklich da. Das gefiel mir nicht. Suchte sie nach Ausflüchten? Endlich stieß sie, mir dabei voll ins Antlitz sehend, die Worte hervor:

„Wer hat es gesagt, daß ich nicht kommen will?“

„Eine deiner Schulkameradinnen hat es berichtet.“

„Ich habe keine Schulkameradin!“ rief sie heftig.

„Lina Blüthenstern!“ rief ich dagegen. „Wiederhole, was du uns vorhin berichtet.“

Die kleine Verwachsene, die in einer der vorderen Bänke saß, wollte sich eben erheben und antworten, da drehte sich Franziska Feldheim zu ihr hin, und mit einem unsagbaren Ausdrucke von Haß und Verachtung rief sie nur das eine Wort:

„Die?“

„Hat Lina Blüthenstern etwa gelogen?“ meinte ich dagegen, mit der Hand beschwichtigend und Ruhe heischend, denn die Kleine war in die heftigste Bewegung geraten.

„Nein!“ fiel das Mädchen merkwürdig ruhig ein. „Aber ihre Mutter handelt mit alten Sachen.“

Auf diese Bemerkung war ich nicht gefaßt. Die ganze Schule brach in ein schallendes Gelächter aus; nur die kleine Verwachsene hatte natürlich nicht mit eingestimmt, sie lag mit dem Kopfe auf der Bank und weinte bitterlich. Wie das Gelächter mit diesem Aufschrei einer beleidigten Kinderseele zusammenstimmte! Weil ihre Kameradin „Lina Blüthenstern“ hieß und weil die Mutter dieser „Lina Blüthenstern“ mit „alten Sachen handelte“, vereinigten sich diese vierundsechzig Stimmen gegen sie in Hohn und Spott — sie selbst Kinder des Elends und der hohläugigen Not!

Ich hatte mich erhoben und unter Androhung der härtesten Schulstrafe Ruhe geboten. Darauf wurde es laut-

los in dem bewegten Hause, nur das Schluchzen der kleinen Verwachsenen war vernehmbar.

Nun aber ereignete sich etwas, was mir noch jetzt in der Erinnerung fast traumhaft klingt. Ihren Platz vor meinem Lehrpulte verlassen, durch die Reihen der Bänke gerade auf Lina Blüthenstern, die an der Ecke saß, hinfliegen, den niedergebeugten Kopf des armen Krüppels mit beiden Händen umfassen, war das Ergebnis einiger, kaum faßbarer Sekunden. Dann kam sie langsamen Schrittes, als wäre nichts vorgefallen, zu meinem Lehrpulte zurück. Was ich in diesem Momente noch bemerkte, war, daß Lina Blüthenstern mit einer Art strahlenden Lächelns wieder den Kopf erhoben hatte und gleichsam, als wäre sie entsühnt und in ihrem guten Rufe wiederhergestellt, unter den Kameradinnen sich umblickte, die kurz vorher ebenso feige als grausam an ihr gehandelt hatten.

„Es ist gut, Franziska,“ sagte ich, von dem eben erlebten Vorgange im Innersten bewegt, „du hast deiner Schulgenossin Abbitte geleistet, und ich will sie dafür auch gelten lassen. Du ließest mir aber doch sagen, daß du nicht mehr zur Schule gehen willst. Wie verhält sich das? Hast du bereits die Entlassung?“

„Nein! ich muß aber entlassen werden!“ meinte sie, wie vor sich hin sprechend.

„Wer hat dir das gesagt?“

„Heinrich hat es gesagt.“

„Heinrich? Ist das ein Bruder?“

„Heinrich ist nicht mein Bruder.“

Ich legte übrigens auf diesen Umstand, sowie auf den fremden Heinrich kein Gewicht. Was ging mich die mangelnde Gesetzkenntnis dieses Beraters an, mochte er sein wer immer? Ich belehrte sie nur in faßlicher Weise, daß ihr das freiwillige Verlassen der Schule durchaus nicht zustehe, solange die behördliche Erlaubnis noch nicht erfolgt sei. Sie werde

allerdings in einigen Monaten das vierzehnte Lebensjahr erreicht haben, bis dahin stehe sie aber unter dem Schulgesetz, und es sei sehr zweifelhaft, ob man bei dem Umstande, daß sie noch nicht das gesetzlich vorgeschriebene Wissen besitze, zu ihren Gunsten entscheiden und sie schon jetzt entlassen werde.

Das alles hörte sie, wie es schien, ergeben und gefaßt, ohne irgend ein Anzeichen inneren oder äußeren Widerstandes an. Ihre Haltung hatte wieder jene Versunkenheit angenommen, die ich früher geschildert. Nur einmal während meiner Belehrung sah ich, wie ihre Hand nach dem Ringellöckchen auf der Stirne fuhr und mit demselben spielte. Als ich geendigt, schien das eigenartige Kind über den Inhalt des Gesprochenen nachzudenken, dann sagte es tonlos, aber mit großer Entschiedenheit:

„Heinrich sagt, ich weiß genug und alles.“

Es wäre nun ein leichtes gewesen, sie vom geraden Gegenteile zu überzeugen. Aber das Mädchen hatte soeben, indem es der verwachsenen Kameradin in so ergreifender Weise Abbitte geleistet, einen gewissen Edelsinn bewiesen. Konnte und durfte ich in einem solchen Augenblicke ihr mangelhaftes Wissen einer voraussichtlichen Beschämung aussetzen? . . .

Ich unterließ es für diesmal, sie zu prüfen und hieß sie auf ihren Platz sich zurückzubegeben.

Ich rief andere Schülerinnen auf.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Tage erschien Franziska regelmäßig zur Schule, auch am nächstfolgenden. Ich brauchte die Vorsicht, sie nicht zur Tafel aufzurufen, das Mädchen sollte nicht daran gemahnt werden, wie unbotmäßig es sich benommen; aber auch die anderen sollten dem Vorgefallenen keine Bedeutung beilegen. Denn es schien mir gefährlich, sie gewissermaßen zum Mittelpunkt einer Parteibildung zu machen, wovon ich soeben die ersten Anfänge erlebt hatte.

Lina Blüthenstern sollte, soweit es von mir abhing, keine neue Demütigung erfahren.

* *
*

Demnächst soll mit der Aufstellung der neu erfundenen Schulbänke eine Probe gemacht werden; Andreas Achtsiebner, mein Kollege aus der vierten Klasse, will diese Nachricht aus „guter Quelle“ erfahren haben. Andreas Achtsiebner ist immer gut unterrichtet, er weiß und hört alles, was in und außerhalb der Welt vorgeht, die man Schule nennt. Mir geht dieses Talent vollständig ab. Andreas Achtsiebner legt sein Ohr gleichsam an alle Schlüssellöcher; er hat sein Behagen daran, immer auf dem „Laufenden“ zu sein, wie sein Lieblingsausdruck lautet. So muß er ganz bestimmt den Vorgang mit Franziska Feldheim erfahren haben.

Ich ersah das deutlich aus einer Bemerkung, die er heute nach der Schule wie spielend hinwarf.

„Sie laborieren an einem großen Fehler, lieber Kollege, aber Sie werden ihn binnen kurzem ablegen, darauf möchte ich einen Eidschwur leisten. Sie beschäftigen sich zu viel mit dem Individuum, während eigentlich alle unsere Verhältnisse zum Massenunterrichte drängen. Warum hat man den Schulzwang eingeführt? Nun haben wir die Bescherung. Sie werden es noch dahin bringen, lieber Kollege, jedes Kind beim Betreten der Schule auszufragen, ob es sich gestern abend nicht den Magen verdorben habe?“

Über diesen Witz lachte er ganz vergnüglich.

„Ich halte dafür,“ sagte ich, „daß es dem Lehrer nicht schaden würde, wenn er auch einige ärztliche Kenntnisse besäße.“

Jetzt erst lachte er unbändig.

„Das auch noch!“ rief er. „Mit achthundert Gulden Gehalt, Quartierbeitrag und eventuell Quinquennalzulagen! Schweigen Sie still! Man könnte uns sonst beim Worte nehmen!“

„Sie sind also gegen den Schulzwang?" fragte ich.

„Habe ich das gesagt?" rief er ganz verdutzt und schaute sich bedächtig um: „ich sollte den Schulzwang leugnen, dieses Juwel im interkonfessionellen Gesetze? Weiß ich denn nicht, was unser Volk demselben verdankt? Hoho, Freund! glauben Sie, ich könnte jemals den ‚Schulmeister von Königgrätz' vergessen? Man kennt seine Weltgeschichte, man ist nicht so kopfverrannt und verbrannt."

Dabei sah er mir so volläugig, möchte ich sagen, ins Gesicht! Warum sollte ich an ihm zweifeln?

„Apropos," sagte er gleich darauf mit der lustigsten Miene, denn er besitzt die Eigenschaft, daß er schnell von einer Stimmung auf die entgegengesetzte hinüber zu springen vermag, „ich komm' wegen der neuen Bänke nächstens um eine Gehaltsverbesserung ein. Man wird ja mindestens um zwanzig Prozent mehr an Beschuhung brauchen, wenn der Lehrer während des Unterrichtes sich nicht setzen darf. Er soll zwischen den Sitzreihen in einem fort auf und nieder spazieren, und was man so den Unterricht ‚individualisieren' nennt. Mir kann's schon recht sein, wenn sie mir nur meine Stiefel bezahlen."

Und ich? den es seit einigen Tagen tief schmerzt, daß ich mich um Schülerinnen wie diese Franziska Feldheim so unverantwortlich wenig gekümmert hatte! „Alles drängt in der gegenwärtigen Zeit zum Massenunterricht!" hat mein Kollege Andreas Achtsiebner gesagt. Ich fürchte, die neuen Bänke werden uns keine Hilfe bringen.

Lina Blüthenstern, die Tochter der Hausiererin in dem Hühnerhof-Durchhause, scheint übrigens ihren Frieden mit Franziska Feldheim wieder hergestellt zu haben. Wenigstens verließen sie zusammen, die Arme ineinander geschlungen, das Schulhaus. Neben der kleinen Buckligen sah das Mädchen wie königlich aus.

Seit genau zwei Tagen, d. h. seitdem ich Franziska er-

klärt habe, daß sie sich vom Schulbesuche nicht selbst dispensieren dürfe, trägt sie das Ringellöckchen in der Mitte der Stirne nicht mehr. Es ist verschwunden. Aber auch der Kranz ihrer blonden um den Kopf geschlungenen Haare ist nicht mehr da. Sie trägt zwei lange Zöpfe, durch die ein blaues Seidenband sich schlingt.

25. Mai.

Ich erhielt heute einen gar seltsamen Besuch auf meiner Stube. Es war Lina Blüthensterns Mutter, die Hausiererin, die gekommen war, um sich nach der „Aufführung“ ihrer Tochter zu erkundigen. Eine zarte Gestalt mit feiner Röte im Gesicht, die Augen von einer gewissen zutraulichen Schlauheit. Ich beantwortete ihre Frage in zufriedenstellender Weise, denn die Augen der Frau leuchteten in erhöhtem Glanze. Ich fügte noch einige freundliche Worte hinzu, indem ich ihr sagte, daß ihr Kind zu den besten und fleißigsten Schülerinnen meiner Klasse gehöre.

„Gut lernt sie also?“ fragte sie, indem sie mich dabei mit einem unsagbaren Ausdrucke anschaute. „Alle meine acht Kinder lernen gut, vom Ältesten angefangen, der schon im Gymnasium ist und Advokat werden will, bis herab auf meine Lina, die leider das Unglück gehabt hat, daß sie von der Stiege heruntergefallen ist. Sollen sie denn nicht lernen und lernen, wenn sie sehen, wie sich ihre Mutter ernährt mit alten Sachen, damit sie etwas Warmes zu essen haben, und der Vater ist ein Totengräber auf unserem ‚guten Orte‘? Ich frage Sie, Herr Lehrer, sollen sie da nicht lernen?“

Natürlich bekräftigte ich sie in ihrer Anschauung. Sie aber fuhr in ihrem gesteigerten Eifer fort:

„Meine Kinder sollen lernen, was es zu lernen gibt, denn wie heißt es in unserm Gebete, was man dreimal im Tage betet: ‚Du sollst darin lernen bei Tag und bei Nacht.‘ Darf ich Ihnen aber etwas sagen, Herr Lehrer, was mir schon lange auf der Seele liegt, und ich kann es nicht herunterbringen?“

Ich hieß sie niedersitzen und sich mir anvertrauen.

„Ich bin nur ein gemeines Weib, Herr Lehrer, und doch sage ich Ihnen, unsere Jugend lernt jetzt mehr, als in das kleine Gefäß, was Kind heißt, eigentlich hineingeht. Ich seh' ja tagtäglich, was meinen Kindern — acht an der Zahl, und Gott soll sie mir erhalten — vorgesetzt wird. Aber eines lernen sie in der Schule nicht genug, viel zu wenig genug. Und das sagt Ihnen Perl Blüthenstern, auch Frau Pauline Blüthenstern im Hochdeutschen, und sie will es beschwören, wenn ich auch nur eine Hausiererin bin: Die Kinder lernen heutzutage zu wenig Moral!"

Ich verstand sie nur zu wohl, diese arme Mutter von acht lebendigen Kindern, die sie mit ihrem Herzblut atzte und aufzog.

Ist es aber nicht befremdend, daß aus ihren Worten die Sprache des Kooperators wie ein fernes Echo widerklang?

Ich fragte sie, wie sie das verstehe?

„Wie ich das verstehe, Herr Lehrer?" rief die Frau und hatte sich in großer Erregtheit von ihrem Sessel erhoben. Die zarte dünne Gestalt des Weibes schien über ihr gewöhnliches Maß hinausgewachsen. „Es gibt gar nichts auf der Welt, was ich besser könnt' verstehen! Schickt sich denn das, daß mir ‚so' eine Franziska mein Kind blutig beleidigen darf mitten in der Schule und wirft ihr vor, daß ihre Mutter mit alten Sachen handelt? Heißt das eine Moral?"

Ich horchte hoch auf.

„Kennen Sie die Schülerin Franziska Feldheim?" fragte ich sie.

„Ob ich sie kenne? Kennt man einen gut, wenn man Wand an Wand neben ihm wohnt in dem Durchhause, was von der Hühnergasse nach dem Rudolfsspitale führt? Was hat sie mein Kind vor der ganzen Schule zu beleidigen? Und alle, wie sie dasitzen, lachen sie aus, und mein armes Kind muß weinen! Heißt das Moral in der Schule gelernt?"

Ich suchte Lina Blüthensterns Mutter so viel als möglich zu beschwichtigen; unter anderem bemerkte ich ihr, daß Franziska Feldheim das begangene Unrecht eingesehen und ihrem Kinde Abbitte geleistet habe. Mehr könne man vorläufig nicht verlangen.

Sie sah erstaunt zu mir auf.

„Das ist wahr,“ sagte sie darauf, „mein Kind lügt niemals. Das ist nicht die Gewohnheit von Pauline Blüthensterns Kindern! Man soll im ganzen Hühnerhof-Durchhause nachfragen, ob einer aufstehen kann, der gegen meine Kinder etwas sagen kann, was auf ein Quentel Gewicht geht.“

Unstreitig hielt die Frau etwas zurück, und gerade dieses eine erregte in seiner scharfen Betonung des Wertes ihrer eigenen Kinder meine Aufmerksamkeit.

„Was haben Sie denn gegen das Kind Ihrer Nachbarin einzuwenden, Frau Blüthenstern?“ fragte ich.

„Man soll seinen Mund nicht zum Bösen auftun,“ meinte sie mit etwas berechneter Feinheit.

„Man soll aber auch nicht seine Mitmenschen verdächtigen!“ rief ich erregt, denn dieses hingeworfene Zischeln gegen das abwesende Kind verdroß mich an der Hausiererin.

„Habe ich das getan?“ fragte sie erschrocken, und sie setzte sich wie erschöpft in ihren Kräften nieder. Dann aber erhob sie sich wieder rasch.

„Was sag' ich denn immer?“ rief sie überlaut, fast schreiend. Und nach ihrer Weise beantwortete sie sich selbst: „Ich sag' immer zu meinen Kindern: In der Schul' müssen die Kinder jetzt Moral lernen, denn zu Hause sehen sie es nicht vor sich.“

„Meinen Sie das besonders in bezug auf Franziska ...?“

„Was soll ich anders meinen?“ rief sie, und wie kochend heißes Wasser brach es aus ihrem Gemüte hervor. „Weiß ich denn, oder wissen es die andern im ganzen Durchhause, wovon die Büglerin, ihre Mutter, lebt? Von der Bügler-

schaft ist es nicht! Ich will aber meinen Mund nicht zum Bösen auftun, denn das ist eine Sünde! — Und da wirft man meinem braven Kinde vor, daß seine Mutter mit alten Sachen handelt? Warum handle ich mit alten Sachen? Weil ich acht lebendige Kinder habe und weiß, was die verlangen. Und sie hat nur eines und will das Kind nicht in der Schule lassen, damit es da etwas lernt und besonders Moral. Muß ich da nicht auf kuriose Gedanken kommen?"

So wogte der Redestrom der Hausiererin unausgesetzt weiter, ohne daß ich ihm einen Damm entgegensetzte. Was mir mit einiger Klarheit aus diesen bald wirren und krausen, bald wieder überraschend lichten Bekenntnissen entgegentrat, ergab ungefähr folgendes:

Die Büglerin, Franziskas Mutter, lebt schon seit zwei Jahren in dem großen Durchhause der Hühnergasse. Adlig sei sie, ob „durch sich selbst" oder durch ihren Mann, das wisse sie nicht. Früher habe sie „noble" Kundschaften gehabt, aber seit einiger Zeit hätten sie sich verlaufen. Einen Mann habe die Frau gehabt, das stehe fest, aber gesehen habe ihn noch kein lebendiges Auge. Einige sagen, er sei bei einer Eisenbahn gewesen, die habe aber einmal ein großes Unglück angestellt und wären dabei fünfundzwanzig Menschen und zwei Kinder zugrunde gegangen; andere sagen wieder, er spielt Theater unten im Prater; noch andere wollen wissen, er sei ein reicher Fabrikant gewesen, der, weil er einen betrügerischen Bankerott gemacht, das Weite suchen mußte; aber kein Mensch weiß darüber etwas Bestimmtes. In der Hühnerhofgasse hat ihn noch keiner gesehen. Die Büglerin scheine früher traurige Tage gehabt zu haben, wo es ihr an allem und jedem gefehlt haben mußte. Not und Elend haben bei ihr aus allen Ecken herausgeguckt. Wer kann sich da an eine solch adlige Büglerin herantrauen? Man meint sie immer zu beleidigen. Und dabei der Stolz

und das versteckte Wesen ... und ausgetretene Schuhe! So mache es die Mutter, und so mache es das Kind! Aber sie wolle, wie gesagt, ihren Mund nicht zum Bösen auftun.

Es war eine jener gewöhnlichen Mitteilungen aus dem Leben vorstädtischen Elendes, wie sie sich mit erschreckender Einförmigkeit von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wiederholen. Und dennoch, als sie mir durch den Mund der Hausiererin, so, wie ich sie ihr nacherzähle, mehr andeutungsweise als im ganzen bestimmt zukamen, war mein Gemüt in eigentümlicher Spannung bewegt. Was war es doch, was mich an diesem landläufigen Klatsch anzog? Selbst die ans Ende ihrer Auskünfte gestellte Mitteilung, daß seit einiger Zeit in der Wohnung der Büglerin einiger Überfluß zu herrschen scheine, es müßte das infolge geheimer Zuflüsse sein, deren Quelle sich in ein gewisses Dunkel hülle, war es nicht, was mich nachdenklich machte. Ich fühlte es beinahe greifbar: mein Gemüt litt unter dem Schatten einer Gefahr, für die ich keinen Namen wußte, die in gar keinem Verhältnisse zu den gegebenen Tatsachen stand. Aber diese Gefahr war da! Selbst die klügelnde Betrachtung, daß im Grunde das Geschick der Büglerin mir ganz ferne stehen müsse, änderte nichts an dem Bewußtsein, daß ich mich unruhig fühlte, wie noch niemals zuvor! Und in dieser Lage fragte ich zuletzt die Hausiererin:

„Und Franziska, wie benimmt sie sich gegen ihre Mutter?“

„Die?“ meinte Frau Blüthenstern, ganz gegen ihre bisherige Art mit einem Male schüchtern, fast furchtsam geworden, indem sie sich gegen die Türe zurückzog. „Die Franziska ist ein merkwürdig Kind! Von der wird die Welt noch etwas zu hören bekommen, ich weiß nur nicht was. Eine Prophetin bin ich nicht ... wenn ich mit meinem Kopfe auch manches durchschaue, was andere nicht sehen. Aber die Franziska ist ein merkwürdig Kind! Zum Guten kann ich

leider Gottes meinen Mund nicht auftun. Zum Bösen will ich ihn nicht auftun!"

Sie war gegangen, und ich hatte es nicht bemerkt.

* *
*

Der Kooperator hat eine zweite Niederlage erlitten. Er hat für den Schlag, den er seinerzeit einer kleinen Schülerin der dritten Klasse dafür auf die Finger versetzte, daß sie eines der Worte des Heilandes nicht auswendig wußte, eine Art Verweis erhalten! Er trägt aber sein Haupt so stolz, ja triumphierend aufrecht, als wäre ihm eine recht große und weithin leuchtende Ehre zuteil geworden.

Mir gegenüber äußerte sich Andreas Achtsiebner, mein Kollege, händereibend, ganz entzückt über den „Merks", der auch „ihm" — womit er den jungen Priester meint — auf die „geweihten Finger" dekretiert worden sei.

„Warum," sagte er, „sollen nur wir allein unter der Zuchtrute des Gesetzes wie Sklaven leiden? Gleiches Recht für alle! Entweder gebt auch uns Prügelfreiheit oder beuget die Tonsurierten zu uns herab. Das verlangt das demokratische Prinzip!"

Dieser Ansicht gegenüber spricht eine Stimme in mir sich entschieden abhold aus. Ich kann es nicht übersehen, daß die Hand des jungen Geistlichen, die zum Schlage ausholte, zu gleicher Zeit diejenige ist, die segnet! Es stimmt mir nicht zusammen, daß der Mann der Kirche und der Mann der Schule zwei verschiedenen Wesenheiten angehören solle: die eine unnahbar und wie in eine strahlende Wolke eingehüllt, die andere greifbar und ausgesetzt jedem Tadel!

Die Wahrheit muß irgendwo in der Mitte liegen, aber ich erkenne sie nicht.

Bei Andreas Achtsiebner ist sie nicht zu finden, aber auch bei dem hochmütigen Kooperator ist sie nicht. Meine Lehrerschaft ist wohl noch zu jung.

Wenn ich nämlich Herrn Andreas Achtsiebner recht verstehe, so hätte er gegen die Einführung der Prügelfreiheit, wie es er nennt, nicht den geringsten Einwand. Er protestiert nur in so lange dagegen, als sie durch das Gesetz nicht wieder gestattet ist. Dagegen nimmt sie der junge Priester wie ein ihm angeborenes Recht jederzeit in Anspruch. „Seht, wie ihr Laien mit dem Ungehorsam und der bösartigen Natur fertig werdet! Mir muß die Züchtigung zustehen, welche die Kirche jederzeit ausgeübt hat.“

In diesem Sinne soll er sich auch gegen den Herrn Oberlehrer geäußert haben; er spielt mit seiner Unbotmäßigkeit gleichsam Fangball.

„Diesen schriftlichen Wisch,“ so bezeichnete er die Zuschrift des hohen Landesschulrates, womit ihm ein „Verweis“ erteilt wurde, „werde ich hinter den Spiegel stecken; dort mag er bei Staub und Spinnegewebe der seligsten Ruhe sich erfreuen. Denn meine Wege sind nicht eure Wege, und meine Gedanken sind nicht eure Gedanken. Amen! Sela!“

Welches sind denn die Gedanken dieses jungen Priesters? Und wohin führen seine Wege?

Denkt er nicht, wie dies die weisesten Lehrer der Erziehungskunde gelehrt haben, daß die Kindesseele uns ein Heiliges sei, vor dessen Eingangspforten alle Gemeinheit und Niedrigkeit zu verstummen hat? Führt sein Weg nicht endlich auch zu der Betrachtung, daß der Kindesleib nur das Gefäß dieser Kindesseele ist, daß also auch dieser zu bewahren ist vor jedem Unwürdigen und Demütigenden?

20. Mai.

Das längst in Sicht gewesene Ereignis ist endlich eingetreten.

Der Bezirksschulinspektor hat gestern meine Klasse besucht.

Er hat treue, brave Augen, wie ich sie liebe, und dürfte bereits über die fünfzig Jahre hinaus sein. In seinem ganzen Wesen keine Spur von behördlicher Überhebungssucht, obwohl

er doch wissen mochte, daß ich nur ein „Provisorischer" bin. Vor allem fragte er mich, ob die Klasse vollzählig sei. Das konnte ich ihm auch bestätigen, denn mit Ausnahme von drei oder vier erkrankten Kindern waren sie alle gekommen. Auch Franziska Feldheim war da. Eine flüchtige Musterung belehrte mich aber, daß das blonde Ringellöckchen wieder in der Mitte ihrer Stirne saß. Das blaue Seidenband fehlte auch diesmal nicht. Dazu war noch etwas Neues gekommen: um ihren Hals schlang sich ein schwarzes Sammetbändchen, woran ein medaillonartiger Gegenstand hing; offenbar hatte sich das Kind gerade heute in seinen besten Staat geworfen, was mir nicht gefiel.

Auch der Inspektor schien sie bemerkt zu haben. Er fragte mich, wer das „große Mädchen" sei, das auf der letzten Bank sitze, und wie es komme, daß sie noch in dieser Klasse sich befinde.

Ich gab ihm die gewünschte Auskunft, indem ich noch hinzufügte, das Mädchen sei reif zum Austritte, und das Gesuch um die gesetzliche Dispens liege dem Bezirksschulrate vor; es sei das Kind einer sehr armen Mutter, die seiner im Hause bedürfe.

Ich weiß nicht, warum ich diese Auskunft zögernd, fast zagend gab. Der Inspektor schien auch manches meiner Worte überhört zu haben, denn er fragte rasch:

„War ihr Fortgang befriedigend?"

Gerade das Gegenteil wollte ich bestätigen und tat es doch nicht. Denn wieder, wie schon vor einigen Tagen, trat mir der Gedanke nahe, wie beschämend es für das „reife" Mädchen sein müsse, vor den jüngeren Kameradinnen und noch dazu in Gegenwart des Herrn Inspektors als die Letzte meiner Klasse bezeichnet zu werden. Konnte eine solche Bloßstellung sie erheben? Denn aus Demütigungen geht selten die Besserung hervor.

Zum Glücke bemerkte der Inspektor mein Kopfschütteln

nicht; denn er hatte sein Büchelchen hervorgezogen und notierte sich mit dem Stifte etwas hinein. Da der Unterrichtsgegenstand gerade heute die Rechtschreibung betraf, auf die er, wie mir Andreas Achtsiebner früher erzählt hatte, das größte Gewicht legte, so rief ich aus dem Kataloge einige der Schülerinnen zur Tafel, unter anderen die verwachsene Lina Blüthenstern. Franziska Feldheim überging ich wohlweislich. Der Inspektor musterte erst die kleine Schar durch seine Augengläser. Dann aber, wie sich besinnend, meinte er:

„Ich möchte auch das große Mädchen dort auf der hintersten Bank vorgerufen haben."

Ich rief also Franziska Feldheim auf.

Das Mädchen erhob sich langsam von seinem Sitze; nicht erschrocken, nicht hastig bewegt wie die andern, die das Bewußtsein hatten, unter die Augen des strengen Mannes zu treten, sondern wie einer inneren Nötigung folgend; etwas Müdes und Erschöpftes in ihrer ganzen Haltung. Dabei saß ein häßliches Lächeln auf ihren Lippen, und das Stirnlöckchen sowohl, als das blaue Seidenband in ihren flachsblonden Flechten, namentlich aber das Medaillon an ihrem Halse stachen unter den ärmlichen Genossinnen sonderbar hervor.

Lina Blüthenstern war die erste, die der Inspektor an die Tafel treten ließ. Er selbst diktierte ihr folgenden Satz:

„Gott hat den Menschen in seiner Ähnlichkeit geschaffen und nach seinem Bilde; darum sollen wir uns bemühen, in seinem Geiste zu handeln und so gütig zu werden wie er."

Die kleine Verwachsene hatte den Satz fehlerfrei niedergeschrieben. Auch die kühne, geschwungene Schrift des Mädchens mußte befriedigen; Lina Blüthenstern gehörte eben zu den besten Schülerinnen meiner Klasse.

Der Inspektor lächelte.

„Kannst du dich wohl erinnern, Kleine," fragte er, „wo

du etwas ähnliches, wie das von dir Geschriebene, schon gehört oder gelesen hast?"

Es war mir nicht klar, was den erfahrenen Mann bewog, gerade diese Frage an das Kind zu richten.

Er mochte aber seine Gründe haben.

Lina Blüthenstern besann sich einen Augenblick; dann rief sie, eine lebhafte Röte auf dem altklugen Antlitze:

„Das habe ich in den biblischen Erzählungen gelesen!"

„Die Jüdin glaubt an alles!" hörten wir beide in demselben Augenblicke aus Franziskas Munde.

Der Inspektor zuckte zusammen und auch ich, dem der Atem still stand. Der Inspektor faßte sich aber rascher.

„Du weißt es also besser, als deine Kameradin?" wandte er sich an Franziska. „Wie erklärst du mir deine Worte, daß sie an alles glaubt? Ist es denn nicht wahr?"

Ohne Zögern antwortete das große Mädchen, und wieder saß jenes Lächeln, welches ich geradezu als häßlich bezeichnen muß, auf ihren Lippen.

„Lina ist noch ein kleines Ding, sie glaubt eben alles."

„Muß man denn groß sein, um nicht an alles zu glauben?" fragte sie der Inspektor nach einer Weile.

Sie sah ihn mit ihren braunen Augen verblüfft an.

„Die Menschen sind ja gar nicht erschaffen worden!" stieß sie heftig übersprudelnd hervor.

„Bist du dessen so gewiß, Mädchen?" rief der Inspektor in der atemlosen Stille.

„Ja!" sagte die Schülerin. „Es hat's mir einer gesagt. Die Menschen sind erst nach und nach geworden; aber zuerst sind sie Tiere gewesen —"

Der Inspektor war tiefernst geworden; er rückte in großer Unruhe auf seinem Lehnstuhle hin und her.

„Seltsam!" flüsterte er leise vor sich hin; dann sich zu mir neigend, sprach er leise zu mir:

„Wie kommt Darwin und die Entwicklungslehre in unsere Schule?“

Und ohne meine Antwort abzuwarten, rief er dem Mädchen zu, trotz seiner sichtbaren Fassungslosigkeit unentwegt, denn er ist eine jener tapferen Schulmeisternaturen, die nicht so leicht aus dem Gleichgewicht zu heben sind:

„Kind, hat dir derjenige, der dir solche Dinge in den Kopf gesetzt hat, auch gesagt, daß der Mensch wieder zum Tiere herabsinken kann? — Du bist, wie ich ersehe, eine der schlechtesten Schülerinnen deiner Klasse und hast wahrlich keine Ursache, deine jüngeren Kameradinnen beschämen zu wollen. Versuche es jetzt, ob du es besser machst als sie.“

Franziska mußte zur Tafel; zu meiner äußersten Befremdung jedoch war ihre Haltung trotz der eben erfahrenen Demütigung eine durchaus unbefangene. Als ginge es zu einem jener Schultriumphe, auf die wir noch mit grauen Haaren stolz bewegt zurückblicken, nahm sie die Kreide zur Hand und erwartete so das Diktat des Inspektors.

„Bist du bereit, Kind?“

„Ja!“ sagte sie überlaut, aber aus ihren braunen Augen sprühte dabei ein dunkles Feuer. Dann wandte sie sich rasch von uns beiden ab, bei welcher Bewegung die blonden Zöpfe ihr wild um den Kopf flogen.

Der Inspektor diktierte langsam:

„Warum trübst du mir das Wasser? sagte der räuberische Wolf zu dem frommen Lamme und sprang auf dasselbe los, um es zu zerreißen.“

Zu unserer Überraschung stand der Satz in vollkommen ausgeglichenen Schriftzügen ohne den geringsten Verstoß gegen die Regel der Schreiblehre auf der Tafel da! Hatte das wirklich die schlechteste Schülerin meiner Klasse geschrieben?

Der Inspektor nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Hast du den Satz verstanden, Kind?“ fragte er.

Franziska schien das Geschriebene nochmals reiflich zu erwägen.

„Nein!“ sagte sie dann.

„Was ist dir unverständlich?“ meinte der Herr Inspektor. „Das versteht ja das kleinste Kind.“

Es war klar: er konnte den innen gehaltenen Groll gegen das Mädchen nicht ganz unterdrücken.

„Daß der Wolf ein Räuber genannt wird,“ sagte das Mädchen. „Der Wolf ist kein Räuber, er muß nur so sprechen.“

„Er muß?“ rief der Inspektor erstaunt.

„Wovon sollte er denn sonst leben können?“ meinte Franziska, ihre braunen Augen ohne alle Scheu auf den vor ihr sitzenden Mann richtend, als habe sie, und nicht er die Aufgabe des Prüfens. „Der Wolf muß ja leben.“

„Es ist gut, Kind,“ sagte der Inspektor nach einer Weile, „du kannst dich wieder in deine Bank zurückbegeben.“

Zu mir aber, der ich hart an seiner Seite stand, flüsterte er, ohne daß er mir sein Gesicht zuneigte:

„Welche merkwürdige Entdeckung man doch macht! Sogar ‚vom Kampf ums Dasein‘ weiß dieses Kind.“

Im übrigen verlief die Inspektion, wie ich anzunehmen berechtigt war, ganz gut. Ich glaube dem Herrn Inspektor den Beweis geliefert zu haben, daß auch der „Provisorische“ gut Schule zu halten verstehe, wie der landesübliche Ausdruck lautet. Im großen und ganzen hatte sich die Klasse ganz wacker gehalten; sie war mit einem Feuer und einer Lust im Pulverdampfe der Schlacht gestanden, wie es den ältesten Soldaten, ich will sagen, den Schülerinnen der achten Klasse zur Ehre gereicht hätte.

Dennoch sagte mir der Schulinspektor beim Fortgehen kein freundliches Wort; sein Antlitz war wie von schwarzen Wolken beschattet, es schien mir, er verbarg seinen Groll wider mich nur mühsam.

Ich geleitete ihn die Treppe hinab. Noch im Gehen notierte er sich etwas in sein Büchlein. Wird da dein Schicksal besiegelt? mußte ich denken. Auf dem letzten Absatze blieb er stehen, und sich zu mir wendend, sagte er barsch:

„Sie sind noch ein junger Lehrer und lehren vielleicht heute, was Sie erst gestern mühsam gelernt haben. Das ist nichts Neues für mich. Haben Sie vielleicht jemals Äußerungen getan, deren Widerhall ich soeben von dem sonderbaren Mädchen vernommen? Sprechen Sie offen mit mir.“

Ich konnte mit Bestimmtheit versichern, daß dies nie der Fall gewesen ist. Ich achtete das Heiligtum der Kindesseele zu sehr, als daß ich es mir beifallen ließe, es mit unverstandenen Wissensproblemen zu beschmutzen. Kindern dürfe man ja nur unbestrittene Wahrheiten vorführen.

Er fixierte mich scharf.

„Ich will Ihnen Glauben schenken,“ sagte er. „Sie sehen nicht wie ein Lügner aus! Woher hat aber das sonderbare Kind diese Ideen? In der Art, wie sie sie aussprach, lag etwas Tieferschreckendes. Wo hat es diesen Unterricht empfangen? Sie sollten das zu erforschen trachten, Herr Lehrer. Kinder, wie diese Franziska Feldheim, könnten unsere Schule kompromittieren.“

Damit verließ er mich.

Also auch er nannte sie ein sonderbares Mädchen! Und hatte die Mutter der kleinen Verwachsenen, die Hausiererin aus dem Hühnerhof-Durchhause, sie nicht gleichfalls so genannt?

Wie ich nun in die Schule zurückkam, um die Klasse zu entlassen, fand ich sie bereits in Gruppen aufgelöst, außerhalb der Bänke, was eigentlich gegen die Schuldisziplin war. Ich unterließ aber jede Rüge, weil ich den Kindern den soeben in Gegenwart des Herrn Inspektors errungenen Sieg nicht verkümmern wolle.

Schwatzend und lachend drängten sie zur Tür hinaus. Nur zwei Mädchen waren zurückgeblieben.

In einer der letzten Bänke saß Franziska Feldheim, beide Hände vor das Gesicht gepreßt und weinte bitterlich, während Lina Blüthenstern sie zu trösten schien.

* *
*

Ich kehrte gestern, an einem Ferientage, in später Abendstunde von einem Ausfluge in die grünen Auen und Waldpartien zurück, die sich an der nordöstlichen Seite der großen Riesenstadt meilenweit ausdehnen und die Lungenflügel des Häusergewirres bilden. Auf dem Heimwege stieß ich auf meinen Kollegen Achtsiebner, der zu demselben Zwecke den freien Tag benützt hatte. Er überredete mich ohne Mühe, mit ihm auf ein Glas Bier in jenen Teil der Au uns zu begeben, der seit mehr als einem Jahrhundert der „Volksbelustigung" gewidmet ist. Wir fanden nirgends ein Plätzchen, um uns niederzulassen. Buschschänken und Wirtshäuser, Ringelspiele und Taschenspielerbuden, Lokalsänger und Menagerien, alles hatte sein dichtbesetztes Publikum, worunter namentlich unsere Kinderwelt vertreten war. Andreas Achtsiebner, der sich in dieser Gegend vortrefflich auskennt, hatte endlich beim „silbernen Kegel" einen Ruhepunkt entdeckt, der ihm einladend genug schien.

Es war das ein vortreffliches Plätzchen für einen kühlen Trunk; weit und breit war kein schöneres zu finden, nirgends gab es so schattenvolle Bäume als gerade hier. Darunter eine prächtig ästige, alte Eiche; in ihrem dichten Laube, trotz des wüsten Lärmens, das ringsherum herrschte, lustige Vogelstimmen. Bald standen auch die vollen Gläser vor uns; ich fühlte es, meine bis dahin schwer belastete Stimmung hatte gewissermaßen Fittiche erhalten, die in die Weite begehrten. Denn in den letzten Tagen litt sie unter einem unsagbaren Drucke.

Achtsiebner stieß mit mir an.

„Auf Ihr Wohl, Provisorischer!" rief er.

Es dunkelte bereits. Hier und da leuchteten die Gaslaternen. Ich mahnte zum Aufbruche, da ich für den morgigen Schultag noch einiges vorzubereiten hatte.

„Hoho!" rief Andreas Achtsiebner übermütig heiter. „Treibt Sie des Reglement, Paragraph so und so viel, das uns anempfiehlt, unanständige Lokale, als da sind: verrufene Wirtshäuser und dergleichen, zu vermeiden?"

Mir mißfiel diese Bemerkung gründlich, und ich machte auch kein Hehl daraus.

„Zwischen Kollegen muß ja ein Spaß gestattet sein!" meinte er lachend. „Wenn es nach dem Willen gewisser Leute ginge, würden sie ohnehin aus uns Lehrern so eine Art priesterliches Brimborium machen, das sich nirgends blicken lassen darf, als in der Schule."

„Wir heißen Volkslehrer!" erwiderte ich, wahrscheinlich mit mehr Wärme, als der Ort, wo wir uns befanden, gestattete.

„Nur nicht sentimental, Provisorischer!" sagte Achtsiebner sarkastisch. „Ich vertrage so was nicht. Ich bin aus der Gegend von Retz gebürtig, mein Lieber, und da wächst ein Tropfen, der solchen Reden spinnefeind ist."

Es war klar, Andreas Achtsiebner, mein Kollege, gehörte nicht zu den ernsten Naturen, oder vielmehr, er ist eine Natur der verschiedensten Tonarten.

Noch ehe ich ihm etwas entgegnen konnte, rief er mit einem Male überlaut:

„Still, Provisorium, die Harfenisten beginnen!"

Auf einer Art erhöhter Estrade befand sich ein Klavier, aus dessen Tasten ein Mann in fadenscheinig schwarzem Frack, mit dünnem, grauem Haar und fahlen Wangen, präludierend einige verstimmte Töne entlockte, nachdem er zuvor mit einer gewissen Eleganz ein Paar schmutziger Handschuhe darauf gelegt hatte, wie dies die großen Künstler in den Konzerten zu tun pflegen.

Hierauf betrat ein nicht mehr junges Frauenzimmer mit rot und weiß geschminkten Wangen, das in dem flackernden Licht der Gaslaternen und durch die grell aufgetragenen Farben den unheimlichen Glanz seiner schwarzen Augen noch mehr hervortreten ließ, die Estrade. An den entblößten Armen trug sie ein halbes Dutzend flimmernder Brasseletts; ein brennend roter Schal umhüllte die kantig scharfe, abgemagerte Gestalt. Nun trat sie bis hart an den Rand der Estrade und begann mit unschön kreischender Stimme ein Lied, dessen Titel sie vorher angekündigt. Er lautete: „Wie die Herren Kinder es jetzt anfangen, um mit ihren Herren Eltern fertig zu werden.“

Aber nicht so sehr der Inhalt der gesungenen Worte, als vielmehr der Nachdruck, mit dem sie sang, die Gebärde, womit sie sie begleitete, die Bewegung, die am Schlusse einer jeden Strophe die Nutzanwendung des Refrains handgreiflich klar machte, war es, was mich in tiefster Seele anwiderte.

Dem Publikum des „silbernen Kegels“ schien übrigens sowohl die Sängerin als der Inhalt ihres Liedes außerordentlich gefallen zu haben. Nach einer jeden Strophe wurde sie aufs lebhafteste beklatscht. Ich sah sogar halberwachsene Kinder, Knaben und Mädchen, die an der Seite ihrer Eltern an den Tischen saßen, tapfer in die Hände schlugen und sich wie die Großen gebärdeten.

„Nannerl!“ hörte ich eine beleibte Handwerksfrau aus der Vorstadt zu ihrem etwa achtjährigen Töchterchen sagen: „Nannerl! paß gut auf, daß du mir's morgen nachsingen kannst.“

Ich mahnte wieder zum Aufbruch.

„Das schadet gar nichts!“ meinte Andreas Achtsiebner, sich nur mit Widerwillen erhebend, als wolle er die unausgesprochenen Gedanken meiner Seele ergänzen. „Das schadet nichts. Unsere Schule betrachtet ohnehin ihre Zöglinge viel zu viel wie Zuckerplätzchen, die in Fließpapier gewickelt

werden müssen, um nicht zu ‚zergehen‘. Unser Volk will seine Kinder überall dabei haben und macht keinen Unterschied. Nur nicht die Dinge auf den Kopf stellen, Provisorium! Sie fallen doch stets auf die Füße zurück.“

In demselben Augenblicke, als wir aufbrachen, bemerkte ich, daß an einem nahe der Estrade befindlichen Tische ein junges Pärchen gleichfalls seinen Platz verließ. Es war ein Knabe und ein Mädchen. Wir hatten sie früher nicht gewahren können, weil sie uns den Rücken gekehrt hatten, sie auch teilweise durch den dicken Stamm der Eiche gedeckt waren. Das Pärchen schien es übrigens sehr eilig zu haben; denn trotzdem es in gerader Richtung mit uns einen Weg ging, hatte es stets einen bedeutenden Vorsprung, und um nicht Andreas Achtsiebner neuerdings Gelegenheit zu geben, in seiner Art zu philosophieren, mäßigte ich selbst meine Schritte, denn ich vermutete, nicht ohne die innerste Bewegung, daß das Persönchen, welches uns mit seinem Begleiter Arm in Arm voraneilte, niemand anderes war, als die schlechteste Schülerin meiner Schule, Franziska von Feldheim. . . .

Ich hatte die blonden, von einem blauen Seidenbande durchschlungenen Flechten des Mädchens wohl erkannt und eine gewisse Haltung des Kopfes, die nur ihr gehörte. . . .

Das konnte keine Sinnestäuschung und kein Spiel meiner aufgeregten Einbildungskraft sein. Wie kam aber das Kind am späten Abend mit dem Knaben gerade hierher?

Ich setzte meinen Weg neben Andreas Achtsiebner fort, ohne auf seine Äußerungen sehr zu achten. An einer Biegung des Weges, der von dort unmittelbar in die innere Stadt führte, verlor sich das Pärchen mit einem Male mitten im Gedränge der nach Hause flutenden Menge. Ich sah das blaue Seidenband Franziskas noch einmal vor mir aufleuchten, dann war alles vorüber.

Da ich in einer anderen Richtung der ziemlich ausge-

dehnten Vorstadt als mein Kollege Achtsiebner wohnte, nahm ich an einer mir passenden Stelle die Gelegenheit wahr, mich von ihm zu verabschieden. Denn es drängte mich gewaltig nach meiner stillen Behausung zurück. Aber noch im Fortgehen rief mir Andreas Achtsiebner laut lachend die Worte zu:

„Nur nicht zu sentimental, Provisorium! Lassen wir doch unsere Kinder leben!“

Es war knapp vor der Sperrminute, als ich an meiner Wohnung anlangte. Unter dem Torweg trat mir der Hausmeister entgegen, ein mir sehr ergebener Mann, da sein Kind unsere Schule besucht, und übergab mir einen Brief, den ein „Dienstmann“ aus der inneren Stadt vor einigen Stunden gebracht hatte.

Die Aufschrift trug in schönen, nur etwas unausgeglichenen Schriftzügen meinen Vor- und Zunamen, mit der vollen Bezeichnung meines „Charakters“ als Lehrer der städtischen Volksschule im zehnten Bezirke; selbst das „provisorischer“ war nicht übersehen worden.

In meiner Stube angelangt, las ich folgendes Schreiben:

„Herr Lehrer der Volksschule! Franziska von Feldheim steht unter meinem Schutze, und niemand soll ihr etwas tun dürfen. Franziska von Feldheim ist die erste unter allen Schülerinnen; selbst die aus der achten Klasse stehen tief unter ihr. Wenn Franziska gewollt hätte, wäre sie längst in der achten. Aber sie will nicht, und da darf sie niemand zwingen. Wer es aber dennoch tut, der hat vergessen, daß ich auch auf der Welt bin und wird es büßen!“

Das sonderbare Schreiben trug keine Unterschrift.

Wer war doch derjenige, der mir in solcher Weise Krieg ankündigte und zwar Krieg auf Tod und Leben?

Ich las den Brief zu wiederholten Malen. Und plötzlich, mit einem Schlage stand die ganze Wahrheit vor mir. Der diese Zeilen geschrieben, war kein anderer, als jener „Heinrich“, von dem Franziska Feldheim schon einmal ge-

sprochen. Damals hatte ich diesen Namen nicht beachtet. Aber im Zusammenhange mit der Prüfungsszene, die vor dem Inspektor spielte, im Zusammenhange endlich mit dem Inhalte dieses halb kindischen, halb frech unehrerbietigen Schreibens schien mir das Geheimnis vollständig gelüftet. Nur eines warf meine Schlüsse wie ein Kartenhaus um: soll „Heinrich“ jener Knabe sein, mit welchem ich, Arm in Arm geschlungen, das Mädchen soeben getroffen hatte?

Der Gedanke erschien mir so abenteuerlich, daß er mich zuletzt hell auflachen machte. Und doch kam er wieder, kam nochmals mit anderen Gründen und Beweisen, die sich aus meiner Nähe nicht mehr entfernen ließen.

Es stand fest in mir: „Dieser“ Heinrich ist der Schreiber des Briefes, und dieser Heinrich ist — ein Knabe!

* * *

Ich hatte eine trübe, schlaflose Nacht hinter mir

Es war etwas in mein bis dahin so stilles Leben getreten, dessen ich mich nicht zu erwehren vermochte. Ich fühlte, es hielt mich fest, wie mit einer Eisenklammer, so sehr ich alle Vernunftgründe dagegen aufbot. „Was willst du denn eigentlich von dir selbst?“ fragte ich mich ein über das andere Mal, „was ficht dich an dem Geschicke dieses Kindes mit so eigentümlicher Beredsamkeit an? Gehen die Gerechtsame der Schule so weit, daß du in dieses Einzelleben hineingreifen darfst, ohne daß du dazu einen faßbaren Anhaltspunkt hast?“

Das Mädchen hatte eine Mutter. Wenn es der Büglerin genehm war, daß ihr Kind in Nacht und Nebel mit einem Knaben umherstrich, was ging das mich an? Wer hatte mich zum Richter gesetzt, wer mich dazu berufen?

Andreas Achtsiebner, mein Kollege, hätte ich ihm den Fall vorgelegt, würde wahrscheinlich in ein helles Gelächter ausgebrochen sein. „Provisorium!“ hätte er gesagt, „das ist

nicht unsere Sache! Wir sollen die Orthographie unserer Schulklasse einrenken, wie wir es eben verstehen, aber Familienverhältnisse? Das geht über unsere Instruktionen und Reglements."

Dann aber kamen andere Stimmen, die mir das gerade Gegenteil anrieten. Warum hatte Lina Blüthensterns Mutter auf meiner Stube die Worte fallen lassen: „Die Franziska ist ein merkwürdig Kind, aber ich will meinen Mund nicht zum Bösen auftun!?"

Es war also klar, die arme Hausiererin hegte dieselben Betrachtungen, ja ihr standen die rechten Anhaltspunkte zu Gebote, während ich bisher im Dunkeln tappte. Warum vertraute sie sich mir an? Unstreitig darum, weil sie mir als dem Lehrer des Mädchens das Recht, ja die Pflicht zuerkannte, in die „Moral" des Nachbarkindes werktätig einzugreifen.

Noch eines erwog ich in meiner Seele.

Der Brief, der mir in so rätselhafter Weise zugekommen, war ohne jeden Zweifel ein Gegenstand, der vor die prüfenden Augen der Lehrerkonferenz gehörte. Vor dem versammelten Personale sollte Franziska erscheinen und einem strengen Verhör unterzogen werden. Wen sie in dem Schreiber dieses Briefes vermute? Und für den Fall ihres Geständnisses: in welchen Beziehungen Heinrich zu ihr stehe? Was ihn vermocht habe, in einer solchen Art den schuldigen Respekt vor der Schule außer acht zu lassen? Und noch anderes mehr.

Dagegen erhob sich mächtig in mir eine andere Stimme, die dieses Auskunftsmittel entschieden verwarf. Durfte ich das Mädchen vor die Konferenz zitieren, damit die spöttischen Augen Andreas Achtsiebners in den geheimen Tiefen dieser Kindesseele forschten? Ich traue, damit ich es mir nur gestehe, weder ihm noch dem Oberlehrer das Verständnis zu, in den Blättern eines Buches zu lesen, das selbst mir erst seit kurzer Zeit sich einigermaßen zu entschleiern anfängt. Hinweg, ihr plumpen Fäuste! rief es in mir. Und davon

nahm ich selbst Fräulein Leontine, die Kollegin, nicht aus. Sie, die die Straße der „Versorgung durch die Ehe“ geht, sie scheint mir am allerwenigsten geeignet, mit ihrer Hand die Wirrnisse dieses verirrten Gemütes zu lösen.

Was aber wollte ich?

Mich zur Tat aufraffen!

Das lag allerdings erst in dämmernden Umrissen vor meiner Seele. Nur das eine erkannte ich klar: es lag irgendwo ein kranker Punkt, und dieser kranke Punkt hing mit dem Knaben „Heinrich“ zusammen. Ihn mußte ich also, wollte ich an mein Ziel gelangen, zuerst ausfindig machen. Verfährt nicht auch der Arzt so, wenn er an ein Krankenbett gerufen wird? Und hält er nicht erst rechts und links Umfrage, wo und wie er diesen Punkt finden solle?

Als ich am andern Morgen in meine Schulklasse kam, bemerkte ich sogleich, daß Lina Blüthenstern auf ihrem gewöhnlichen Platze fehlte. Franziska Feldheim war aber da. Nach meiner Gewohnheit richtete ich an die Schule die Frage: ob niemand wisse, warum Lina Blüthenstern nicht gekommen sei, denn eine schriftliche Entschuldigung ihrer Abwesenheit lag nicht vor. Keine Schülerin antwortete. Endlich erhob sich, gleichsam zögernd und ungern, Franziska.

„Ich weiß es!“ sagte sie im trockenen Anmeldungstone, der mir sogleich auffiel. „Lina Blüthenstern ist sehr krank und wird sterben.“

Eine Bewegung des Schreckens ging durch die ganze Schule.

„Sterben?“ rief ich, der ich selbst von dieser Kunde ergriffen ward, „hat das der Arzt gesagt?“

„Linas Eltern haben keinen Arzt,“ meinte das Mädchen in demselben Tone geschäftsmäßiger Auskunft, „sie werden sie ins Kinderspital schicken müssen.“

„Dann ist ja Hoffnung vorhanden,“ belehrte ich, „daß sie wieder hergestellt wird.“

Aber das Mädchen schüttelte den Kopf und zwar mit einer Gebärde von Entschiedenheit, die jede Belehrung ausschloß.

„Sie wird sterben," sagte sie, „denn im Spital sterben alle armen Kinder!"

Und als ich ihr, von der furchtbaren Grausamkeit ihres Ausspruches im Innersten erzürnt, zurief, der ihr diese grundlose und durch nichts gerechtfertigte Unwahrheit in den Kopf gesetzt habe, sei ein Lügner, sagte sie gleichgültig tonlos, ohne sich lange zu besinnen:

„Man hat es mir erzählt."

Gleich darauf setzte sie sich nieder, anscheinend so ruhig und teilnahmslos gegenüber dem Geschicke ihrer Kameradin, als sei mit dieser Meinung auch alles abgetan und abgefertigt. Aber ein jäher Schreck durchzuckte mich, als ich in diesem Augenblick an ihrem linken Arm ein goldenes Armband entdeckte, das ich dort noch niemals gesehen hatte!

„Herr Lehrer, darf ich bitten?"

Mit diesen Worten war sie wieder aufgestanden, indem sie nach Art der Schülerinnen die Hand gegen mich ausstreckte.

„Was willst du?"

„Ich möchte zu Hause bleiben und nicht in die Schule kommen."

„Du bist noch nicht dispensiert."

„Das weiß ich!" sagte sie darauf. „Ich kann meine Aufgaben auch zu Hause arbeiten, wenn ich bei Lina Blüthenstern bin."

Indem sie dieses sprach, bebte ihre Stimme; dabei waren ihre Augen gesenkt.

„Du willst bei Lina Blüthenstern bleiben? Sie kommt ja ins Spital?"

„Ich will aber nicht, daß sie ins Spital kommt! Ich will bei ihr bleiben, und wenn sie nicht schlafen kann, will

ich ihr etwas vorsingen und ihr das Kissen zurechtlegen. Denn ihre Mutter muß mit alten Sachen handeln gehen und kann nicht bei ihr bleiben.“

Fassungslos, wie ich in diesem Momente mich fühlte, vermochte ich bloß zu sagen:

„Es ist gut, Franziska! Wir wollen nach der Schule davon sprechen.“

Ein untergegangener Stern begann aufs neue zu leuchten.

Als nach geschlossener Unterrichtszeit sämtliche Schülerinnen sich entfernt hatten, blieb Franziska allein in ihrer Bank zurück. Sie stand in aufrechter Stellung da, die Arme gekreuzt, so daß das goldene Geschmeide an ihrem linken Arme mir entgegenfunkelte.

„Franziska Feldheim,“ sagte ich nun zu ihr, da wir allein waren, mit dem ganzen Aufgebot meiner Strenge. „So viel ich von dir weiß, bist du die Tochter einer blutarmen Frau. Deine Mutter ernährt sich vom Bügeln. Ist es so?“

„Ja, wir sind sehr arm!“ sagte sie.

„Wie kommt es dann, daß du mit dem goldenen Geschmeide da Prunk treibst? Weißt du nicht, daß du damit den Neid und die Mißgunst deiner Kameradinnen erregst, die gleich dir Kinder armer Eltern sind?“

„Kann man mir das verbieten?“ meinte das Mädchen, nach einer Weile die Augen zu mir erhebend.

„Ja,“ sagte ich mit aller Entschiedenheit, „man kann es dir für die Schule verbieten.“

„Für die Schule?“ meinte sie dagegen, und ich bemerkte recht gut, wie sich dabei ihre feinen Lippen ungläubig kräuselten. „Aber anderswo darf ich es doch tragen? Es ist so schön!“

Das war nicht die Antwort, die ich erwartet hatte; das war die Ausflucht eines Kopfes, der an dergleichen Ausreden nicht arm zu sein schien. Erzürnt rief ich ihr zu:

„Vergiß nicht, Franziska, daß du vor deinem Lehrer stehst! . . . Woher hast du das Geschmeide da am Arm?“

Sie war aber durch die Heftigkeit dieser Ansprache durchaus nicht erschrocken. Sie schien nur verwundert, daß ich so fragen konnte.

„Ich habe es!“ sagte sie.

„Spiele nicht mit meinen Worten, Franziska!“ rief ich drohend. „Wer hat dir das Armband gegeben? Doch deine Mutter nicht? Kann sie sich von ihrem mühseligen Erwerbe so viel absparen? Das ist unmöglich!“

War es die Heftigkeit meines Ausfragens; der gebieterische Ton, den sie an mir nicht kannte, oder etwas anderes, was in ihr selbst vorging, sie war mit einem Male nachdenklich geworden.

„Warum soll man mir nicht etwas Schönes geben dürfen?“ sagte sie langsam, ohne mich dabei anzusehen.

„Es hat's dir also deine Mutter gegeben?“ rief ich schnell einfallend, um ihr gewissermaßen einen Vorsprung abzugewinnen.

Sie aber meinte gedehnt, fast schläfrig:

„Wer spricht denn von meiner Mutter? Ich habe das nicht gesagt!“

„Und das blaue Seidenband?“ so verfolgte ich leidenschaftlich meinen Weg, „und das Medaillon an dem schwarzen Sammetschnürchen, nicht wahr?“

Ein feines Lächeln, recht das eines Kindes, das noch in der Rückerinnerung des einstigen Genusses schwelgt, umspielte die Lippen des Mädchens. Es war ein so reines, unschuldsvolles Lächeln, wie ich es noch niemals beachtet hatte.

„Ja!“ sagte sie, und wie zur Bekräftigung hielt sie den Arm vor sich hin, an welchem der Goldreifen glänzte.

„Also war's dein Vater, Franziska?“

„Ich kenne ihn nicht.“

„Deine Firmpatin?“

„Ich bin noch nicht gefirmt worden.“

Das brachte in mir eine andere Art von Fragestellung zuwege.

„Franziska,“ sagte ich, „du beichtest doch stets?“

„Wir müssen ja!“ meinte sie, mit ihrem feinen Lächeln, mich belehrend.

„Das ist wahr! Du hättest es ja sonst dem Priester im Beichtstuhle anvertraut.“

„Was denn?“ fragte sie, mich mit verwundert großen Augen anstarrend.

„Wer dir das Armband und das Medaillon und alles andere geschenkt hat?“

„Muß man denn alles beichten, was man geschenkt bekommen hat?“

„Wenn es mit einem Unrecht verbunden war, ja!“

Das Wort machte sie tief betroffen, denn ihre Mienen nahmen den Ausdruck des Nachdenklichen an. Endlich meinte sie:

„Man hat mir aber verboten, zu sagen, von wem ich es bekommen habe.“

Ein eisiger Schauer überlief mich.

„Wenn ich dir aber den Geber nenne, Franziska?“

Jetzt schien sie wahrhaft erschrocken.

„Er hat es mir aber doch verboten,“ sagte sie stockend, „und ich soll es niemandem sagen.“

„Auch deinem Lehrer nicht?“

Sie hob ihre Augen flehend zu mir auf; dann schüttelte sie leise den Kopf.

„So will ich ihn dir nennen!“ rief ich nachdrücklich.

Doch sie erhob beide Hände wie abwehrend gegen mich. Dabei kam das glitzernde Geschmeide an ihrem linken Arm wieder zum Vorschein, und so sagte ich denn erbarmungslos zu ihr:

„Ich meine den, der sich ... Heinrich nennt. Es ist das derselbe Knabe, mit dem ich dich gestern bei den Harfenisten sah. Ist's nicht so?“

Sie schwieg.

„Und es ist derselbe Knabe," fuhr ich in erhöhtem Tone fort, „der mir gestern einen Brief geschrieben hat, der dich betrifft. Kannst du es leugnen?"

Sie schwieg wieder und schüttelte dabei aufs neue den Kopf.

Ich weiß nicht, wollte sie damit sagen: Ich bin eines Ableugnens nicht fähig; oder wollte sie in Abrede stellen, daß ich den Rechten genannt hatte. Aber als ich unmittelbar darauf in sie mit der Frage drang:

„Wer ist Heinrich? Ich will wissen, wer er ist!" brach das bis dahin so starre Kind in heftiges Schluchzen aus, und unter einem Tränenstrome rief sie:

„Heinrich ist mein bester Freund!"

War das nicht zum hellen Auflachen? Diese kaum flügge gewordene Kindesseele, die naturgemäß noch im halbwachen Schlummer ruhen sollte, und sich da vor mir rühmt, im vollen Besitze einer anderen Seele zu sein, was uns reifen Menschen kaum einmal im ganzen Leben gelingt! In jeder anderen Lage, ja! Mir aber trat in den Worten dieses Kindes ein solcher Ernst, ein so unverschleiertes Bekenntnis entgegen, daß es niemanden wundern darf, wenn ich der tiefsten Traurigkeit mich nicht erwehren konnte. Doch ich irre mich, nicht Traurigkeit war es, die mich erfüllte, eher war es die Empfindung des tiefsten Grolles, der so gut dem Mädchen als mir selbst galt. Warum war es mir nicht möglich, hell aufzulachen? Warum hielt ich mich an die dunkle Nachtseite? Warum gab ich in einem Augenblicke das mühsam Errungene wieder auf, weil ich es für immer verloren wähnte?

Wenn mein seliger Vater, der Schulmeister im Mühlviertel, einen widerspenstigen Jungen zu strafen hatte, so pflegte er, bevor er dazu schritt, gewöhnlich ihm zuzurufen: „Junge, sieh mich an!" Gefiel ihm etwas nicht in dem

Ausdrucke seiner Miene, etwa ein falsches Blicken der Augen oder ein tückisch verhehltes Lächeln, dann zeigte er mitleidslos den Herrn und Meister. In jedem anderen Falle ließ er es an einer milden Mahnung bewenden. Das war nicht nur eine pädagogische Angewöhnung, sondern ein auf voller Menschenkenntnis beruhender Grundsatz.

Die Erinnerung an meinen Vater überkam mich in diesem Augenblicke mit aller Gewalt.

„Sieh mich an, Franziska!“

Das Mädchen richtete die tränenfeuchten Augen zu mir auf.

Nein! darauf will ich mit aufgehobenen Fingern schwören: das war der Blick eines Kindes!

Mit befreiter Seele schritt ich nun in meinem Verhöre weiter.

„Franziska,“ begann ich wieder, „woran erkennst du, daß Heinrich dein Freund ist?“

„Woran? Er tut alles, was mir lieb ist.“

„Er kauft dir zum Beispiel schöne Sachen, nicht wahr? Von ihm hast du das Medaillon und das blaue Seidenband und zuletzt das goldene Armband?“

„Ja!“

„Hast du diese Sachen von ihm begehrt?“

„Nein, ich habe sie niemals begehrt!“

„Er brachte dir also die Geschenke, ohne daß du sie wünschtest, ins Haus?“

„Ja! Heinrich sagte stets: wie schön wird dir das passen, Franziska! Und da habe ich es getragen.“

Nach einer Weile fragte ich sie wieder:

„Ist Heinrich das Kind wohlhabender Leute?“

„O,“ rief sie mit vor Befriedigung leuchtenden Augen, „Heinrich ist sehr reich.“

„Wie weißt du das?“

„Seine Mutter hat ein großes Haus auf dem Neubau, und das ist so groß, daß es in drei Gassen steht.“

Sie mochte ein gewisses Lächeln um meine Mundwinkel bemerkt haben, das vielleicht dem Unglauben ziemlich nahe stand; denn sie meinte mit einer Art beleidigter Erregtheit, als wäre ich ihrer eigenen Ehre nahe getreten:

„Heinrichs Mutter hat auch einen großen, großen Kasten, der ist ganz aus Eisen, und selbst wenn fünf Männer kommen, können sie ihn nicht vom Platze rücken. Und in dem Kasten ist nichts als Gold und Silber; aber ein kleines Schlüsselchen öffnet ihn, sobald Heinrichs Mutter ruft: Kasten, Kasten, tu dich auf. Aber nur, wenn sie es sagt.“

„Das alles hat dir Heinrich erzählt?“

„Ja,“ fuhr sie mit steigender Glut in der Anpreisung ihres besten Freundes fort, „Heinrich bringt mir auch schöne Bücher mit, und wenn ich etwas nicht verstehe, so erklärt er es mir so lange, bis ich es verstehe! Es geht alles viel besser in meinen Kopf hinein, wenn Heinrich es mit mir lernt und wiederholt.“

„Besser als in der Schule?“ fragte ich.

Sie schwieg, den Finger an die Lippen pressend.

Ich aber fragte mich im stillen selbst: Ist das von dem Kinde nicht außerordentlich fein und sinnig, daß sie mich, ihren Lehrer, nicht in einen Vergleich ziehen will mit den Leistungen ihres besten Freundes? Und daß sie lieber schweigt, als mich nach ihrer Ansicht zu beleidigen?

Und so beschloß ich denn, weil mir das lange Verhör zu anstrengend für die Fassungsgabe des Kindes erschien, dasselbe zu beendigen.

Ich erklärte ihr also, sie könne sich jetzt nach Hause begeben, ich sei für jetzt genügend über sie unterrichtet und wünsche vorläufig nichts anderes zu wissen. Übrigens sei ich mit ihr zufrieden, denn ich sei überzeugt, sie habe mir in allem die volle Wahrheit gesagt.

Aber zu meiner Verwunderung blieb das Mädchen unbeweglich auf ihrem Platze. Ich wiederholte also meine

Aufforderung; sie schien aber so in sich selbst versenkt, als hätte sie ihr keine Beachtung schenken können.

Endlich, als ich zum dritten Male in sie drang, von meiner Erlaubnis Gebrauch zu machen, kam sie mit langsam zögernden Schritten gegen mich aus der Schulbank zugeschritten.

„Ich bitt', Herr Lehrer," sagte sie fast unhörbar, „darf ich jetzt zu Hause bleiben?"

„Du willst also wirklich bei deiner Kameradin Lina bleiben? Nun gut, ich will es auf mich nehmen, und ich gebe dir dazu die Erlaubnis!" erklärte ich ihr bestimmt und bedingungslos.

Sie schien von meiner Güte lebhaft überrascht, ja betroffen. Und doch machte sie keine Miene, sich zu entfernen.

„Willst du noch etwas, Franziska?"

„Ich bitt', Herr Lehrer," sagte sie so demütig, ja ergeben, daß sie dadurch ein wundersam verändertes Aussehen erhielt, „darf ich etwas verkaufen?"

„Was soll das sein?" rief ich mit unüberlegter Hast.

Doch das Kind ließ sich dadurch nicht irre machen. Ebenso gelassen, ebenso demütig wie früher, meinte es:

„Ich möchte mein goldenes Armband verkaufen. Darf ich, Herr Lehrer?"

„Wozu?" und meine forschenden Augen richteten sich langsam, um den vollen Eindruck seines Antlitzes in mich aufzunehmen, auf das vor mir stehende Kind. „Wozu brauchst du das Geld, Franziska?"

„Ich will nicht, daß Lina Blüthenstern ins Spital kommt," gab sie zur Antwort. „Im Spitale ... doch Sie sagen ja, Herr Lehrer, daß nicht alle Kinder im Spital sterben. Aber sie fürchten sich hineinzukommen. Und Lina Blüthenstern fürchtet sich besonders. Sie erträgt das nicht. Sie wird an der Furcht sterben. Und ich will nicht, daß sie sterbe."

„Jetzt verstehe ich dich, Franziska! Mit dem verkauften

Armband willst du die Mittel bestreiten, damit Lina Blüthenstern zu Hause verpflegt werde?"

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Ich kann dir die Erlaubnis zum Verkaufen nicht geben," sagte ich, „denn ich habe kein Recht dazu."

„Wer denn?" fragte sie leise.

Mir flog es wie eine plötzliche Eingebung durch den Kopf. „Frag doch erst deinen Freund Heinrich," sagte ich, „er war es ja, der es dir gegeben hat."

Sie gab keine Antwort. Sie schien aber über meinen Rat nachzudenken. Dann, ohne mich zu grüßen, mit gesenkten Augenlidern ging sie an mir vorüber und entfernte sich lautlos durch die Tür.

29. Mai.

In gewisser Beziehung hat mein Kollege Andreas Achtsiebner doch recht. Meinte er nicht neulich, wir Lehrer würden es schließlich dazu bringen, daß man von uns von Staats und Gemeinde wegen Ammen- und Kinderabwartdienst offiziell verlangen werde; wolle man uns doch schon jetzt in den Nimbus einer geheimnisvollen Allwirksamkeit kleiden, und das alles um einen jährlichen Gehalt von etlichen hundert Gulden usw.

Was würde Andreas Achtsiebner von mir halten, wenn er erführe, daß ich nach der Unterredung mit Franziska Feldheim wie ein Träumender umherschlich, keines anderen Gedankens fähig, als: „Wird das Mädchen das Armband verkaufen oder nicht?"

Andreas Achtsiebner würde vielleicht ein Wörtchen wie „Schuldetektiv" haben fallen lassen, denn er ist nicht unglücklich in der Wahl solch drastischer Ausdrücke.

Ist es mir doch, als freute ich mich darüber, daß Franziska Feldheim das Geheimnis ihres Armbandes mir . . . und nicht dem Kooperator im Beichtstuhl anvertraut hat. . . .

Aber wie seltsam! Als ob jemand dem heißblütigen

jungen Priester es verraten hätte, was in mir vorgeht! Ich stieg mit ihm, einen oder zwei Tage später, nachdem ich mit dem Mädchen gesprochen, die Stiege des Schulhauses herab, und da kam er nochmals auf ein bei ihm sehr beliebtes Thema zurück. Es betraf seine und vieler seiner Kollegen immer hitziger hervortretende Weigerung, die sogenannten „kirchlichen Übungen" sich von der Schule vorschreiben zu lassen. Sie wollten in diesem Punkte vor der „heiligen" Haushaltungskunde oder der noch „heiligeren" Naturlehre die Vorhand haben.

Da ich keine Lust in mir verspürte, ihm zwischen Tür und Angel auf dieses Gebiet zu folgen, so sagte ich bloß:

„Die Schule muß mit jeder Stunde und Minute haushalten, denn sie kann schon jetzt den ungeheuren Lehrstoff nicht bewältigen."

„Was geht mich euer Lehrstoff an?" meinte er im Tone jenes ungeschlachten Humors, der an unsern jungen Priestern so merkwürdig leicht gereizt wird. „Fragt ihr Schulmeister jemals: Kirche, bist du mit deinem Stoffe fertig? Im Gegenteile! Wenn wir nicht wachen und abwehren, kann es morgen geschehen, daß man die Beichte mit irgend einem Kapitel aus der Geologie oder der sogenannten Anthropologie ersetzt. Wer bürgt mir dafür, daß ihr die Beichte und was sich alles dran knüpft, nicht einem Lehrer als ‚Unterrichtsstoff' übergebet, gerade so zu behandeln, wie etwa Geographie oder Turnen? Und das sind noch die Bessern unter euch! Geistliche Turnübungen! Der Witz ist gar nicht so schlecht; ich muß mich selbst darob loben!"

Was ist's doch, was dem Auftreten dieser zumeist jugendlichen Kooperatoren, die sich dem Lehrerdienst widmen, sogleich einen so bestimmten, gewichtigen Ausdruck gibt?

30. Mai.

Das verwachsene Kind im Hühnerhof-Durchhause scheint wirklich sehr krank zu sein und Franziska nicht übertrieben

zu haben. Ich habe den Hausmeister daselbst, eine ehrliche Maurernatur, beauftragt, mir täglich Bericht über das Befinden des armen Kindes zu geben. Gestern in aller Frühe schon war der Mann gekommen, um mir zu sagen, die kleine Bucklige sei „so schlecht“, daß an ein Aufkommen gar nicht zu denken wäre. Sie hätte ins Spital gebracht werden sollen, da hätte aber die Tochter der Büglerin, die Franziska, so heftig gebeten und geweint, bis man ihr nachgegeben und die Kranke nun zu Hause pflege. Auf meine Frage, ob ein Arzt schon geholt worden, ward mir die Antwort: allerdings sei einer geholt worden, der habe aber den Kopf geschüttelt und erklärt, dem Kinde sei nicht zu helfen; es leide an einem Drucke aufs Herz, und das komme von der Verwachsung her. Auf meine zweite Frage nach Franziska und deren Benehmen am Krankenbett ihrer Kameradin meinte der Hausmeister, es sei doch eigentlich merkwürdig, was die Franziska mit dem „Judenkinde“ treibe. Das sei nicht anders, als ob sie die leibliche Schwester wäre.... Tag und Nacht sei sie von der Buckligen nicht fortzubringen; bald lese sie ihr aus einem Buche vor, bald singe sie ihr Lieder, die das Schönste seien, was ein Mensch hören könne. Und Spielsachen habe sie der Kranken gebracht.... Spielsachen! Also hatte Franziska das Armband verkauft?...

„Von wem mag sie sie wohl haben?“

„Die Spielsachen? Von wem mögen die ‚Büglerischen‘ überhaupt alles haben, als von der steinreichen Hausfrau auf dem Neubau.“

„Von der Hausherrnfrau auf dem Neubau?“

„Eben von der. Die sei in die ‚Büglerischen‘, namentlich aber in die Franziska, geradezu vernarrt und schicke ihnen alles, was sie brauchen.“

„Durch wen?“

„Von Zeit zu Zeit kommt ein fein angezogener Knabe ins Haus, wohl das Söhnchen der Hausfrau, und der bringt alles.“

„Alles!“

Ich wollte nicht weiter forschen. Ich bat nur noch meinen Hausmeister aus dem Hühnerhof-Durchhause, in seinen Berichten über das Befinden des kranken Kindes fortzufahren; denn die Blüthenstern gehöre zu unsern besten Schülerinnen, und ich verlöre sie nicht gern. Er solle das Kind von mir grüßen.

Heute während des Nachmittagsunterrichtes ließ mich mein wackerer Hausmeister aus der Klasse rufen.

Die kleine Bucklige, berichtete er, wird den Tag nicht überleben, die Franziska hat es ihm erzählt, die es wieder vom Doktor gehört hat. Der Druck auf das Herz ist ganz schrecklich geworden, das Kind hat fast keinen Atem mehr. Und jetzt hat es nur noch einen Wunsch: der Herr Lehrer soll kommen, denn es möchte gern Abschied von ihm nehmen.

„Hat das Kind das selbst gesagt?“

„Nein! Die Franziska sei in die Küche herausgekommen und habe es ihm gesagt. Der Herr Lehrer soll sicherlich kommen, denn sonst stirbt die Lina, und das Kind kann sich von dem Herrn Lehrer nicht verabschieden. Dadurch wird ihm aber das Sterben schwer gemacht.“

„Das alles hat Franziska gesagt?“

„Wenn der Herr Lehrer nicht kommen kann oder will, so soll er es der Franziska zu Gefallen tun. Und das Sterben kommt dem Kinde gar so schwer an. . . .“

Eine Menschenblüte geht und sprießt auf; eine andere schließt sich. Das ist so in dem ewig nach gleichen Gesetzen geordneten Haushalt der Natur begründet. Wozu auch sollte die bereits im Keime verkümmerte und zerstörte kleine Lina Blüthenstern ihr Scheinleben länger fortsetzen? Andere gehen wieder auf. Jawohl!

Warum aber konnte ich mich in diesem Augenblicke nicht des Gedankens erwehren, ob es vielleicht nicht besser gewesen wäre, wenn auch die „andere Blüte“, ich meine sie, die

Franziska hieß, den Weg des Zerfalles und Verschwindens gegangen wäre, wie ihre Gefährtin Lina Blüthenstern?

Ich ließ durch meinen Hausmeister sagen, ich würde gegen Abend zu dem kranken Kinde kommen.

* * *

Ich hatte in das Hühnerhof-Durchhaus bisher nur flüchtige Blicke geworfen. Heute betrat ich es zum ersten Male im Namen eines sterbenden Kindes! Das Hühnerhof-Durchhaus ist ein in seiner Art merkwürdiges Gebäude. Der langgestreckte Hof in Form eines Parallelogramms ist auf allen vier Seiten von kleinen Wohnungen umgeben, deren jede aus Küche, Zimmer und einem sogenannten „Kabinett“ besteht. Man sieht nichts als windschiefe Türen und schmutzige Fenster. Das ist ebenso im Erdgeschosse wie in den anderen Stockwerken, die rings von einem hölzernen „Gange“ umgeben sind, in welchen die Einzelquartiere münden. Ein verkrüppelter Akazienbaum steht in der Mitte des Hofes und beschattet eine eiserne Brunnenröhre, in deren Nähe immerwährende Tümpel sich erzeugen. Die Akazie ist der einzige grüne Fleck des Hofes; ich weiß es genau, wann und warum gerade dort die Sperlinge sich ein Stelldichein geben. Das muß so um ein oder zwei Uhr nachmittags geschehen, wenn nämlich der Schwengel der eisernen Brunnenröhre in beständiger Bewegung ist. Denn dann muß er das Reinigungswerk von Hunderten von Tellern, Messern und Gabeln besorgen, die ohne ihn nicht wüßten, was tun. Bei dieser Gelegenheit mag dann manches Brotkrümchen und Kartoffelstück als von keiner Seite bestrittene Beute für die Firma: „Sperling & Ko.“ abfallen. Blumen sind an keinem Fenster zu sehen. Es ist ein trostloses, armes Haus. Und in diesem Hause breitete eine müde Kindesseele ihre Fittiche aus, um heimwärts zu fliegen.

Die Wohnung der Hausiererin unterschied sich in nichts

von den soeben bezeichneten, sie lag zu „ebener Erde“, und man betrat dieselbe durch eine Küche, die eben geräumig genug war, um einer Person den für ihre Hantierung am Herde nötigen Platz zu gönnen. Das angrenzende Wohnzimmer war allerdings etwas größer. Außerdem war noch ein schmales „Kabinett“ da, das aber im Verdachte stand, dem Wohnzimmer eigentlich gestohlen worden zu sein. Wenn ich jedoch bedenke, daß die Familie der Frau Pauline Blüthenstern aus acht lebenden Sprossen und ihrem Manne, dem Totengräber der „Gemeinde“ bestand, so mußte ich die Kunst bewundern, die diese zehn Köpfe in diesem Raume untergebracht hatte. Ich fand jedoch in diesem Zimmer nur die Hausiererin; sie saß an einem der zwei Fenster; eine einzige Kerze auf dem Tische beleuchtete mit einem unsichern Schein ihr blasses, abgehärmtes Gesicht.

Als sie mich erkannte, fuhr sie erschrocken auf.

„Lebendiger Gott!“ rief sie in jenem halblauten, gedämpften Tone, den man so oft in Krankenstuben vernimmt, „was wird das Kind zu der Ehre sagen, daß der Herr Lehrer zu uns kommt?“

Ich fragte sie, wo sich die übrigen Familienmitglieder befinden? Denn in der Stube war es so auffallend still, daß man den Flug einer Fliege vernehmen konnte.

„Wo sollen sie sein?“ entgegnete sie mit einem traurigen Achselzucken. „Vor allem muß das Kind seine Ruhe haben. Und so hab' ich das eine da, das andere dort in der Nachbarschaft untergebracht, und jetzt ist nur die Franziska allein mit ihr.“

Sie deutete mit dem Finger auf das anstoßende Kabinett, dessen Tür versperrt schien.

Ich hatte mich an dem Tische, auf welchem die einsame Kerze brannte, niedergelassen. Ich sagte ihr, wie leid es mir tue, die Kleine zu verlieren, denn sie sei eine der besten Schülerinnen meiner Klasse.

„Verlieren? Was heißt verlieren?“ rief sie fast überlaut, indem sie mir entgegentrat. „Hab' ich gesagt, daß ich das Kind verlieren werde? Mein bestes, mein einzigstes Kind, meine Lina? Der Doktor sagt's ..., aber haben Sie noch niemals gehört, Herr Lehrer, daß sich ein Doktor irren kann?“

Ich gab der armen Mutter selbstverständlich recht.

„Verlieren?“ wiederholte sie noch einmal, denn das von mir in meiner Teilnahme leichtfertig hingeworfene Wort schien sie aufs tiefste zu beunruhigen. „Verlieren? Was heißt verlieren? Krank ist das Kind, das ist wahr! Aber so krank ...? Muß man denn sein Kind gleich verlieren?“

Ich beschwichtigte sie, soviel ich vermochte.

„Und dann?“ fuhr sie, trotzdem sie nicht vergaß, ihrer Stimme die durch die Nähe der Kranken gebotene Dämpfung zu geben, hocherregt fort:

„Das Kind hat einen Druck auf dem Herzen. Kann der Druck nicht aufhören? Er wird ganz gewiß aufhören, und dann kommt mein Kind wieder in die Schule. Meine Lina hat in ihrem ganzen Leben noch keine einzige Stunde versäumt.“

Damit ging sie auf die nur schlecht zugeklinkte Türe des angrenzenden Kabinetts zu und öffnete sie unhörbar. Das Geflüster eines zwischen den Kindern geführten Gespräches drang an mein Ohr. Die Frau horchte mit verhaltenem Atem nach der Türe.

„Hören Sie, Herr Lehrer,“ flüsterte sie mir zu, „wie sie ihr wieder zuredet? Sie will aber nicht, sie will durchaus nicht, denn meine Lina ist ein moralisches Kind!“

Bei dem Schimmer der einzigen Kerze konnte ich bemerken, daß die Augen der Hausiererin dabei in einem freudigen Schimmer hoch aufleuchteten.

„Um was handelt es sich denn, Frau Blüthenstern?“ fragte ich.

„Da hat sie ihr eine Puppe gebracht, die Franziska,

etwas Schöneres ist noch nicht auf der Welt gewesen! Einer Erzherzogin könnte man auch keine schönere geben. Aber meine Lina will sie nicht annehmen, durchaus will sie sie nicht annehmen. Und da weint und bittet die Franziska und hört nicht auf; das geht so vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein. Aber meine Lina will das Spielzeug nicht, denn meine Lina ist ein moralisches Kind!“

Über mein Denken legte sich ein schwarzer Schatten, der alte dunkle Schatten, seitdem mir das eigenartige Mädchen aus dem Hühnerhof-Durchhause in den Weg getreten war. . . .

„Wie hängt das eine mit dem andern zusammen, Frau Blüthenstern?“ fragte ich beklommen.

„Weiß ich, woher die Franziska die Puppe hat?“ meinte die Hausiererin. „Weiß ich, was sie dabei angestellt hat? Denn von sich selbst hat sie doch die Puppe nicht? Von so einer Puppe kann man die ganze Woche leben! Wie kann sie so eine Unsumme verschleudern? Meine Lina weiß schon, warum sie nicht will!“

„Sie sollten wenigstens die gute Absicht Franziskas anerkennen, Frau Blüthenstern!“ sagte ich nicht ohne eine gewisse Gereiztheit.

Sie schien aber nur das Wörtchen „gut“ aus meiner Bemerkung herausgehört zu haben.

„Gut!“ rief sie eifrig, „habe ich denn gesagt, Franziska ist nicht gut? Zwar hat sie mein Kind in der Schule vor allen Leuten beleidigt und gekränkt! Jetzt tut es ihr freilich bitter leid! Deswegen hat sie aber doch keine Moral vor sich gesehen! Darauf leg' ich meine Hand ins Feuer, Herr Lehrer!“

Plötzlich hielt sie inne. Aus dem Kabinett drang hörbar die Unterredung zwischen den beiden Kindern; ich erkannte deutlich Franziskas Stimme und hörte sie sagen:

„Lina! warum bist du so böse auf mich und willst die Puppe nicht nehmen, die ich dir ausgesucht habe? Sieh sie

doch nur einmal an, wie schön sie ist. Du möchtest ja davon gesund werden, Lina! Sieh sie nur einmal an! Aber du willst sie nicht, weil ich sie selbst geschenkt bekommen habe. Nicht wahr, Lina?"

Darauf schien von seiten der Kranken keine Antwort erfolgt zu sein.

„Lina!" hörte ich wieder Franziskas halb geflüsterte Stimme, und trotzdem klang sie voll unsagbaren Wohllautes. „Du meinst, das Herz tut dir wieder weh, und du kannst nicht reden. Aber ich weiß schon, warum du noch böse auf mich bist! Du kannst nicht vergessen, daß ich dich vor der ganzen Schule beleidigt habe. Kannst du mir denn nicht verzeihen, Lina?"

Die Tränen waren mir in die Augen getreten, während sie so sprach.

Dann, als sie nach einer Weile wieder keine Antwort erhalten haben mochte, hörte ich das Mädchen, wie außer sich und doch mit mühsam zurückgehaltenem Schluchzen: „Du wirst doch nicht sterben wollen, Lina, und bist auf mich böse gewesen? Ich hab' dich beleidigt, Lina, das ist wahr, aber ich kann die alten Sachen nicht leiden, mit welchen deine Mutter handeln geht, und niemals werde ich sie leiden können. Aber dich hab' ich immer lieb gehabt, lieber als alle anderen. Willst du es mir glauben, Lina?"

Und gleich darauf rief sie:

„Siehst du, Lina, wie schön du sein kannst, wenn du lachst?"

So, mit ihrer von Mitgefühl überströmenden Stimme und mit ihrem in die weichste Zärtlichkeit gleichsam getauchten Zureden mußte sie sich in das Herz des kranken Kindes eingeschlichen haben. In dieser Stimme, dann in dem einschmeichelnden Reize ihrer Worte lag etwas von dem Wesen eines Kindes selbst und mahnte doch zugleich an eine junge Mutter.

„Ein merkwürdig Kind!" sagte die Hausiererin flüsternd zu mir; „ich sag's ja immer, die Franziska ist ein merkwürdig Kind, das Herz aus dem Leibe kann sie einem stehlen. Und doch ..."

Ich winkte ihr zu schweigen; denn die Unterredung der beiden Kinder hatte wieder begonnen. Aber sie ward so leise geführt, daß ich nur wenig vernahm. Nur ein Wort klang an mein Ohr, das ich ganz deutlich heraushörte und worüber ich mich nicht täuschte. Es klang wie „Heinrich".

„Warum kannst du Heinrich nicht leiden?" hörte ich Franziska wieder, diesmal aber in einem trockenen, verweisenden Tone, dessen Härte selbst durch das halblaute Geflüster drang. „Warum bist du immer böse auf ihn? Was hat er dir getan, Lina? Er ist mein bester Freund! Heinrich ist mein bester Freund!"

Plötzlich fiel drin in dem Kabinett ein Gegenstand klirrend zu Boden, so daß wir beide zusammenschraken, dazu ein so schmerzlicher Aufschrei, wie ich ihn noch nie vernommen hatte.

„Was ist geschehen?" rief die Hausiererin, „um Gottes willen!" und hatte die halboffene Tür des Kabinettes aufgerissen.

Da hatten wir ein eigentümliches Schauspiel vor uns.

Zu Füßen des Bettes, wo die Kleine lag, stand Franziska, beide Hände vor das Gesicht gepreßt. Auf dem Boden lag eine in blauen Atlas gekleidete Puppe mit zerschmettertem Haupte, das lange, flachsblonde Haar in greulicher Verwirrung. Das kranke Kind saß aber aufrecht im Bette, die Decke halb und halb abgeworfen, so daß sein armer verwachsener Oberkörper sichtbar war!

Über das schmächtige Gesichtchen hatte sich eine Wandlung gelagert, die das Schlimmste befürchten ließ. Das Kind war in diesem Augenblick wirklich schön, aber von einer Schönheit, die nur einmal wie eine gewisse Blume aufgeht — und verschwindet.

Namentlich die Augen waren es, die mich erschreckten. Sie waren unendlich groß geworden und leuchteten in einem unergründlich tiefen Glanze.

„Was hat sie dir denn getan, mein goldenes Kind?" schrie die Hausiererin, die Kleine umfassend. „Habe ich's nicht immer vorausgesagt, es wird nichts Gutes aus der Freundschaft kommen?"

„Ich hab' ihr nichts, gar nichts getan," schluchzte Franziska; „sie hat mit einem Male meine Puppe gepackt und hat sie auf den Boden geschleudert!"

Das Kind versuchte sich in der Umarmung seiner Mutter höher aufzurichten, um etwas sprechen zu wollen. Daran ward es aber durch das krampfhafte Zucken, das durch seinen Körper ging, verhindert. Das kranke Herz war stürmisch bewegt; es ging wie eine Welle bald auf, bald nieder. Die Lippen waren farblos und fest geschlossen. Die Schatten des Todes lagen unverkennbar auf diesem Antlitze.

All mein Leben wird es in meiner Erinnerung bleiben, wie es dieser ringenden Kindesseele allmählich dennoch gelang, des drängenden Schattens Herr zu werden, ja, es schien fast, als habe er sich für immer entfernt. Das schmale Gesichtchen hellte sich auf, die Lippen öffneten sich wieder, das krampfhafte Zucken hatte aufgehört. Aus der Umarmung der Mutter streckte mir das Kind ein dünnes, abgemagertes Ärmchen entgegen. Wie heiß brannte diese Hand!

„Ich danke Ihnen, Herr Lehrer!" flüsterte die Kleine, „ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Geben Sie auf die Franziska acht . . . Herr Lehrer . . . ich bitte. Sie ist so gut . . . so gut . . . aber die Puppe . . ."

Das war das letzte Wort des verwachsenen Kindes! Denn plötzlich tat es einen tiefen Seufzer, und mit diesem Seufzer fiel es in die Umarmung seiner Mutter zurück.

Erst jetzt mochte diese von der Ahnung überkommen sein, was all das, was hier vorging, zu bedeuten habe. Sie riß

das Kind mit einem gewaltsamen Ruck zu sich auf, so daß der Schein des Lämpchens gerade auf dessen Gesicht fiel. . . .

Die Augen waren geschlossen, der Atem ging nicht mehr. Der „Druck auf dem Herzen“ hatte wohl für immer aufgehört.

Lina Blüthenstern, das Kind der Hausiererin im Hühnerhof-Durchhause war nicht mehr meine Schülerin. . . .

30. Mai.

Gestern gegen neun Uhr morgens wurde Lina Blüthenstern zur Erde bestattet.

Tags zuvor hatte eine Deputation von Schülerinnen meiner Klasse um die Erlaubnis nachgesucht, ihrer Kameradin das letzte Geleite geben zu dürfen. Ich erhob keinen Einwand gegen die Bitte der Kinder; dazu fiel der Begräbnistag auf einen freien Schultag. Und so versammelte sich gestern um die festgesetzte Stunde im Hühnerhof-Durchhause meine ganze Klasse. Auch sonst fand der letzte Erdengang des armen Kindes große Teilnahme. In allen Fenstern und Türen sah man, Kopf an Kopf gereiht, die Bewohner des langen Durchhauses. Nur von den „Büglerischen“ konnte ich niemanden bemerken. Wo war Franziska? Was hatte das zu bedeuten?

Die Kinder gingen paarweise hinter dem von Männern der „frommen Bruderschaft“ — wie man sie mir nannte — getragenen Sarge einher. Viele der Mädchen hatten Blumenkränze mitgebracht, die sie darauf niederlegen wollten. Aber der Vater des toten Kindes erklärte, er könne das nicht zugeben, denn das sei nicht Brauch bei „ihnen“. Aus dem Innern der Wohnung vernahm ich das heftige Weinen der Mutter, die bereits auf dem Trauerschemel saß, den sie von nun an durch sieben Tage, mit Ausnahme der Nacht, nicht verlassen sollte. . . .

Vor dem Hause wurde der Sarg in den bereitstehenden Leichenwagen gebracht. Wir gaben dem Kinde noch bis ans

Ende der Gasse das Geleite. Dort zerstreute sich die Klasse nach allen Richtungen.

Als ich mich einmal zufällig zurückwandte, sah ich am großen Haustore des Hühnerhofes ein Mädchen stehen, das uns nachzublicken schien. War es Franziska?

31. Mai.

Im heutigen Abendblatte des „Tageblattes" ist folgende Notiz enthalten:

„Gestern ist hier der Schüler an einer unserer städtischen Bürgerschulen, Heinrich W., von der Polizei gefänglich eingezogen worden. Derselbe ist beschuldigt, aus der eisernen Kasse seiner Mutter, einer reichen Hausbesitzerin auf dem Neubau, Schmuckgegenstände und auch bare Geldbeträge in fortgesetzten Angriffen entwendet zu haben. Heinrich W. soll zu den vorzüglichsten Schülern seiner Schule gehören. Das entwendete Geld soll er in lustiger Gesellschaft mit einer Schülerin seiner Bekanntschaft vergeudet haben. Der Fall macht auf dem betreffenden ‚Grunde' großes Aufsehen."

3. Heinrich und Franziska.

„Franzi!"

„Was willst, Heini?!"

„Möchtest du jetzt einen Gott sehen?"

Ein silberhelles Kindergelächter antwortete dieser Frage.

„Wieder ein solcher, wie der von neulich?"

„Nein! ein viel schönerer! — Komm nur!"

Dieser Aufforderung konnte ein kleines Geschöpf von ungefähr acht Jahren, mit langen, blonden Zöpfen, die ihm bei jeder Bewegung um den Kopf baumelten, nicht widerstehen. Es lief mit behenden Schritten zu dem Gartenzaune hin, an welchem ein Knabe ihrer bereits wartete. Denn dieses Gespräch fand innerhalb einer Laube und eines aus Brettern zusammengefügten Zaunes eines Gartens statt, der

sich hinter einem großen Hause auf dem „Neubau“ bis zur angrenzenden Gasse zog, die aber bereits einem andern Bezirke angehörte.

„Wo hast ihn?“

„Stell dich da vor die Spalte. Siehst du ihn?“

„Wo denn?“

„Den Mann dort im blauen Mantel und dem goldenen Helme auf der Mauer, gerade zwischen den zwei mittleren Fenstern.“

„Meinst du den Florian? Und in der einen Hand hält er ein Wasserschaff und gießt es ins Feuer aus!“

„Der ist's!“

„Das ist aber kein Gott, Heini! Der Florian ist kein Gott!“

„Was ist er dann?“

„Ein Heiliger, Heini!“

„Er ist aber doch ein Gott!“

„Wieso aber, Heini?“

„Er ist nur der Gott des Feuers!“

Über die Lippen des kleinen Mädchens schlich ein langgedehntes, träges: „Nur?“ der Enttäuschung. Dann schlich es von der Spalte wieder zurück, während sein Gefährte sich wieder davorstellte, wahrscheinlich, um dem „Gotte im blauen Mantel und goldenem Helme“ weitere Betrachtungen zu widmen.

Ähnliche Gesprächsstoffe mögen zwischen den beiden Kindern schon oft hin und her gewogt haben. Sie kommen wie ein Gebirgswasser, rasch, unaufhaltsam und reißend, um ebenso schnell, wie sie gekommen, zu verlaufen. Denn es gibt nichts in den Höhen und Tiefen des Weltalls, was eine Kinderseele nicht zu sich herabreißt, um es an ihr neugieriges Auge so lange zu rücken, bis sie es nach ihrer Weise zurechtgelegt hat.

Dann kommt der alte Zuchtmeister der Menschheit,

man sagt, gerade zur rechten Zeit, um diese ganze träumende, grübelnde und zerfasernde Welt wieder einzurichten. Stück für Stück wird zerschlagen, und wie bei einem Eisentrödler altes Eisen, so liegen die Trümmer auf der — ersten Schulbank!

An derselben Stelle, vielleicht an derselben Spalte im Gartenzaun, an welcher Heini seinen „Gott des Feuers" entdeckt hatte, saßen einmal wieder die Kinder und lasen gemeinschaftlich in einem Buche.

„Heini! du hast wieder vorausgelesen! Du willst immer das Ende voraus wissen."

„Ich will wissen, was mit der unglücklichen Rosa geschieht. Ich kann's kaum erwarten."

„Glaubst du, daß sie so unglücklich bleibt?"

„Nein!"

„Weil du es schon im voraus weißt!"

„Deswegen? Aber sie kann ja nicht ewig unglücklich bleiben. Einmal muß die Rosa eine reiche, vornehme Dame werden."

„Vornehm? Was heißt das?"

„Die wunderschöne Kleider von lauter Gold und Seide hat, und hinter ihr geht ein Bedienter, oder sie fährt in einer Kutsche mit vier weißen Schimmeln."

„Das alles wird aus der unglücklichen Rosa?"

„Ja! und die böse Frau, die sie so sehr gequält hat, wird totgeschlagen, früher wird sie aber zum Hungertod verdammt, weil sie der Rosa zu wenig zu essen gab; auch werden alle, die ihr jemals etwas zuleide getan haben, unbarmherzig gefoltert. Sie haben ja gewußt, daß Rosa eine Grafentochter ist, und haben es nicht gesagt."

„Und der brave Schulmeister, Heini, der ihr immer so gute Lehren gab?"

„Den Schulmeister hasse ich."

„Warum denn, Heini?"

„Er gibt der Rosa nichts als Lehren, daß sie nicht vornehm werden soll!“

„Du wirst sehen, Heini, zuletzt wird sie die glückliche Frau des Schulmeisters, und sie wohnen dann in einem prächtigen Schlosse, denn der Schulmeister ist eigentlich ein Prinz.“

„Ich will nicht, Franzi! Ich will nicht. Ich zerreiße das ganze Buch, und dann weißt du gar nichts. Und ich tue dir gar nichts mehr zu Gefallen! Gar nichts!“

„Du willst also das schöne Buch zerreißen?“

„Ja! oder ich werfe es ins Feuer!“

„Dann wein' ich mir die Augen aus, Heini!“

„Daraus mach' ich mir gar nichts!“

„Heini!“

„Franzi!“

Was war zwischen die hochgehende Erregtheit der beiden Kinder getreten? Vielleicht ein paar Tränen in den Augen Franzis?

„Franziska!“

„Was willst?“

„Magst den Schulmeister gern?“

„Ja! er nimmt sich der unglücklichen Rosa so sehr an.“

„Er soll sich ihrer aber nicht annehmen. Ich leid' es nicht.“

Das Buch zitterte in der Hand des Knaben, wie etwa ein Vögelein in den Klauen des Raubvogels.

„Heini! du wirst sehen, am Ende wird die Rosa den Schulmeister heiraten. Du wirst es sehen!“

„Dann —“

Ein Geräusch, wie wenn in einen Gegenstand ein gewaltsamer, heftiger Riß geschähe; ein Schreckensschrei, der die Lüfte durchschnitt, und dann — dann lag allerdings die „unglückliche Rosa“ zwischen den beiden am Boden, zerstückt und zerfetzt!

Einige Stunden später, jedenfalls war es vor dem

Schlafengehen, gab es wieder Friede und Freude zwischen den zwei tiefverletzten Gemütern! Denn Kinderherzen nehmen solche Störungen des Gleichgewichtes nicht gern hinüber in die dunkle Traumwelt des Schlafes.

Da hatte Franziska wahrscheinlich den wieder hergestellten Frieden mit einer Konzession an ihren Gefährten dadurch erkauft, daß sie die Heirat des Schulmeisters mit der „unglücklichen Rosa“ wieder aufgab, während Heini dafür das Versprechen leistete, fortan den Schulmeister nicht zu hassen.

Die beiden spielten zuweilen auch Theater. Der uralte Liebling unserer Kinderwelt, jenes Märchen, das über alles Erinnern der Menschheit hinausgeht: „Rotkäppchen“, bildete auch bei Heini und Franzi den Stoff des Bühnenwerkes! Aber nur den Stoff; alles übrige war freie Erfindung — und Bearbeitung der Kinder. So darf es nicht wundernehmen, wenn der Wolf nicht nur ein wirklicher Wolf war, wie ihn das Märchen gebildet, sondern zu gleicher Zeit ein Räuberhauptmann, und zwar einer von der edelsten Sorte. Der Wolf erlitt seine gerechte Strafe, aber auch der Räuberhauptmann triumphierte schließlich, indem er das schöne Rotkäppchen heiratete. Das war durch eine jener kühnen Kombinationen im Handumdrehen geschehen, wie sie kindisches Spiel so oft bietet. Allerdings hatte Franzi mit weiblichem Scharfsinn die Unverträglichkeit beider Rollen behauptet, aber Heini gegenüber half ihr das nur wenig. Der Wolf hatte zwar das Rotkäppchen, wie es leibte und lebte, verschlungen gehabt, aber wozu war der Räuberhauptmann da? Er hatte glücklicherweise eine Quaste des Rotkäppchens entdeckt, die dem Wolf zum Rachen heraushing. . . . Verdiente er nicht schon darum Rotkäppchens Gemahl zu werden?

Heini — das war nun für jeden klar, der den geheimen Sinn solchen Verkehrs zwischen Kindern sich zurechtzulegen versteht — war fest entschlossen, keine andere solle einmal seine Frau werden, als Franzi.

„Wenn ich einmal groß bin, und der eiserne Kasten gehört mir, der oben im Zimmer bei meiner Mutter steht, dann heiraten wir uns, Franzi, und du bekommst dann die schönsten Kleider von mir, und wir wohnen ganz allein in einem großen Hause!“

Um diesen eisernen Kasten, vulgo Kasse genannt, spielte überhaupt das Märchendunkel eines Geheimnisses in dem Entwicklungsleben der beiden Kinder. So oft Heinis Mutter denselben öffnen wollte, geschahen dazu die eigentümlichsten Vorbereitungen. Zuerst wurden sämtliche Fenster geschlossen und die Vorhänge herabgelassen; dann mußte Heinrich nachforschen, ob sich irgend eine lebende Seele in der Nähe befand. Erst, wenn Heini sich die Überzeugung verschafft hatte, daß die Luft ringsherum rein sei und kein fremdes Auge neugierig lauere, erst dann wurde an das Werk geschritten. Und wie seltsam ging es erst jetzt zu! War es wirklich so, oder täuschte sich Heinis sonst gar scharfes Gehör? Ehe Heinis Mutter aus der tiefsten Tiefe eines Geldtäschchens, das sie stets bei sich trug, ein kleines Schlüsselchen hervorholte, das aber nicht größer war als ein gewöhnlicher Uhrschlüssel, um es dann in das mit einem verschiebbaren Dache versehene Mittelloch des eisernen Kastens zu stecken, glitt ein geheimnisvoller Zauberspruch über ihre Lippen, als sollte zuvor der Bann, der ihn geschlossen hatte, gelöst werden.

Dann erklang ein leises Rauschen und Klingen im Innern des Kastens. „Noch nicht, noch nicht!“ sprach ein zurückgeschobener Riegel. . . .

Dann ging Heinis Mutter zu einer in der Ecke der Stube wie verbannt sich vorkommenden Kommode und holte aus einer Schublade, die wieder ein zweiter Schlüssel aufsperren mußte, ein neues Schlüsselchen hervor, auch nicht größer als sein Brüderchen, das den Kasten zum Sprechen gebracht hatte. Sobald aber dieses durch eine andere Öffnung gefahren war, erscholl im Innern des eisernen Behälters ein

weit stärkeres Brausen und Rauschen; Riegel schoben sich hervor und schoben sich wieder zurück; vernehmlich rief es: „Jetzt, jetzt!“ Plötzlich sprangen die beiden Torflügel auf, und erst jetzt öffnete sich noch ein geheimes Türchen. . . .

Der eiserne Kasten war allmählich zu einer gewaltig ernsten Persönlichkeit geworden. Wenn sie sich auch nicht vom Platze bewegen konnte, sondern starr und gefühllos mit ihren verschlossenen Augen dareinglotzte — das waren nämlich ihre drei Öffnungen, deren davor angebrachte Schutzdächer gleichsam die Wimpern vorstellten, — für die Kinder sah, hörte und atmete sie. Für sie, namentlich an Winterabenden, wenn der Schnee die sonstigen Spielplätze im Garten überweht hatte, gab es kein starres Metall! Unter ihren bildenden Fingern nahm es tausenderlei Gestaltung an und Formen, um, eine nach der anderen, von denselben Händen im nächsten Augenblicke in Trümmer geschlagen und zu einer noch abenteuerlicheren umgeknetet zu werden!

„Ich fürcht' mich, Heini, ich fürcht' mich!“ sagte einmal, als sie im Zwielicht eines Winterabendes sich allein in der Stube befanden, Franzi, indem sie sich schauernd in eine Ecke schmiegte.

„Hoho!“ lachte Heini übermütig. „Wer wird sich fürchten?“

„Aber Heini! siehst du nicht, wie er mit den feurigen Augen funkelt?“

Sie meinte damit die drei Öffnungen des eisernen Kastens, und da Kinder sich sogleich verstehen, rief der heldenmütige Heini:

„Auch ich sehe sie funkeln, Franzi, . . . es ist schrecklich anzusehen. Der Riese hat ein großes Feuer angezündet! Aber gib acht! Wenn ich älter werde und stärker, da werde ich ihn bezwingen, und der Riese wird dir nichts antun dürfen.“

Darauf beruhigte sich Franzi, und das Ende des Spieles,

in das sich die Kinder beinahe bis zur vollen Wahrheit hineingetäuscht hatten, bestand darin, daß mit der Lampe, die die Magd auf den Tisch stellte, der ganze Spuk verschwand.

„Was du doch schön bist, Franzi!“ brach es einmal mit stürmischer Hast, mitten in einem Spiele, aus Heini hervor. „Es gibt gar keine schönere Prinzessin, denn keine hat ein so goldenes Haar wie du, und keiner steht das Rotkäppchen so gut wie dir. Es bleibt dabei: Wenn ich einmal groß bin, so machen wir Hochzeit.“

Das hörte eine Frau, die zufällig dabei saß, aber sie lächelte nicht ob dieser kindischen Worte.

„Bettelprinz!“ sagte sie bitterböse, „wovon willst du denn leben, wenn du groß bist? Bettelprinz!“

Heinrich richtete sich aber in die Höhe. Er sagte bloß:

„Jetzt bin ich noch nicht groß. Und Franzi ist auch noch nicht groß. Aber ein Bettelprinz bin ich nicht. Und dann nehme ich den eisernen Riesen mit mir fort. Nicht wahr, Franzi?“

Vor zehn Jahren etwa machte die Doppelheirat zweier junger Mädchen auf dem „Neubau“ nicht geringes Aufsehen. Beide gehörten bekannten Bürgerfamilien des dortigen „Grundes“ an, die noch immer trotz beständigen Zuflutens neuer Bevölkerungselemente eine Art erbgesessenen Stammadels, namentlich in unsern westlichen Vorstädten bilden; die Häuser, die sie bewohnen, sind seit unvordenklicher Zeit ihr Besitztum und werden noch heutzutage nach ihnen benannt. Beide Mädchen gehörten gleichzeitig zn den „Schönheiten“ des Neubaus; beider Eltern waren als wohlhabend und hochangesehen gepriesen; beide endlich umschloß — schon von der Schulbank her — die innigste Freundschaft. Man erzählte ihnen nach, sie hätten sich gegenseitig das Wort gegeben: keine solle ohne die andere heiraten, und wenn nur irgend möglich, wollten sie beide an einem und demselben Tage und in der nämlichen Kirche, mit dem Myrtenkranze geschmückt, erscheinen.

Beider Lebenswege waren also so glatt und eben, daß man sagen konnte, für sie sei „ausgesorgt“, wie der Volksmund preist, wenn er in Beurteilung menschlichen Geschickes zuweilen bei guter Laune ist. Und so zeigte ihnen denn das „Glück“ auch bei jeder Gelegenheit sein heiterstes Lächeln, als wollte es sagen: „Diese beiden Mädchen gefallen mir in ihrer Unmittelbarkeit und Kühnheit: sie wollen mich erzwingen! Sei es denn! Ich will ihnen gehorchen.“ Ja, es hatte fast den Anschein, als ob es nur allzu gehorsam im vorhinein auf jede Ausübung seiner ihm sonst zu Gebote stehenden Macht verzichtet habe. So kam es, daß die beiden Mädchen, ungewarnt und ungemahnt, sich dem vollen Strome ihrer Glückeszuversicht mit einer Art von herausforderndem Mutwillen überließen, etwa wie übermütige Schwimmerinnen der kühlen Flut!

Das traf namentlich ein, als sie, ihrer gegenseitigen Zusage treu, an die Wahl ihrer künftigen Gatten schreiten wollten! Und wieder zeigte sich jenes Lächeln, jener Gehorsam, jene Botmäßigkeit ihres Geschickes!

Auf einem und demselben Ballfeste, das die „Väter“ ihres „Grundes“ zu irgend einem wohltätigen Zwecke veranstalteten, stellten sich den beiden Mädchen zwei junge Männer vor, die — nach ihrer, zwischen einem tollen Walzer und einer noch tolleren Polka im schüchternsten, darum aber um so eindringlicheren Tone abgegebenen Versicherung zu schließen, nur auf das erlösende Wort von den Lippen der beiden Freundinnen harrten, um sich den „Herren Eltern“ vorstellen zu dürfen. Wann wären junge Leute nicht offen gewesen bei einschmeichelnder Tanzmusik in der weichen Atmosphäre einer Ballnacht?

Bei Veronika, der einen, soll es übrigens noch ein kleines Wörtchen gewesen sein, dem sie keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Ihr „junger Mann“ durfte sich nämlich vor seinen Geschlechtsnamen ein stolzes „von“ vorschreiben,

was sich schon vom Großvater her datierte, der für die Einführung einer neuen Art, die Spulen abzuhaspeln, diese „Auszeichnung“ erhalten hatte.

Die jungen Fabrikantensöhne vom Neubau wurden gnädig angenommen, die Bewilligung ward erteilt, einige Monate später sehen wir die beiden Paare gemeinschaftlich vor den Traualtar treten, ganz so, wie es in alten Büchern zu lesen ist, bis zu einem gewissen Abschnitte oder Kapitel. Nur darf man nicht wie Heini das Ende vorauslesen wollen.

Wenige Jahre später — Vemis Knabe war gerade so alt wie Veronikas Töchterchen, ungefähr vier Jahre — war Vemi eine Witwe, Veronika so gut wie eine Witwe, eine arme, von ihrem Manne schmählich verlassene Frau, die auf die Mildtätigkeit ihrer Freundin angewiesen war!

Das war so gekommen und ist eigentlich mit wenigen Worten wiedererzählt.

Die jungen Fabrikantensöhne nämlich, mit denen sich unsere beiden Mädchen für alle Zeit „versorgt“ hatten, waren nicht aus jenem Holz gezimmert, aus welchem ihre Väter und Großväter Häuser, Gärten und Fabriken und alles, was dazu gehört, allmählich erworben und erweitert hatten, und das sie selbst zu so angesehenen Bürgern am „Neubau“ geformt hatte. Das galt so gut von dem einen wie von dem andern. Ist das überhaupt eines der Naturgesetze, soweit es sich in dem Leben großer Städte nachweisen läßt, daß sich Erwerb und Besitz so selten, selbst mit eisernen Ketten nicht, festhalten lassen im dritten und vierten Geschlechte?

Wenn dieses Gesetz richtig ist, dann hat es sich an den Männern unserer Freundinnen glänzend bewährt.

Es ging erst eine kurze Zeit ins Land, als Vemi zuerst — denn sie hatte einen scharfen, gewissermaßen aufmerksamen Verstand — bemerkte, daß Hans Wegener, ihr Gatte, dem Geschäfte nicht so vorstand, wie sie es erwartete. Dasselbe junge Geschöpf, das in einer lustigen Ballnacht sich

dazu verstanden hatte, einem Manne ihrer Wahl das Jawort zu geben, konnte seinen Ärger nicht unterdrücken, wenn Hans Wegener stundenlang im „Kindszimmer“ sich aufhielt, um in die Augen seines Knaben zu blicken, als könnte er das Geheimnis, warum sie schwarz und nicht braun oder blau seien, noch immer nicht ergründen!

Um diese Zeit war es über die Webstühle des ganzen „Grundes“ wie eine Art böser Krankheit gekommen, die sich darin kund gab, daß die meisten von ihnen mit großer Unlust arbeiteten und gleichsam nur mit verhaltenem Gähnen ihr Schnarren und Schnurren fortsetzten. Man nannte das eine „Krise“ im Geschäft, wie sich deren die ältesten Leute nicht erinnerten; Vemi glaubte aber nicht daran. Sie war fast geneigt, die schwere Heimsuchung ihrem Manne ganz allein zuzuschreiben. Sie mußte sich bezwingen lassen, meinte sie in ihrem Sinne, wenn Hans nur wollte. Aber er wollte nicht. Es schien ihm sogar lieb, daß die Webstühle so beharrlich schwiegen und einer nach dem andern sein Schnurren einstellte. Das lärmende Geräusch schien ihn zu stören — im müßigen Anschauen seines Knaben!

Kurz, es steckte in diesem Hans eine jener träumerisch verschlafenen Naturen, die einer mit Willenskraft und Beobachtungsgabe ausgestatteten, wie es Vemi war, immer als etwas für die Welt und das Haus Unbrauchbares erscheinen werden.

Trotzdem besaß Hans Wegener seine bestimmten Vorzüge; nur daß sich Vemi nicht darauf verstand. Er zeichnete sehr schön. Die schönsten Blumen und Arabesken, namentlich wenn er sie mit Farben auslegte, quollen aus seinen Fingern hervor, und das war gut. Es waren Muster für seine Webestühle, nur daß sie wegen der „Krise“ nicht zur Ausführung gelangten. Wenn Vemi fragte: „Warum führst du das und jenes nicht aus, das könnte Geld bringen,“ so widerstrebte Hans, weil ja auch das Schönste und Geschmack-

vollste „liegen" blieb! Und wieder, wenn er eine Lieblings-schöpfung, die ihm so recht ans Herz gewachsen war, dem Webestuhle anvertrauen wollte, trat ihm ihre Bedenklichkeit mit der ganzen Wucht ihres eisklaren Verstandes entgegen:

„Für die Krise ist alles gut!" belehrte sie ihn dann, „warten wir bessere Zeiten ab!"

Und Hans Wegener gab gehorsam nach; denn im Grunde war er ein großer Verehrer der Verstandeskräfte seiner Frau. Sie aber wußte das nur zu genau!

Eines Tages, nachdem Vemi eine lange Unterredung mit dem Buchhalter des Geschäftes gehabt hatte, sagte sie zu ihrem Manne:

„Ich will meine eigene Kasse von Eisen haben mit drei Schlüsseln. Dahinein will ich die Mitgift meiner Eltern geben, und die Schlüssel werde ich stets in meiner Tasche aufbewahren. Es ist so besser. Willst du mir eine solche anschaffen?"

„Sie soll morgen da sein!" entgegnete Hans, „ich hätte schon längst daran denken sollen."

Er hatte auch wirklich nicht daran gedacht. Nun aber, da er daran denken mußte, ging in seinem Gemüte etwas vor, wofür Vemis Verstand trotz der Schärfe seiner Augen keine Sehkraft besaß.

Das eiserne Ungetüm, das nicht weniger als vier Männer mit Walzen und Stricken in die Kinderstube schaffen mußten, war wirklich schon am anderen Tage da. Woher es kam, daß gerade die Stube ihres Knaben zum künftigen Aufenthalte des eisernen Kastens ausersehen wurde, also gerade ein Ort, wo sämtliche Geister der Kindheit ihr unge-störtes Spiel treiben, hätte Vemi wahrscheinlich selbst nicht angeben können. Wahrscheinlich war sie dabei von einem nicht ganz klaren Bewußtsein geleitet, daß der Inhalt der Kasse da am wenigsten Anfechtungen ausgesetzt sei. Anfech-tungen? Von welcher Seite? Von ihr selbst? Von . . .?

Jedenfalls sollte das Kind da sein, sein und ihr Kind! Denn so viel stand in ihr fest, und das sagte sie sich oft zur Entschuldigung ihres Tuns und Sprechens: dem Kinde gehörte alles, dem Kinde gehörte die Mitgift ihrer Eltern, alles, alles! War das nicht edel und weise zugleich, namentlich in einer Zeit, wo die „Krise" immer weitere Kreise zog, von der klugen, weitausschauenden Vemi?

Eigentümlich war es jedenfalls, daß von dem Augenblicke an, wo das braunlackierte Ungeheuer aus Eisen dem Kindszimmer seinen hervorragendsten Schmuck verlieh, Hans Wegener nur selten seine Schritte dorthin lenkte. Es vergingen Tage, ohne daß er in die Augen des Knaben geblickt hätte. Auch das Zeichnen von Blumen und Arabesken vernachlässigte er.

Hatte er wirklich die Überzeugung gewonnen, daß, solange die Krise währte, auch die treibenden Kräfte seiner Phantasie ruhen müßten? Für wen sollten sie arbeiten? Es begehrte sie ja niemand! Vemi sagte ja immer, es habe Zeit, und man solle damit warten, bis die Krise vorübergegangen sei.

Die Wahrheit ist: Hans Wegener hatte ein krankes Gemüt und wollte sich selber helfen.

Die Natur macht es zuweilen so; sie erregt plötzlich einen Sturm, um eine tagelange Schwüle von sich abzuschütteln. Auch Hans Wegener brauchte einen solchen Sturm, und der Sturm war da, noch ehe er ihn eigentlich recht gesucht hatte — in der Gestalt seines Jugendfreundes Fritz von der alten Fabrikantenfirma: von Feldheim & Ko. — und es war zugleich derselbe Fritz, der in jener lustigen Ballnacht Veronikas Herz und Hand gewonnen hatte.

Es ist mehr Regel als Ausnahme, daß Mädchenfreundschaften am Hochzeitstage einen gewaltigen Abbruch erfahren. Bei Vemi und Veronika war die Ausnahme eingetreten. Sie kannten keine, durch einen neuen Werdeprozeß hindurch ge-

gangene Entwickelung, die das eine hierhin, das andere dorthin verwies, wo sich ihre künftigen Wege nicht kreuzen konnten. Vemi hing an der Jugendfreundin mit derselben Zähigkeit und Treue, wie in ihren Mädchentagen; auch nicht das leiseste Anzeichen einer Abschwächung war an ihr zu bemerken. Veronika war noch immer ihre Vertraute in allen großen und kleinen Angelegenheiten ihres Lebens; sie verschwieg ihr nicht den kleinsten Umstand, während sie doch, wäre ihr sonst so klarer Verstand in dieser Beziehung nicht mit Blindheit geschlagen gewesen, ohne viele Mühe hätte erraten müssen, daß der Charakter ihrer Freundin einer Entwickelung unterlag, die schon früher in ihr geschlummert hatte, aber erst jetzt in der Ehe deutlich genug hervortrat.

Warum vertraute Veronika ihr nicht an, wie es mit ihr und ihrem Manne Fritz Feldheim stand; daß sie unter der fürchterlichen Krise, von der ihr Vemi stets sprach und Schreckensbilder entwarf, fast noch mehr litten? Daß es sich immer klarer herausstellte, die Firma sei schon vor der Krise hinfällig gewesen? Warum verriet sie das mit keinem Worte und pries statt dessen den steigenden Wohlstand ihres Hauses und die Geschicklichkeit ihres Gatten? Wenn sie der haushälterischen Vemi bald mit einem neuen Hute oder Kleide oder mit irgend einem glänzenden Schmucke unter die Augen trat, den ihr die Freigebigkeit ihres Mannes in nie versiegender Fülle verliehen, warum sagte sie ihr nicht, daß zwischen Geben und Nehmen die unheimliche Tiefe des Schwindels gähnte, dem ihr Fritz unaufhaltsam verfallen war?

Nicht weil die Scheu sie abhielt, die Wunden ihres Haushaltes bloßzulegen, sondern weil sie Gefallen daran fand, andere zu täuschen und sich selbst. Das ging so weit, daß Vemi die vorgenommene Maske der Jugendfreundin für ihr wirkliches Antlitz hielt und in ihr das begünstigte Glückskind sah.

Kurz nachdem das eiserne Ungetüm in Vemis Kinds-

zimmer gekommen war, kam Veronika einmal auf Besuch. Sie lachte über den neuen, im frischen Firnisse glänzenden Gast, so daß Vemi sie um die Ursache ihrer Lustigkeit befragen mußte.

„Was erscheint dir so lächerlich?"

„Es ist nur, weil er sich so häßlich ausnimmt."

„Häßlich? Ich finde ihn sehr schön."

„Das auch noch? Und dann stellt er sich so breit und vornehm hin, wie ein echter Gieldprotz."

„Willst du denn nicht rech sein?"

„Reich? Vielleicht. Aber ich kümmere mich nicht darum. Mein Mann gibt mir alles, was ich brauche. Das ist seine Sache. Woher er es nimmt, das ist meine geringste Sorge. Hätte er mich sonst geheiratet?"

Vemi überhörte aber den Doppelsinn, der in Veronikas Worten lag. Wie denn auch nicht? Sie vernahm nur, was sie hören wollte.

„Du brauchst freilich keine eiserne Kasse," sagte sie still vor sich hin. „Denn du bist versorgt. Andere müssen aber für sich selbst sorgen. Die Zeit ist so schwer."

Wie sollte Vemi unter solchen Umständen es erkennen, daß die spöttische Lustigkeit Veronikas, die dem braunlackierten Ungetüm in der Kinderstube galt, aus nichts weniger hervorging als aus ihrer vermeintlichen Versorgtheit? Daß sie nahe verwandt war mit Neid und Mißgunst? Wie sollte sie wissen, daß von dieser glänzenden Veronika die Kopfkissen sich so manche Nacht mit heißen Tränen füllten, nicht weil sie den nahen Untergang ihres Wohlstandes voraussah, denn der kümmerte sie in ihrem angeborenen leichten Sinn wirklich nur wenig, sondern weil Fritz Feldheim die letzten Trümmer seiner alten Firma — dieser auf dem Neubau „erbgesessenen", bis tief nach Polen hinein, ja bis in die Walachei bekannten Firma — an Harfenistinnen, Lokalsängerinnen und andere Virtuosen ähnlichen Schlages vergeudete.

Zu wissen nämlich, an welchem Abende und in welchem Lokale der Vorstadt die besten und frischesten „Schlager“ zu hören waren, wo das urwüchsigste „Couplet“ erscholl, welche der Lokalsängerinnen bei einer gewissen Stelle sich als unübertroffene Meisterin einer bestimmten Handbewegung oder Gebärde bewies, das war Fritz Feldheims „Sport“, die höchste Aufgabe seines tatenlosen Lebens. Ihr widmete er alle freien Stunden, und da wegen der Krise, die seinen Webstühlen ein beharrliches Stillschweigen auferlegte, so ziemlich der ganze Tag und auch die halbe Nacht dazu gehörten, so kann man daraus den Schluß ziehen, wie schön versorgt sich bei allem Vemis Jugendfreundin fühlen mußte.

Fritz Feldheim war nicht allein der großmütigste Pfleger der heiteren „Volksmuse“, wie er sie nannte, er war auch der weit berühmte Beschützer und Mäcen aller, die zu ihrer Fahne geschworen hatten. Nicht nur, daß sie seiner schöpferischen Feder die keckften und durchschlagendsten Couplets verdankten, wobei er sich nur ausbedang, daß sein Name unter dem Schleier der Anonymität verborgen blieb, er setzte auch Preise auf die besten „Vierzeiligen“ und „G'stanzeln“; er stand auch mit den meisten Verdolmetscherinnen seiner Verse auf dem traulichen „Du- und Du-Fuße“.

„Gelt, Fritz'l!“ hieß es hier und dort, wenn eine seiner dichterischen Taten sich eines besonderen Triumphes erfreute, „das nächste Mal schreibst du mir noch etwas Schöneres, daß der ‚Mili‘ dort drüben die Augen grün und gelb werden. Denn du darfst nur für mich schreiben und für Mili gar nichts. Gelt, Fritz'l, du gibst mir dein Wort darauf.“ Und Fritz Feldheim & Ko., der Fabrikantensohn vom Neubau, dessen Vater und Großvater ihren Stolz dareingesetzt hatten, als die ersten ihrer Arbeiter genannt zu werden, fühlte sich sehr geschmeichelt und gab das Versprechen, das nächste Mal auf noch etwas Schöneres bedacht zu sein.

So kam es, daß Fritz niemals dazu gelangte, sich zu

besinnen. Besinnen heißt aufwachen! Aufwachen bedeutet aber so viel als bemerken, daß ein Webstuhl nach dem anderen eingeschlafen war und — daß Veronika, wenn sie ihm am anderen Morgen mit der kleinen Franzi entgegentrat, verweinte rote Augen hatte!

Fritz Feldheim war übrigens eine gutgeartete Natur; es war auch kein Tropfen überlegter Bosheit in ihm. Besonders mit fremdem Leide fühlte er aufrichtig und treu. In dieser Beziehung kamen ihm nur wenige gleich. So war ihm das scheue, kopfhängerische Wesen, wie es Vemis Gemahl seit längerer Zeit zur Schau trug, nicht entgangen. Er wollte lustige Mienen vor sich sehen, wie er sie jeden Abend in dem oder jenem „Lokale" um sich zu haben gewohnt war. Tiefere Blicke in ein leidendes Menschengemüt zu werfen, war nicht seine Sache; höchstens streifte er die Oberfläche; das war das Äußerste, was sein gutherziges Naturell zu leisten imstande war.

„Was hast du nur, Hans?" fragte er einmal in einem seiner mitleidigen Momente. „Du tust, als wäre die Krisis für dich allein auf der Welt da. Andere Leute wollen von ihr auch bedacht sein. Zum Beispiel ich! Siehst du mir das geringste an? Ich lasse sie wüten und wüten und warte meine Zeit ab. Wir Neubauer Kinder haben schon Stärkeres erfahren!"

„Ja, du!" entgegnete Hans Wegener mit trübem Lächeln. „Vemi meint aber, die Krise werde niemals wieder aufhören, bis alles vorüber."

„Weiberverstand!" eiferte Fritz Feldheim. „Und zuletzt, was will sie? Veronika erzählte mir neulich, ihr hättet euch eine große, eiserne Kasse ins Haus geschafft, so groß, daß der ganze Neubau darin Platz fände. Ist das ein Zeichen von schlechter Zeit?"

„Du kannst sie im Zimmer meines Knaben finden," sagte Vemis Gatte zerstreut, „wenn du sie sehen willst."

Das fiel dem gutherzigen Fritz denn doch auf. Vielleicht daß eine Art von Rührung länger in ihm anhielt, als seit undenklicher Zeit. Aber das währte nur einen flüchtigen Augenblick.

„Du bist etwas krank, Freund,“ sagte er leichthin, „und solltest Medizin nehmen. Wahrscheinlich hast du ein zu schweres Blut! Mich solltest du als deinen Arzt aufnehmen, Hans! In dreimal vierundzwanzig Stunden bist du geheilt.“

„Wie wolltest du das anfangen? Mir ist nicht zu helfen!“ meinte Vemis Gatte mit einem trüben Lächeln.

Fritz Feldheim aber rief in wirklichem Zorn:

„Dir und deiner Frau liegt die eiserne Kasse zu sehr auf der Seele. Das ist deine ganze Krankheit.“

„Meinst du?“ fragte Hans, die Augen wie erstaunt auf den Freund richtend.

„Was denn anders?“ sagte dieser, der von einer gewissen sittlichen Entrüstung flammte, „glaub du mir, ich verstehe mich auf solche Dinge! Wie wär's, wenn du dich mir überließest? Du wirst dich prächtig unterhalten!“

Und nun entwickelte Fritz Feldheim sein medizinisches Programm, das in nichts anderem bestand, als daß Hans sich zerstreuen müsse. Er war dabei von einer großartigen Beredsamkeit. Mit der „Mili“ und der „Comfortable-Resi“ wolle er beginnen; da werde er Dinge zu hören bekommen, wie sonst nirgends in der ganzen großen Stadt. Ein anderes Mal wolle er ihn zum „Hechtl“ begleiten, der kultiviere zwar ein anderes Genre, aber in diesem sei er groß; auch die „Feilhuber Nanni“ sei nicht zu verachten. Ihre Stimme sei zwar schon ausgesungen und in den höheren Tönen „rein“ wie ausgeblasen, aber im „Vortrage“ exzelliere sie noch immer, besonders wenn sie gut aufgelegt sei, was nicht immer der Fall wäre, da ihr die Triumphe der viel jüngeren „Comfortable-Resi“ sehr zu Herzen gingen. Dabei werde er das Glück genießen, ihn selbst zu bewundern; aber darüber wolle

er vorläufig schweigen, denn das sei sein Geheimnis, und ohne Geheimnis gäbe es keinen rechten Erfolg und keine rechte „Hetz".

Vemis Gatte nickte dem wohlgemeinten Rate Fritz Feldheims beifällig zu, und weil seine Seele müde und abgehetzt war, gab er sich auch gefangen. Hans versprach, sich zu „zerstreuen" — und unter Fritz Feldheims Anleitung sich zu zerstreuen.

Ob das Mittel anschlug? Ob sich der Verjüngungstrank an Vemis Gatten bewährte? Anscheinend wohl, das heißt so lange, als die beabsichtigte Wirkung nicht durch eine noch stärkere aufgehoben ward. Diese stärkere war aber in seinem Gemüte oder vielmehr in dem guten Gedächtnisse seines Gemütes, das die ihm widerfahrene Kränkung nicht so leicht vergessen konnte. Was sollten die gerühmten Künste der „Mili" und der anderen Genossen, die gleichsam den Hofstaat Fritz Feldheims bildeten, wenn er nicht die Schwelle seiner Kinderstube zu überschreiten wagte, wenn er sich von dort wie weggebannt fühlte, weil . . . nun, weil Vemis eiserne Kasse davorstand?

Die Nachgiebigkeit, mit welcher Vemis Gatte den ärztlichen Weisungen Fritz Feldheims nachging, war übrigens das letzte Aufflackern seines Mannesmutes. Aber je mehr er von dem Mittel seines Freundes Gebrauch machte, desto mehr graute ihm, desto heftigeren Ekel empfand er davor. Zuletzt gab er es ganz auf — um zu sterben.

So müssen wir uns das allmähliche Hinschwinden und Vergehen wenigstens zu erklären trachten, dem Vemis Gatte erlag.

Eines Tages erschien er unerwartet in der Kinderstube seines Knaben, in welcher er, wie wir wissen, seit geraumer Zeit nicht gesehen worden war. Vemi war nicht anwesend, aber das Kind war in der Nähe des eisernen Kastens, der in seinem Leben eine so unheimliche Rolle spielte.

Wenige Augenblicke darauf kam Vemi in die Stube zurück. Sie fand ihren Mann leblos, mit geschlossenen Augen neben dem Kinde liegen — ein heftiger Blutsturz schien ihm ein jähes Ende bereitet zu haben. Es war allerdings nur eine tiefe Ohnmacht, die ihn umfangen hielt; er erwachte allerdings wieder zum Leben, aber nur, um nach wenigen Tagen wie ein müde abgebranntes Licht zu verlöschen.

Ohne Klage, ohne mit einem Worte des tiefen Leids zu erwähnen, das sich breit und eisern auf sein junges Leben gelagert hatte, ohne den leisesten Vorwurf war er gestorben.

Als die junge Witwe nach einiger Zeit mit Hilfe des Buchhalters und ihres Rechtsbeistandes an die Ordnung ihrer Vermögensverhältnisse schritt, fand es sich, daß diese unter der Ungunst der „Krisis" allerdings nicht wenig gelitten hatten. Darüber empfand sie aber fast ein Gefühl freudiger Befriedigtheit! Als ob ihr das, was Hans Wegener trotz der schlechten Zeit an Hab und Gut hinterlassen hatte, ein fremdes, ihr zufällig Heimgefallenes wäre, klammerte sie sich um so fester an das, was mit dreifachen Schlüsseln verwahrt in dem eisernen Zufluchtsorte lag. Das hatte *sie* gerettet, das hatte *sie* ihrem klugen Verstande zu verdanken! Daran hielt sie auch beharrlich fest in all der Verlassenheit, die so plötzlich über sie gekommen; bei aller Bitterkeit, daß ihr Kind nun keinen Vater habe! Und der Gedanke, von nun an für dasselbe sorgen zu müssen, damit seine Zukunft auf unumstößlichem Felsengrunde beruhe, er erhob sie über die Not des Augenblickes. Wenn Vemi den Inhalt der eisernen Kasse zu dem hinzuzählte, was Hans Wegener trotz aller Schmälerung des ursprünglichen Besitzstandes hinterlassen hatte — denn namentlich das „Neubauer Stammhaus" zeigte sich als gänzlich unbelastet —, so war sie noch immer eine reiche Frau zu nennen. Aber so merkwürdig klar und abgeschlossen war diese junge Frau in ihrem gegenwärtigen Tun, daß sie schon jetzt in ihrem Innern zu dem Entschlusse

gedieh, zu keiner neuen Ehe zu schreiten, wie lockend die Anträge kommen mochten.

„War ich eigentlich nicht versorgt,“ so grübelte sie zuweilen, „so soll es wenigstens das Kind sein. Der Knabe wird es nötig haben. Er gleicht schon jetzt in vielen Stücken seinem Vater.“

Wie sah es indessen mit der „Versorgtheit“ Veronikas, ihrer Jugendfreundin, aus?

Nur wenige Wochen nach Hans Wegeners Hinscheiden verbreitete sich auf dem „Neubau“ erst ein leise unter den Bekannten geflüstertes, dann aber mit großer Bestimmtheit auftretendes Gerücht, Fritz Feldheim von der alten Firma Feldheim & Ko. sei verschwunden. Er sei nach Amerika gegangen, hieß es bei den einen — er habe sich mit der „Comfortable-Resi“ auf Reisen ins Ausland begeben, bei anderen. Die Wahrheit an der Sache war, daß die alte Firma Schiffbruch gelitten hatte. Hie und da standen am Ufer die Leute in Gestalt betrogener Gläubiger, um wenigstens die näher schwimmenden Trümmer des Wracks zu bergen; aber da war alles, bis auf die letzten Bretter herab, so nutzlos und zerschlagen, daß nur die Zunächststehenden einen kleinen Anteil erhielten. Veronika war ganz leer ausgegangen bis auf eine Sammlung von „Vierzeiligen“ und sonstigen Couplets, mit denen die Gerichte nichts anzufangen wußten.

Eines Tages kam Veronika, blaß und abgezehrt, mit ihrem Töchterchen zu Vemi.

„Wie du mich hier siehst, Vemi!“ sagte sie weinend, „so bin ich eine Bettlerin. Es ist mir nichts geblieben, als was ich auf dem Leibe trage. Aber darf ich denn noch mit ‚du‘ zu dir sprechen?“

Und die Hand ihres kleinen Mädchens hastig ergreifend, führte sie es zu Vemi und rief leidenschaftlich:

„Da, Franzi! küsse der gnädigen Frau die Hand, sie soll gut gegen dich sein.“

„Veronika!“ schrie Vemi.

Diese Selbsterniedrigung der alten Jugendgefährtin traf sie tiefer als alles, was sie bis jetzt erfahren, vielleicht mehr als der Tod des eigenen Mannes.

„Du siehst also, wie versorgt ich bin,“ sagte Veronika, „du hast es freilich besser getroffen, Vemi!“

Dabei glitt ihr Blick über das eiserne Ungetüm mit einer Beredsamkeit, die jedem und Vemi selbst in diesem Augenblicke verständlich gewesen wäre!

In Vemi aber brannte die alte Jugendfreundschaft in hellen Flammen; sie, die am Totenhemde Hans Wegeners mit gesponnen hatte, sie war voll Mitleid und Bekümmernis um die tiefgebeugte Gefährtin; sie vernahm nur die Hochzeitsglocken der Neubauerkirche, die ihr wie Veronika gemeinschaftlich geläutet hatten, und danach richtete sie ihr Tun ein.

Sie sagte also:

„Wir haben uns einmal das Wort gegeben, zusammen an einem und demselben Tage mit dem Myrtenkranze uns zu schmücken, und wir haben das Wort uns gehalten. So sei es auch jetzt! Vielleicht ... sorgen wir diesmal besser für uns.“

Darauf entwickelte Vemi in milden tröstenden Worten, die mit großer Zartheit alles ferne hielten, was Veronikas Notlage noch bitterer machen konnte, alles, was sie für die Jugendfreundin und deren Kind zu tun gedachte.

In ihrem großen Neubauerhause befand sich eine leerstehende Wohnung, die solle Veronika, bis sie besser für sich sorgen könne, mit ihrem Kinde ohne allen Entgelt beziehen. Franzi sollte aber die Kameradin ihres Heini werden.

Die Kinder hatten aber schon längst Freundschaft miteinander geschlossen; denn als sich die Mütter einmal nach ihnen umschauten, fanden sie sie im eifrigsten Gespräche.

„Kannst du schon lesen, Franzi?“

„Nein, ich kann nur die großen Buchstaben.“

„Ich kann schon lesen. Weißt du etwas von der großen Klapperschlange?"

„Warum heißt sie so?"

„Weil sie eine fürchterliche Schlange ist mit einem ungeheuren Maule. Fürchtest du dich vor ihr, Franzi?"

„Ich fürchte mich vor allen wilden Tieren."

„Ich schlage sie alle tot. Fürcht' dich nicht, Franzi!"

So kam Veronika mit ihrem Kinde in das große Neubauerhaus, nicht auf Wochen und Monate allein! Jahre vergingen, und es war keine Rede davon, daß sie ihre Wohnstätte anderswo aufsuchen solle. Entweder sie hatte es während dieser Zeit nicht verstanden, für sich besser zu „sorgen" oder, was uns glaubwürdiger erscheint, sie hatte keine Lust dazu. Veronika gehörte jener zahlreichen Klasse von Menschen an, denen die Kost fremder Wohltaten am besten mundet. Sie war eine schlaffe Natur. Und warum sollte Vemi mit der eisernen Kasse nicht für sie sorgen? Sie hatte es ja! Und sie war doch ihre Jugendfreundin!

Diesem nichtstuerischen Leben gegenüber benahm sich Vemi merkwürdigerweise äußerst geduldig und nachsichtig. Kaum daß sie jemals mit einem Worte, einer leisen Anspielung Veronika an ihre Pflicht, sich und das Kind zu erhalten, gemahnt hätte. Sie wollte den Born ihrer Großherzigkeit ohne Aufhören an ihrer Freundin bewähren; sie vergaß nur das eine, daß die wenigsten Menschen dieses bedingungslose Mildetun ertragen können.

Vemi war keine zärtliche Mutter; sie liebkoste den Knaben nie. Sie war in ihrer Sprechweise, in ihrem Lob und Tadel kurz angebunden. Wenn das Kind sich ihr anschmiegte, konnte sie es hart von sich weisen.

„Das tut er nur," sagte sie, „um zu schmeicheln. Ein Knabe und ein Schmeichler! Warum schmeichelt er? Weil er etwas erlangen will, was er zu besitzen wünscht. Warum sagt er nicht gerade heraus: Das will ich, und das will ich

nicht? — Aber er muß zuerst den Umweg der Schmeichelei wählen! Ganz wie sein Vater!"

Ein anderes Mal kam Heini mit einer schriftlichen Belobung seines Lehrers aus der Schule heim.

„Wofür bist du eigentlich belobt worden?" fragte Vemi.

„Der Herr Kooperator hat aus der Religion geprüft. Ich war der Allerbeste. Keiner hat so gewußt wie ich. Und darüber haben sich alle geärgert."

„Da ist ihnen recht geschehen," sagte Vemi mit zufriedenem Lächeln; „warum lassen sie sich von dir übertreffen? Aber das nächste Mal werden sie dir auf den Kopf steigen."

„Ich lasse mir aber nicht auf den Kopf steigen," meinte Heini, „denn ich bin der Beste. Und dann haben wir eine eiserne Kasse, und die anderen haben keine!"

„Wie?" fragte Vemi selbst erstaunt. „Gehört sie denn dir?"

„Wenn ich groß sein werde —" verbesserte sich Heini.

Sonderbares Wogen und Weben in dem Gemüte dieser Frau! Die Antwort Heinis befriedigte sie; ja, sie tat ihr wohl. Gab es also doch etwas, worin ihr Knabe seinem Vater nicht glich? Warum sprach Hans Wegener nicht so, warum machte er sein Recht nicht geltend, als es ihr beifiel, die Mitgift ihrer Eltern vor seinen Augen unter Verschluß zu bringen?

Vemi fuhr aber fort, über den „Charakter" ihres Knaben Betrachtungen anzustellen, wie sie das so nannte.

„Ich bin nicht blind," meinte sie oft, „und ich will täglich klarer sehen."

Natürlich entdeckte sie täglich neue Unebenheiten und Lücken in seiner Entwickelung. Oft schien ihr dieselbe gänzlich stille zu stehen; sie sah keinen Fortschritt, eher Rückschritte! Dann wieder war sie von Kundgebungen eines frühreifen Empfindungslebens, von Anschauungen einer Ge-

dankenwelt überrascht, die sie wie Offenbarungen überkamen. Alle Vorzüge, namentlich ein überraschendes Zeichentalent, aber auch die Fehler des Knaben erschienen ihr stets gleichsam unter demselben Gesichtswinkel: „Was hatte der Knabe von seinem Vater? was hatte er nicht?“ Und das erschien ihr endlich als die Summe ihres Betrachtens, Grübelns und Nachdenkens: Heini sollte nicht so werden wie sein Vater!

Ein Zug weichlicher Nachgiebigkeit war es namentlich, der ihr schwere Sorgen machte. Wenn Heini mit seiner Kameradin ein Spiel trieb, war er immer der unterliegende Teil, oder er richtete es so ein, daß Franzi stets mit allen Ehren daraus hervorging. Immer war er derjenige, der sich in Gefahren stürzte, bald als Räuberhauptmann, bald als Meister Wolf, bald als wilder Indianer. . . . Und dann war noch eines da. So oft sich die Gelegenheit bot, mußte es Franzi sein, die von ihm beschenkt wurde. Mochte es eine gefundene schöne Hahnenfeder oder ein roter Tuchlappen oder ein Stück schillernden Seidenbandes sein, er brachte das alles wie eine Jagdbeute heim, um damit Franzi zu schmücken. Was jeder anderen als die natürlichste Äußerung knabenhafter Freigebigkeit erschienen wäre, die sich gerne in einer Art von Schutzgewährung offenbart, das dünkte Vemi einer anderen Quelle zu entspringen, um so mehr, als sie bemerken mußte, daß dieser Zug von ihrer Hausgenossin Veronika im Gegensatze zu ihr unterstützt wurde. Wenn Veronika sah, daß ihr Kind von Heini irgend etwas erhielt, so hielt sie mit ihrem Lobe nicht zurück und zwar mit einer so überströmenden Anpreisung, daß es wie Absichtlichkeit klang.

Da ereignete es sich einmal in Gegenwart Vemis, daß Veronika neuerdings bei irgend einer geringfügigen Gelegenheit Heinis Lob in allen Tonarten sang. Vemi riß der Geduldsfaden; mit einer Heftigkeit, die auf ein langverhaltenes Grollen schließen ließ, rief sie:

„Laß doch das, Veronika! Du verdirbst mir ja den Knaben.“

„Ich?“ entgegnete Veronika etwas spitzig. „Zuletzt werde ich noch die Schuld daran tragen, wenn —“

Da besann sich Vemi; sie dämpfte ihre Stimme zu leisem Geflüster herab:

„Ich meine nur,“ sagte sie, wie sich entschuldigend, „du bringst dadurch den Knaben auf eigentümliche Gedanken. Er ist ohnehin hoffärtig genug. Er wird meinen, seine Mutter wolle auch von dir unmäßig belobt sein, weil —“

„Weil du mich aushältst und ich dein Gnadenbrot esse?“ gab Veronika mit einem unsagbaren Gesichtsausdrucke zurück. Es mochte Vemi sein, als sei plötzlich ein grünes Licht vor ihr aufgetaucht, das ebenso schnell verschwand. Es war das erstemal seit ungefähr fünf Jahren, daß Veronika ihres Verhältnisses zu Vemi in solcher Weise gedachte.

„Verzeih mir,“ rief die Tieferschütterte, „nichts ist mir ferner gelegen, als dich kränken zu wollen. Verzeih mir, Veronika!“

Diese aber, sei es, daß sie ein wirkliches Weh empfand, sei es, daß sie es für besser hielt, die Gekränkte zu spielen, versicherte zwar, eher wolle sie sterben, als gegen ihre einzige Wohltäterin auf Erden sich zu vergehen; aber wir glauben kaum, daß sie damit die volle Wahrheit aussprach. Jedenfalls hatte sie damit etwas erreicht, was man in der Kriegskunst eine „Deckung nehmen“ heißt. Für alle etwaigen Fälle, die sich ihrem Geiste schon jetzt darstellen mochten, hatte sie nun ihre Deckung an — Heini selbst!

In den Beziehungen jedoch der beiden Kinder zueinander war es, als ob jenes Wort, das Vemi in einem unbewachten Augenblicke ausgestoßen, nicht mehr zur Ruhe gelangen wolle. Gnadenbrot! was will das Wort bedeuten?

„Franzi!“ sagte Heini nach einigen Tagen, als die Kinder im Hausgarten miteinander tollten, ganz unvermittelt, „willst du Gnadenbrot?“

„Gnadenbrot?“ fragt die blonde Franzi, „ist es mit Rosinen besteckt?“

Heini wird durch diese Frage ganz verwirrt. Es ist etwas so ganz anderes, als er erwartet hat.

„Rosinen?“ meint Heini nach einer geraumen Weile. „Glaubst du denn, es ist wirkliches Brot! So eines meine ich ja nicht, Närrchen!“

„Dann will ich auch dein Gnadenbrot nicht, Heini!“ sagte Franzi und lief eiligst davon.

Vemi fand nun, je mehr sich ihr Knabe entwickelte, daß er immer ähnlicher auf seinen Vater Hans Wegener sich hinauswuchs. Das fand sie nicht nur in einer gewissen Haltung seines Kopfes oder in einer nicht näher zu bezeichnenden Bewegung seiner Arme und Schultern; es trat besonders in seiner Redeweise hervor, die den Sohn des Vaters erkennen ließ. Hans Wegener schien immer etwas anderes gedacht zu haben, als er aussprach. Sie hatte ihn darum niemals für zuverlässig gehalten. Und so auch der Knabe. Auch Heini hatte etwas in sich, was ihr, der Mutter, kein Vertrauen einflößte. Sie hielt ihn der Lüge fähig; auch war sie stets bereit, seine Angaben in Zweifel zu ziehen. Die Lehrer seiner Schule rühmten die außerordentlichen Fähigkeiten Heinis, nur klagten sie zuweilen über eine gewisse Zerstreutheit, deren er nicht immer Herr werden könne. Was hieß aber Zerstreutheit anders als — Hans Wegener? War er nicht mitten in der schweren Krise wie ein Nachtwandler herumgegangen, als läge ringsherum der blühendste Mondschein und nicht das grelle Licht des Tages, bis sie endlich selbst kommen mußte, um ihn aufzurütteln? Heini sollte aber kein Nachtwandler werden.

Bisher hatte Vemi sich gehütet, in das Getriebe jener kleinen Welt, die sich zwischen Heini und Franzi aufgebaut hatte, irgendwie einzugreifen.

Aber eines Tages schreckte sie auf, als wäre hart neben ihr ein Blitzstrahl zur Erde gefahren.

Sie stand nämlich am Fenster und schaute den beiden Kindern nach, wie sie einträchtig, Arm in Arm geschlungen, aus dem Hause traten und über die Gasse in die nahe Schule gingen.

Mit einem Male bemerkte sie, was ihr bis dahin ganz entgangen war. Franzis blondes Köpfchen reichte ja über Heini hinaus, zwar nur um einen Gedanken, aber es sprach sich etwas in der Gestalt, im ganzen Wesen dieses Mädchens aus, was im entschiedenen Gegensatze zu der knabenhaften Haltung Heinis stand. Und wie lieblich dieses blonde Köpfchen sich abhob von dem ihres Knaben. Wie holdselig in seinen Gebärden! Und mit welcher Anmut es sich an Heini schmiegte!

Warum hatte sie dieses Keimen und Blühen nicht früher bemerkt? Was war das, was ihre Augen erst heute sahen? Wie konnte sie vergessen, daß Heini demnächst in sein dreizehntes Jahr treten werde — und daß Franzi fast in demselben Alter stand?

Alles, was in dieser Frau gut, edel und tüchtig war, sträubte sich mit Gewalt gegen den Gedanken, die Kinder zu trennen. Aber auch alle bösen Gewalten ihres Naturells waren da, die es ihr nahe legten und als unabweisbar darstellten. Und zwar erhoben sie sich nicht stürmisch, nicht leidenschaftlich in ihr, sondern klug, abwägend, mit voller Beherrschung des Nahen und des Fernen, des Gegenwärtigen wie des im Nebel liegenden Zukünftigen!

Sie spiegelten ihr vor, jetzt sei es noch ein leichtes, diese von beiden Kindern aufgebaute Welt zu zertrümmern. Und kühl bis ans Herz hinan, gaben sie ihr auch die Mittel an die Hand, wie sie Veronika schadlos halten wolle, wenn einmal der Zeitpunkt herantrat, daß sie und Franzi das Haus verließen!

Indessen hielt Vemi, trotzdem sie keinen Augenblick ihres Vorhabens vergaß, an sich; sie verriet sich mit keiner Miene und Gebärde; und auch das verdient erwähnt zu werden, daß sie vielleicht zum ersten Male, seitdem sie sich Heinis Mutter nannte, von einer gewissen Weichheit gegen den Knaben beseelt war. Sie glättete ihm die Haare, bevor er zur Schule ging und sich von ihr verabschiedete, und hielt ihn dann einen Augenblick fest — um ihm in die Augen zu blicken. . . . Dann trat sie seufzend ans Fenster, um abermals zu sehen, wie lieblich Franzis Köpfchen von Heini sich abhob.

So waren mehr als drei Wochen vergangen.

Da kam ihr Veronika selbst zu Hilfe.

Das Haus auf dem Neubau, welches Vemi gehörte, besaß seit uralten Zeiten das Privilegium, daß es am Fronleichnamstage, wenn der feierliche Umzug sich durch die Straßen der Vorstadt bewegte, einen „Altar“ aufstellen durfte, an welchem der Priester vor allem Volke das Evangelium las. Es war ausgemacht worden, daß auch Franzi als „weißgekleidetes“ Mädchen sich am Zuge beteiligen sollte. Das war jedoch eine Angelegenheit, die nicht so leicht durchzuführen war. Als Veronika nämlich das weiße Kleid hervorholte, das Franzi auf dem vorjährigen „Umgange“ getragen hatte, fand es sich, daß sie demselben ganz entwachsen war. Und dann kam Franzi eines Tages aus der Schule heim und erzählte mit hochgeröteten Wangen, sämtliche Schülerinnen hätten untereinander beschlossen, am Tage des „Umganges“ gleichförmig zu erscheinen, nämlich: die Haare nicht in Locken, sondern aufgelöst; um den Hals an einem schwarzen, seidenen Schnürchen ein goldenes Kreuz, wovon das Stück beim Goldarbeiter der Burggasse fünf Gulden kostete; um die Taille aber ein breites blaues Band geschlungen, das rückwärts in eine Schleife zu endigen habe. — Das alles vermochte Veronika, wenn sie einigermaßen

Umschau hielt in dem Vorhandenen, leicht zu beschaffen; aber das goldene Kreuz an dem schwarzseidenen Schnürchen ging über ihre Kräfte!

„Franzi!“ sagte einmal Veronika in der Nacht, bevor sie beide einschliefen, zu ihrem Kinde. „Ich wüßte einen, der dir das goldene Kreuzchen zum Umgange schenken könnte.“

„Mir schenken?“

„Warum nicht? Wenn man jemanden gern hat, so schenkt man ihm gern, weil ihm das eine Freude macht,“ sagte Veronika.

„Hat mich denn einer so lieb?“

„Weiß ich's? Denk nach, vielleicht fällt er dir ein.“

Nach einer Weile Besinnens meinte Franzi:

„Mir fällt niemand ein, Mutter!“

„Niemand! Du hast also gar keinen Freund auf Erden?“

„Außer Heini weiß ich keinen. Das ist aber etwas ganz anderes!“

„Den hab' ich ja eben gemeint,“ sagte Veronika.

„Heini?“ fragte Franzi langgedehnt, „ist denn Heini so reich?“

„Jetzt noch nicht, aber einmal —“

„Einmal? Wann wird das sein?“

„Weiß ich's? Es kann bald sein, vielleicht aber erst später. Aber einmal wird es sein, darauf kannst du dich verlassen.“

Franzi schwieg aber beharrlich, so daß Veronika meinte, das Kind sei wieder eingeschlafen. Mit einem Male richtete sich Franzi wieder im Bette auf.

„Ich werde bis einmal warten!“ sagte sie.

„Meinetwegen. Du kannst ja auch ohne das goldene Kreuz im Umgange mitgehen. Es muß ja nicht sein!“

Am anderen Tage tat Veronika so, als hätte sie niemals gelockt, als hätte sie niemals etwas Begehrliches vor die Augen des eigenen Kindes gestellt. Sie wartete ab.

Sie beobachtete aber, wie aus einem geheimen Schlupfwinkel ihrer Seele, jede Regung ihres Kindes, und da wollte es ihr vorkommen, als läge auf dem sonst so klaren Angesichte Franzis, seitdem sie mit ihr gesprochen, etwas Nachdenkliches, Zerstreutes, Träumerisches, was selbst dieser Mutter nicht entging.

Nur zwei Tage fehlten noch zum Umgange des Fronleichnamsfestes, unten an der Ecke des Hauses zimmerte man bereits an dem Gerüste des Altares für den messelesenden Priester. Auch war das weiße Umgangskleid nebst allem, was dazu gehörte, indessen fertig geworden; in blendender Weiße und Herrlichkeit lag es ausgebreitet, und nichts fehlte daran.

Nach Knabenart hatte Heini all diesen Vorbereitungen nicht die geringste Aufmerksamkeit bezeugt.

Als aber die Kinder an diesem Tage mitsammen aus der Schule gingen, wie es ihre Gewohnheit war, sagte Franzi nur wenige Schritte vom Hause mit einem Male:

„Willst du etwas Schönes sehen, Heini, etwas Wunderschönes?“

„Ja!“ sagte Heini.

„So komm!“ rief Franzi.

Und damit riß sie sich von dem Knaben los und stürmte in das Haus.

„Heini kommt, Heini kommt!“ rief sie atemlos.

„Warum bist du so erschrocken?“ meinte Veronika. „Hat er dir etwas zuleide getan?“

Aber da war schon Heini in die Stube eingetreten.

„Jetzt will ich das Wunderschöne sehen, Franzi!“ sagte er.

„Da ist's, Heini!“ sagte das Mädchen und deutete auf das weiße, an einem Kleiderstocke hängende Kleid.

Heini warf einen prüfenden Blick auf diese Hülle.

„Ich habe mir etwas anderes vorgestellt,“ sagte er ziemlich enttäuscht.

„Ja!“ sagte Veronika. „Du bist an etwas Schöneres

gewöhnt, deine Mutter ist eine reiche Frau, und du bist ein Hausherrnsohn. Franzi hat aber eine arme Mutter."

„Das ist nicht wahr!" rief Heini mit merkwürdiger Heftigkeit, „Franzi ist nicht arm."

„Woher weißt du das?" sagte Veronika, sich erstaunt stellend.

„Denn," sagte Heini, und seine Augen leuchteten, indem er so sprach, ganz gegen seine Art in ungewohntem Glanze, „wenn ich einmal groß bin, dann nehme ich alle die schönen Sachen, die wir in der eisernen Kasse haben, und schenke sie Franzi."

„O!" sagte Veronika mit schmeichelnder Arglist, „mach uns den Mund nicht wässern! Du weißt ja nicht einmal, wie alle diese schönen Sachen aussehen!"

„Ich habe sie noch nicht gesehen?" rief Heini sich ereifernd und dadurch zur Ruhmredigkeit geneigt, „ich habe sie noch nicht funkeln und glänzen gesehen? Die Armbänder und die Ohrringe und die goldenen Ketten!"

„Ist auch ein goldenes Kreuz dabei, Heini?" fragte Franzi.

„Alles, alles," rief Heini. „Hab' ich dir nicht immer gesagt, Franzi, wie es funkelt und blitzt, wenn die Mutter einmal den eisernen Kasten aufsperrt?"

„Warum fragst du denn gerade nach dem goldenen Kreuze?" meinte Veronika, indem sie sich mit der gleichgültigsten Miene von der Welt an das Mädchen wandte.

Franzi horchte hoch auf.

„Ich brauch' es ja zum Umgang," sagte sie . . .

In der Nacht, die diesem Tage folgte, wollte Vemi von einem „sonderbaren" Gedanken, wie sie selbst meinte, lange nicht verlassen werden. Ihr fiel nämlich ein, warum sie denn so gar nichts tue, um das Andenken ihres Mannes in dem Knaben wachzuhalten. Wenn Veronika, ihre Freundin, eine gleiche Vergeßlichkeit an dem verschollenen Gatten beging, so

war sie hierzu gleichsam berechtigt; man knüpft nicht gerne an Erinnerungen an, die in Schmach und Schande gehüllt sind. Warum aber ließ sie Hans Wegeners Bild so ganz versinken und verwittern?

Von nun an wollte sie einen anderen Weg einschlagen. Der Knabe ähnelte ihm ja doch auch im Guten! Da merkte sie, daß auch Heini, der in dem angrenzenden Zimmer lag, in dieser Nacht keinen Schlaf finden konnte. Sie stand also voll Besorgnis auf und ging zu dem Knaben. Sie setzte sich zu ihm ans Bett.

„Warum schläfst du nicht, Heini?"

„Weil ich über etwas nachdenken muß."

„Was ist's? Sag mir's!"

„Ich denke nach, wie schön Franzi morgen beim Umgang aussehen wird."

„Franzi? Und darüber kannst du nicht schlafen?"

„Sie sollte eigentlich eine goldene Krone auf ihrem Kopfe tragen, wie es in alten Bilderbüchern steht, aber du hast ja keine; so gib ihr von deinen Armbändern und Ketten, damit sie schöner aussieht wie die anderen. Sie ist ja arm . . ."

„Heini!!"

Sie hatte den Knaben zu sich aufgerissen und starrte bei dem fahlen Kerzenlichte in sein erschrecktes Antlitz. Dann wurde sie plötzlich ruhig, beinahe allzu ruhig.

„Heini," sagte sie, sich den kalten Schweiß von der Stirne wischend, „ich will dir alles verzeihen, alles, wenn du mir gestehst. . . . Wer hat dir das gesagt? Besinne dich! Du mußt mir nicht sogleich antworten! . . . Wer hat dir gesagt, daß ich Franzi beschenken soll mit Armbändern oder Ketten? War es Franzis Mutter oder Franzi selbst?"

„Sie braucht ja ein goldenes Kreuz für den Umgang . . ." meinte Heini, der die furchtbare Aufregung Vemis nicht verstand.

„War es Franzis Mutter oder Franzi selbst?“ wiederholte Vemi mit gerunzelter Stirne und in ihre Stimme einen Nachdruck legend, von dem sie annehmen mochte, daß er die sittlichen Geister Heinis in ihren Tiefen aufrührte.

„Ich weiß nicht,“ sagte Heini zögernd, seine Blicke vor dem Zornesantlitz der Mutter senkend.

„Also auch zur Lüge und Verstellung hat sie ihn bereits verführt,“ murmelte Vemi vor sich hin. . . . „Die Bettlerin, die von meinem Gnadenbrot lebt . . .“

Das letzte Wort mochte halblaut an Heinis Ohr gedrungen sein. Er erhob lebhaft seinen Kopf und sah Vemi wie überrascht an.

„Franzi braucht kein Gnadenbrot, Franzi ist adelig!“ sagte er mit entschiedener Betonung.

„Schweig! schweig!“ rief Vemi drohend. „Du bist von ihnen in Grund und Boden hinein verdorben.“

Dann setzte sie sich, von einer ungeheuren Müdigkeit befallen, neben das Bett des Knaben, allen Mächten der Verlassenheit hingegeben, erst allmählich sich aus der Nacht emporrichtend, die sie rings umgab.

So saß sie stundenlang an dem Lager ihres Sohnes, der indessen wieder seinen Schlaf gefunden hatte. Es war ihr, als müßte sie in diesen wenigen Stunden alles durchkosten, was sie bisher an Bitterkeit und Kümmernis erfahren hatte. An den lichten, sonnebeschienenen Stellen haftet bekanntlich der rückschauende Blick in solchen Momenten nicht gerne. Absichtlich weicht er ihnen aus, und so tat es auch Vemi. Vor ihrem inneren Auge gab es keine jugendliche Regung, an der sie sich erwärmen, keine Torheit, über die sie lächeln, keine Erinnerung, die sie beleben konnte! Wer solche Augenblicke an und in sich erlebt hat, der kann von sich sagen: er habe einen Teil des Geheimnisses, das über dem Leben des Menschen brütet, gelöst, er habe den über die Kreatur ausgesprochenen Schmerz des Daseins kennen gelernt.

Nicht etwa, als wenn Vemi sich nicht gesagt hätte: „Was willst du? Noch ist dein Knabe nur das Gefäß gewesen, in welches fremde Gemeinheit ihren schmutzigen Inhalt geleert hat! Und nicht einmal das ist noch geschehen! Willst du darum den Frieden deines Hauses brechen?"

Denn dahin drängte der volle Strom ihrer Erbitterung, ihres empörten Pflichtgefühls!

„Sie will das Gnadenbrot nicht, das ich ihr aus alter Freundschaft verabreicht . . . mag sie betteln gehen! Mein Kind muß aus dieser Nähe! Es muß sein!"

Mit diesem aus gramvoller Seele hervorquellenden Zurufe an sich selbst begrüßte Vemi den neuen Morgen.

Heini mochte mit jenem Ahnungsvermögen, das bei einem Kinde seiner Art ausgebildeter ist, als bei einem anderen — war er doch Vemis Sohn! — erkannt haben, daß der nächtliche Besuch seiner Mutter, dazu ihr tief verstörtes Aussehen, von einer nicht gewöhnlichen Bedeutung sei. Während des Frühstücks hafteten seine Blicke in einem fort an ihrem Antlitze, als wollte er von dort eine Antwort auf seine Frage haben.

Nach dem Frühstück sagte Vemi:

„Du bist jetzt fertig! Die Schulstunde ist gekommen. Gehe aber früher zu Frau Veronika; in einer Stunde soll sie zu mir kommen, früher nicht! Dann gehst du allein zur Schule! Und wenn du Franzi siehst, so kannst du ihr Lebewohl sagen . . . Sonst nichts."

„Und Franzis Kreuz für den Umgang?" entrang es sich zögernd, in abgestoßenen Lauten von Heinis Lippen.

„Was geht uns Franzi an?" sagte Vemi rauh und wandte sich ab.

Heini ging.

Eine Stunde später saßen sich die beiden Frauen in demselben Zimmer, welches Vemi vor Jahren zur Beherbergung ihrer Kasse bestimmt hatte, stumm gegenüber. Die beiden

eisernen Türen standen offen, und aus dem Innern des Kastens blitzten und funkelten die Geschmeide, als hätte Vemi es darauf abgesehen, vor ihrer Jugendfreundin als die echte Hausfrau vom Neubau blendend und abschreckend zugleich zu erscheinen. Neben Vemi lag ein Päckchen Banknoten auf dem Tische, sie brauchte nur danach zu greifen.

„Was willst du von mir, Vemi?“ begann Veronika mit leiser Stimme, „du hast mich rufen lassen!“

„Nenne mich nicht mehr mit diesem Namen,“ sagte Vemi mit jener erkünstelten Kälte, wie sie nur der Haß und die sittliche Empörtheit kennt, „die alte Vemi ist tot und begraben. Von jetzt an steht dir nur die Witwe Hans Wegeners gegenüber, also die Hausbesitzerin ... und die weiß nichts von dir!“

„Was willst du denn eigentlich von mir?“ fragte Veronika, in der Tat erschrocken, „du sprichst so eigentümlich, Vemi!“

Und Vemi dagegen, fast drohend:

„Nenne mich nicht so noch einmal! ... Was ich von dir will? Dich ablohnen, dich entschädigen, wenn es so besser klingt, bevor du aus meinem Hause gehst.“

„Du kündigst mir die Wohnung?“ rief Veronika und war aufgestanden.

„Bleibe!“ rief Vemi gebieterisch. „Wir haben noch nicht vollständig abgerechnet, es bleibt noch ein Rest übrig. Den wollen wir berichtigen. Vemi Wegener, Hans Wegeners Ehefrau, ist niemals etwas schuldig geblieben.“

„Du mir schuldig?“ meinte Veronika gedrückt. „Wofür?“

Und Vemi darauf:

„Laß das. Verlieren wir die Zeit nicht mit windigen Redensarten, die doch für nichts sind! Denn wenn wir heute auseinander gehen, so ist es für immer. — Warum ich mich in deiner Schuld fühle? An einem und demselben Tage sind wir vor den Traualtar getreten; an einem

und demselben Tage haben wir uns unglücklich gemacht! Das vergißt sich nicht so leicht! Ich habe mir oft gesagt: ‚Hättest du dich nicht so leicht umgarnen lassen mit glatten Worten wie eine dumme Wachtel, wer weiß, ob Veronika nicht ein besseres Los gezogen hätte?‘ Das konnte ich dir niemals vergessen! Der Mensch ist schon ein solcher Narr! ... Und darum ... und darum ...“

Die Stimme versagte ihr, denn selbst in diesem Augenblicke widerstrebte es dem eigengearteten Gemüte dieser Frau, die ehemalige Genossin durch Aufzählung von empfangenen Wohltaten zu demütigen. Das gab Veronika den Mut, flüchtig wie ein Blitz zu der Erzürnten aufzuschauen; sie begann wieder zu hoffen; aber sie begegnete nur einem tieffinstern, erbarmungslosen Angesichte!

„Jetzt sind wir quitt!“ begann wieder Vemi. „Ersticken müßte ich in meinem eigenen Blute, könnte ich aus dieser törichten Schwärmerei eines blöden Backfisches nicht mehr heraus. Es muß reine Luft zwischen uns werden, und dazu gehört vor allem, daß du von mir fort gehst, fort aus meinem Hause ... sogleich, noch heute ... in einer Stunde, wenn es angeht. Denn du bist falsch, Veronika, du bist es immer gewesen! Und dazu bist du noch eine ... gemeine Natur!“

Jetzt mochte Veronika den rechten Zeitpunkt herangekommen glauben, die Taktik ihrer Verteidigung zu ändern. Bisher hatte sie sich gewissermaßen abwehrend verhalten; sie wollte dem Zorne der Empörten die Demut einer Gekränkten entgegenstellen. Vielleicht mochte auch ihr Blut in Wallung geraten sein.

„Vergiß nicht,“ rief sie Vemi zu. „Ich heiße von Feldheim! Du hast eine verheiratete Frau vor dir stehen! Vergiß das nicht!“

„Jetzt bist du im rechten Fahrwasser,“ sagte dagegen Vemi kalt und unnahbar. „Warum erinnerst du dich erst

jetzt deines Adels? Daran aber hast du stets vergessen... vergessen, daß ich Heinis Mutter bin. Sein Herz hast du mir entfremden wollen, hast dich zwischen mich und ihn gedrängt, hast einem Kinde niedrig geschmeichelt um elenden Vorteiles wegen — denn denke nicht, verheiratete Frau, ich hätte dich nicht längst durchschaut! Du hast mein Kind... vergiftet!"

„Klingt das nicht so," sagte Veronika schneidig, „als wollte ich von dir behaupten, Vemi, du habest deinen Mann... zu Tode gegeizt, wie die Leute allgemein erzählen."

„Veronika!"

Diese aber, die sich ihrer augenblicklichen Überlegenheit wohl bewußt war, meinte:

„Warum drängst du mich in eine Enge, daß ich nicht anders reden kann!"

Vemi aber lehnte todbleich, mit geschlossenen Augen im Stuhle. Das dauerte eine geraume Weile; nur ein leises Stöhnen verriet, wie mitleidslos ihre Jugendkameradin mit ihr verfahren war. Dann fuhr sie sich mit der Hand über die Stirn, als wollte sie von dort einen bösen Traum fortwischen.

„Es ist gut so," sagte sie noch schwach, „du selbst sorgst dafür, daß auf dem Boden, den dein Fuß betreten hat, auch nicht das letzte Gräschen zu wachsen vermag."

Sie hatte sich erhoben.

„Nimm das!" sagte sie, auf das Päckchen Banknoten deutend, „du wirst es für deine erste Unterkunft brauchen."

„Ich nehm's," sagte Veronika. „Warum auch nicht? Wenn man dem Ertrinken nahe ist, schnappt man nach dem ersten besten Strohhalm."

Damit schob sie Vemis „Entlohnung" mit einer Miene in die Tasche, als hätte sie eine Schuld, auf deren Eintreibung sie niemals gerechnet, einzukassieren gehabt.

„Hast du mir weiter nichts zu sagen?" fragte sie nach

einer Weile, die Falten ihres Rockes glättend, in einem geschäftsmäßig zu nennenden Tone.

„Nein.“

„So b'hüt dich Gott!“ sagte sie in echtester „Neubauer“ Klangfarbe und wandte sich zum Gehen.

An der Türe, deren Klinke sie schon ergriffen hatte, wandte sie sich noch einmal um.

„Grüß mir deinen Heini,“ sagte sie, und es zitterte etwas in diesen Worten, das von einer vielleicht unabsichtlichen Bewegung sprach.

„Laß das!“ sprach Vemi vor sich hin. Ihr Antlitz war merkwürdig regungslos.

„Dein Kind wird schwer daran tragen, wenn es mit Franzi nicht mehr beisammen ist.“

„Wenigstens wird er nicht mehr um goldene Kreuzchen betteln kommen!“ sagte Vemi, tief Atem schöpfend.

„Ist es das?“ meinte Veronika und zuckte die Achseln.

Als Vemi darauf keine Antwort gab, blieb sie noch eine Weile an der Türe stehen.

„So b'hüt dich Gott, Vemi!“ rief sie endlich und ging.

Um die Mittagsstunde kam Heini aus der Schule heim.

„Mutter,“ rief er sogleich beim Eintritt, indem er sich seiner Schulgerätschaften hastig entledigte, „vor unserm Hause steht ein Wagen, der ist mit Kasten und Kisten beladen. Zieht jemand bei uns aus? Es ist doch heute nicht der ‚Muß‘.“

„Für diese Partei,“ sagte Vemi kurz angebunden, „ist heute der Muß.“

Heini schien mit der empfangenen Auskunft nicht recht einverstanden.

„Und morgen ist der Umgang,“ sagte er, wie bedauernd.

„Was, Umgang!“ meinte Vemi, sich an den Mittagstisch setzend, mit kalter Gleichgültigkeit, „es wird morgen so manchen geben, der vom Umgang nichts zu sehen bekommen wird!“

Gegen Abend stand Heini am offenen Fenster und blickte auf die Straße hinab, die um diese Stunde voll regen Lebens war; denn die Hantierung der Arbeiter, die die letzte Hand an die Altäre legten, hatte namentlich vor Vemis Hause viel junges Schulvolk versammelt.

Da bog um die Ecke der Gasse ein mit allerlei Hausrat beladener Wagen, neben welchem eine Frau, von einem Mädchen begleitet, einherschritt.

„Franzi!" rief Heini, der von der Höhe seines ersten Stockes das Mädchen wohl erkannt hatte.

Sie blickte zu ihm auf.

„Adies, Heini, adies!" rief sie ihm hinauf. „Mit dem Umgange ist's nichts. Wir ziehen aus."

„Franzi! Franzi!"

Bist du nicht einer von jenen, die die Geschichte von der zugeschlagenen Pforte des Paradieses ins Fabelreich verweisen?

Heini und Franzi hätten dich belehren können.

Sie hatten das Klirren der Eisenriegel an dem bekannten Gartentor wirklich gehört.

4. Was der Staatsanwalt zu seinem eigenen Gebrauche niederschrieb.

Heute, am 17. Juni, um die zehnte Vormittagsstunde erschien vor mir Frau Euphemia Wegener, Fabrikantenwitwe vom Neubau, wohnhaft . . . gasse Nr. 14, auf meinem Bureau und begehrte folgende Anzeige zu Protokoll zu bringen.

Da ich aus der sonderbaren Aufregung der Frau mutmaßte, sie wünsche dieselbe in Abwesenheit jedes anderen Zeugen zu erstatten, weil ihre Deposition wahrscheinlich Dinge berührte, deren Mitteilung einige Scheu von ihrer Seite voraussetze, so hieß ich den anwesenden Schriftführer Doktor

Moritz Feigler sich einstweilen ins Nebenzimmer begeben. Sie aber durchschaute sogleich meine Absicht und rief mit einer, fast möchte ich sagen, satirischen Heftigkeit, indem sie mit einer gebieterischen Gebärde ihn zurückhielt:

„Was tun Sie doch, Herr Staatsanwalt? Gehört denn der Schriftführer nicht zu Ihnen? Ich war stets der Meinung, ohne Schriftführer gebe es kein Gericht."

Als ich ihr darauf bemerkte, vorläufig handle es sich vielleicht nur um eine einfache Konversation zwischen mir und ihr; es sei ja auch möglich, daß die von ihr beabsichtigte Aussage der strengeren Gerichtsform noch gar nicht bedürfe, meinte sie, ihre Worte an meinen Schriftführer richtend, als sei sie diesem und nicht mir eine Antwort schuldig:

„Verheimlichen? Will ich denn etwas verheimlichen? — Wozu also Ihre Schonung, Herr Staatsanwalt? Will ich denn geschont sein? Der Herr Schriftführer da wird mich am besten verstehen.... Ich sehe es ihm an, er gehört einer Religion an, die auf ein gutes Verhalten zwischen Eltern und Kindern das meiste Gewicht legt.... Er soll nur alles niederschreiben. Auf der einen Seite heißt es bei uns: ‚Wer ist derjenige, der den ersten Stein gegen sie aufhebt?' und dann: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen.' In der Religion des Herrn Schriftführers lautet es wieder anders. Da heißt es: ‚Aug' um Auge, Zahn um Zahn!' Reißt es aus, und sei es selbst das Kind, das man geboren hat. Wer von beiden hat recht? Das nennt man aber die Menschheit erziehen, daß man in einem Falle, wie der meinige, nicht weiß, wo aus noch ein. Wozu sind denn die verschiedenen Religionen da?"

Ich hatte meinem Schriftführer Doktor Feigler einen bezeichnenden Wink zugeworfen, den sie wohl bemerkt haben mochte.

„Sie halten mich wohl für geisteswirre, Herr Staatsanwalt?" meinte sie mit einem trüben Lächeln. „Ich bin

aber so klar in meinem Verstande, so schrecklich klar. . . . Ich habe in meinem Leben allerdings Momente gehabt, in denen ich, wie jeder andere Mensch, von der Überlegung verlassen war. . . . In dieser Stunde bin ich aber so gescheit, als man es mit gesunden Sinnen nur sein kann. Ich bin durchaus kein Narr . . .!"

Bis dahin hatte sie das wie eine Art Selbstgespräch — weder ich noch mein Schriftführer hatten die Neigung, die Frau darin zu unterbrechen — stehend geführt; nun nahm sie auf einem der Sessel Platz, den ich ihr schon mehrmals angeboten hatte, ohne daß sie meine Höflichkeit beachtet hätte. Da saß sie nun eine geraume Weile, das Haupt auf die Brust gesenkt, verloren in sich und in das in ihr wogende Gedankenleben. Sie flößte uns beiden, ohne daß wir es uns gestanden, eine unbezwingliche Teilnahme ein. Besonders waren es die zahlreichen, silberweißen Fäden, die sich durch ihre sonst schwarzen Kopfhaare zogen und ihren noch jugendlichen Zügen ein eigentümliches Gepräge verliehen, nach denen unsere Blicke sich richteten. Wir mußten uns sagen, ohne daß wir es aussprachen: Diese Frau, sei sie klar bei Verstande, wie es so bezeichnend in unserer Sprache lautet, oder geistesabwesend, kennt einen tiefen Gram! . . .

Wie verändert zeigte sich aber ihr ganzes Wesen, als sie sich jetzt leise erhob und an meinen Tisch trat. Es war vollständig ruhig und von einer merkwürdigen Gefaßtheit. Von ihrer früheren Aufregung auch nicht die leiseste Spur! Ja, es saß sogar ein äußerst verbindliches Lächeln auf ihren Lippen, das gerade darum, weil es sich dort als ein seltener Gast einzustellen gewohnt war, um so trauriger anmutete.

„Ich danke Ihnen, Herr Staatsanwalt," sagte sie, „für die übergroße Schonung, die Sie meinem verkehrten Treiben angedeihen lassen. Was ist doch so eine Frau, die sich in ihrem Jammer nicht zu helfen weiß, für ein albernes, ‚sekantes' Wesen! Sie fängt alles verdreht an und kommt niemals

ans Ziel, wenn ihr nicht zufällig ein Mann auf den rechten Weg hilft."

„Sie verlangen also nur meinen Rat?" fragte ich schnell. „Der steht Ihnen zur vollen Verfügung."

„Ich habe das nicht gesagt," meinte sie aber, plötzlich ernst werdend, indem sie den Kopf stolz zurückwarf. All ihr Lächeln war mit einem Male verschwunden, und vor mir stand wieder die unerbittliche Vergrämtheit, mit der sie bei mir eingetreten. Hatten wir uns also doch nicht getäuscht, ich und mein Schriftführer, als wir uns dem Eindrucke, eine sinnbetörte Frau vor uns zu haben, so willig hingaben?

„Ich habe so etwas nicht gesagt!" wiederholte sie nochmals. „Ich bin gekommen, um Tatsachen zu melden, unerbittliche Tatsachen, die zur Sühnung drängen. . . . Zu einem bloßen Rate, Herr Staatsanwalt," setzte sie mit einem ironisch schneidigen Wortwitze hinzu, „käme Ihr Rat zu spät. Jetzt bin ich fertig."

„Sind Sie wirklich fertig, Frau Wegener?" fragte ich nach einer Weile.

„Ja!" sagte sie mit großer Entschiedenheit, und das kleine Wort klang wie eine Erlösung aus ihrer Brust. Und dann, als verfiele sie wieder in ihre frühere Weise, im Selbstgespräche meine Anwesenheit nicht zu beachten, sagte sie vor sich hin, trotzdem ihre Blicke dabei unverwandt auf mir ruhten: „Ich habe es Tag und Nacht reiflich überlegt. . . . Was bedarf es da noch eines weiteren Rates? . . . Die Sache ist einmal beschlossen . . . von einem Zurücktreten kann ferner keine Rede sein. Dazu bin ich nicht feige genug."

„Betrifft es Ihre eigene . . . Familie?" fragte ich, auf alte Erfahrungen fußend, was um so leichter war, als mich die schon getanen Äußerungen der Frau auf die richtige Spur gelenkt zu haben schienen. „Da bin ich verpflichtet, Ihnen zu erklären, daß Sie in jedem Augenblicke zurücktreten können . . . von Ihrer Anklage."

Das letzte Wort schien denn doch nicht ohne bedeutende Wirkung gesprochen worden zu sein. Als suche sie nach einem Halt und Stützpunkt in ihrer Lage, tasteten ihre Hände nach der Lehne des Sessels, ohne sie zu finden.

„Ich weiß das, Herr Staatsanwalt," sagte sie, „ich weiß das! Wozu bekäme man die Gesetze gedruckt zu lesen? Und ich habe mir das Gesetz gekauft!" setzte sie mit dem vollen Ausbruche ihrer entfesselten Leidenschaft fast schreiend hinzu, „bevor mich mein Weg hierher geführt hat! Ich bin nicht unvorbereitet. . . . Und so weiß ich auch: Er muß das vollendete vierzehnte Jahr erreicht haben . . . und mein Knabe ist vierzehn Jahre und acht Monate alt. Er gehört also vor das Gericht."

Sie hatte sich wieder gesetzt.

Trotzdem stand eines in mir fest.

Sie mochte immerhin behaupten, ihr sei es um keinen Ratschlag zu tun, sie habe alles erwogen und überlegt; mir machte sie doch den Eindruck, als sähe sie es gern, wenn ich ihr zu Hilfe käme.

Wie viele sah ich an der Schwelle der Gerichtsstube — sei es, erschreckt von dem Überwältigenden der gesetzlichen Formen, sei es, daß sie erst jetzt das grelle Licht gewahrten, das sie im Begriffe standen auf ihre bisher geheim gehaltene Wunde fallen zu lassen — umkehren und eiligst davongehen!

Das Leben großer Städte bietet in dieser Hinsicht die wunderbarsten Gegensätze und Erscheinungen. Erfahrungsgemäß ist es beinahe immer die Mutter aus dem „Volke", die sich in einem solchen Falle bereitwillig belehren läßt; meistens genügt ihr das überzeugende Wort des Richters.

Anders jedoch ist es mit den gebildeten Ständen; die Mutter, die denselben gehört, tritt selten zurück. Meistens will sie ihr Recht, und da sie von den gesetzlichen Formen einige Kenntnis besitzt, ist es nicht immer leicht, sie glauben zu machen, der Richter sei nicht bloß da, um die Rolle des

Sühners und Strafers zu spielen, oder um sein Konvolut von Aktenstücken um eine Nummer mehr zu bereichern.

Ich versuchte also nochmals, ihr auseinanderzusetzen, daß ihr bloßes Erscheinen hier an diesem Orte weder für sie, noch für mich selbst, noch für einen dritten irgend eine Bedeutung habe.

„Wollen Sie," sagte ich schließlich, „Ihr eigenes Kind — denn daß Sie nur um seinetwillen gekommen sind, unterliegt wohl keinem Zweifel — mehr nach dem starren Buchstaben des Gesetzes, als nach der milden Stimme Ihres Herzens beurteilen lassen? Niemand zwingt Sie ..."

„Gerade mein Herz zwingt mich!" rief sie aufspringend. „Das Gesetz, oder was Sie sonst so nennen, Herr Staatsanwalt, ist es nicht!"

Und an meinen Schriftführer sich wendend, der, wie ich bemerkte, in großer Verwirrung dasaß, denn er ist noch ein blutjunger Neuling in seinem Fache, sagte sie, ohne ihn dabei anzusehen:

„Muß ich nicht, Herr Schriftführer? Was sagen Sie dazu? Ich will wissen, was Ihre Religion dazu sagt? Ich will wissen, ob es nicht in einem der Bücher Ihrer Religion irgendwo heißt: Die Schuld der Kinder rächt sich und wird gerächt an ihren Eltern?"

Leise sagte mein Schriftführer, ohne die Augen aufzuheben:

„Gerade umgekehrt heißt es in diesem Buche."

„Wirklich? Heißt es wirklich: Die Schuld der Eltern ... usw.?" rief sie tief erschrocken, während ihre Blicke bald auf mir, bald auf meinem Schriftführer haften blieben. Dieser nickte bloß mit dem Kopfe.

Plötzlich verbreitete sich über ihr Antlitz eine Art von triumphierendem Lächeln, das ich niemals vergessen werde.

„Dann ist es ja gut! Ja, um so besser!" rief sie. „Dann wäre ja das, was Sie und der Herr Staatsanwalt

aus menschenfreundlicher Schonung anraten, ein bloßer Vorteil für mich? Also darum spielen die beiden Herren unter einer Decke? Ich merke es wohl. Ich will aber keinen Vorteil, der nur mir zugute käme; auch ich will wegen grober Pflichtverletzung nach dem Buchstaben des Gesetzes büßen. Man muß mich anhören! Ist denn eine Gerichtsstube, in der man sein Recht sucht und finden muß, ein Rührstück à la Vorstadttheater?"

Wir nahmen diesen neuen Ausbruch ihrer zerrissenen Stimmung, so verletzend, ja geradezu beleidigend er für uns klang, stillschweigend hin. Ich konnte ihm ein gewaltsames Ende bereiten, indem ich kraft meines Amtes ihren wilden Worten ein gebieterisches Halt zurief, und tat es dennoch nicht. Welches Mitgefühl mir auch Euphemia Wegener einflößte, deren geheimnisvolles Leiden ja ohnehin halb und halb entschleiert vor mir lag, eine gewisse Neugier war mir dabei keineswegs fremd. Ich wollte die Frau, die nach allem, was ich aus ihrem Gebaren erkannte, eine selbständige Natur war, dieser ihrer Wesenheit nicht berauben.

Denn dem aufmerksamen Richter bietet sich zumeist ein höchst peinliches Bild. Der kraftvollsten Natur entfällt gleichsam die Waffe ihres eigensten Wesens, sobald sie in den Bereich der Gerichtsstube tritt, und es geht eine Wandlung in ihr vor, die mir zumeist wie ein Verrat an sich selbst, dann aber auch wie ein unberechtigter Eingriff in das Walten ihrer von Gott eingesetzten Freiheit erscheint. Und an dieser Gebrochenheit erfreut sich so mancher, der darin einen Sieg menschlicher Justiz erblicken mag!

Gegen unsere Erwartung kam es jedoch anders.

Indem sie ganz nahe an Doktor Feigler trat, sagte sie mit einer Bestimmtheit, die wie Befehl klang:

„Und nun schreiben Sie, Herr Schriftführer! Schreiben Sie, was ich Ihnen diktieren werde. Sie haben lange genug Geduld mit mir gehabt! Das muß ein Ende nehmen!"

Es war doch ein starkgemutes Weib, wie sie sich jetzt, das Gemach durchschreitend, zu ihrem Sitze zurückbewegte.

„Ich heiße Euphemia Wegener,“ begann sie mit leiser und doch scharf klingender Betonung, „bin Fabrikantenwitwe seit Jahren und das Kind braver Bürgersleute vom ‚Grunde‘, wie es vormals hieß, nämlich vom Neubau. Wenn einer sagen sollte, in meines Vaters Hause sei er jemals um eines Kreuzers Wert verkürzt worden, oder man habe ihm falsches Gewicht und Maß gegeben, mit einem Worte, man habe ihn belogen und betrogen, so lügt er! Und jedermann lügt fälschlich und bewußt, der gegen meinen Vater und meine Mutter die Hand aufhebt. Das muß nun seit Jahrhunderten in unserer Familie so gewesen sein. Einer sagt es dem anderen, einer hinterließ es dem anderen, bis es fast wie in Granit gehauen dastand über unserem Hause! Ich bin wahrscheinlich die Erste und die Letzte, vor der selbst der Granit nicht Bestand hatte! . . . Ein Enkel meines Vaters hat das alles herbeigeführt! Was niemandem, soweit Menschen es gedenken, gelungen ist, das ist ihm gelungen . . . Mein eigenes Kind . . . hat mich bestohlen!“

Bis dahin hatte eine tiefe Blässe ihr Antlitz bedeckt; jetzt schoß eine jähe Röte darüber hin.

„Nicht wahr, Herr Schriftführer,“ sagte sie darauf mit ihrem finstern Lächeln, das mich mehr ergriff als alles, was mir bisher an der Frau entgegengetreten war. „Es ist doch merkwürdig, wie ich wieder auf das alte Thema von Ihrer Religion verfalle, Herr Schriftführer! Man mag es anfangen, wie man will, man wird davon nicht los. Ich verstehe ja sonst nicht viel davon und habe mich auch niemals darum bekümmert. Und jetzt erinnere ich mich wieder. . . . Das hast du in deiner Kindheit im Katechismusbüchlein gelernt! — Wie hätte ich damals ahnen können, es wird einst auf mich selbst seine Anwendung finden?“ . . .

Ich muß hier eine Bemerkung anschließen, die mir nicht

unnötig erscheint. Frau Euphemia Wegener wandte sich stets an meinen Schriftführer, nie an mich. Mich selbst schien sie zu übersehen. Mich dünkt jedoch, es hatte dies seinen guten Grund. Bisher mochte sie — und das gab sie ja selbst zu — wenig über Religionsangelegenheiten, sei es in bezug auf ihre eigenen oder fremde nachgedacht haben. Mit einem Male schien in diesen wirren Zustand eine Art Licht gedrungen zu sein. Doktor Feigler, mein Schriftführer, mochte ihr als der Repräsentant einer uralten Weltordnung vorkommen, welche im scharfen Gegensatze zu jener stand, die sie bisher gewohnt war als die allein bestehende und richtige sich vorzustellen. Ob Sinai oder Golgatha? Ich glaube kaum, daß sie sich, darüber befragt, dogmatisch klar ausgedrückt hätte. In der furchtbaren Lage, in der sie sich befand, mochte es ihr aber wohltun, sich nach jenem Berge zu wenden, vor welchem einst Doktor Moritz Feiglers Vorfahren schreckens- und entsetzensvoll gestanden waren. . . .

Noch eine Bemerkung drängte sich mir, und wie ich später erfuhr, auch meinem Schriftführer unwillkürlich auf. Von Frau Wegener ging ein Wesen innerer Vornehmheit aus, dem wir uns beide, ohne es zu wollen, unterordneten. Die Frau benahm sich, uns gegenüber, wie eine Dame der „höheren Stände". Da war nichts Erlerntes, nichts, was an die sogenannte Talmivergoldung gemahnt, wie wir sie jetzt so häufig auch in unserem Bürgerstande antreffen; es war alles echt an ihr. Sie behandelte uns beide mit einer Freiheit und Gelassenheit, als hätten wir bei ihr, sie nichts bei uns zu suchen. Woher hatte die Fabrikantentochter vom „Neubau" dieses geradezu „aristokratische" Wesen, das man so gerne als das unbestrittene Erbe wappengezierter Existenzen ansieht?

Sie begann wieder.

„Wie nennen Sie doch das in Ihrer Sprache, wenn ein . . Diebstahl nicht auf einmal, sondern mehrmals, sicher

gemacht, daß man ihn nicht sogleich entdeckt, ausgeführt wird? Ich glaube, es heißt so etwas wie: ‚fortgesetzte Angriffe‘, und das ist ein guter Ausdruck ... er gefällt mir! Nun denn, in fortgesetzten Angriffen hat mein Sohn, ein kaum fünfzehnjähriger Knabe, ein Kind guter Leute, aus meiner eisernen versperrten Kasse Geld und Geldeswert enttragen, um es an ein Mädchen seines Alters, selbst noch ein Kind, wegzuwerfen, oder vielmehr an die schurkische Mutter desselben ... meine eigene Freundin!“

Im Grunde hatte hiermit Frau Euphemia Wegener alles gesagt, was sie zu sagen hatte, aber die großen Umrisse, so viel sie erraten ließen, konnten in dieser Stube nicht genügen. Ich sagte ihr dies, und wie jetzt alles auf die Details ankomme, denn erst aus den Einzelheiten ließe sich das Gesamtbild für die Beurteilung ihres Falles entwerfen.

Sie wurde nun unruhig. Ihre Blicke wanderten wie Schutz suchend zwischen mir und meinem Schriftführer hin und her.

„Details?“ rief sie. „Wozu braucht man Details? Ist es nicht genug, wenn eine Mutter ... aus freien Stücken kommt, um eine solche Anklage zu erheben? Eine so ungeheuerliche Anklage? Ich vermag Weiteres nicht zu sagen.“

„Dann, Frau Wegener,“ sagte ich, „erlauben Sie mir, in Ihrem eigensten Interesse, daß ich von jetzt an mein Verhör beginne. Werden Sie mir antworten?“

„Fragen Sie!“ rief sie mit schwacher Stimme.

„War Ihre Ehe mit Ihrem verstorbenen Gatten eine glückliche?“

„Warum fragen Sie mich das?“

Sie hatte sich erhoben; ein Schimmer von Röte lag wieder auf ihrem Antlitze.

„Weil ich bei meiner langen Praxis die Erfahrung gemacht habe, daß Vorkommnisse solcher Art, wie etwa das Ihrige, zumeist auf dem Boden gestörten Einvernehmens

zwischen Eheleuten gedeihen. Wenn Vater und Mutter nicht mehr in Friede und Eintracht nebeneinander gehen, dann schleicht sich gewöhnlich als ein Drittes zwischen ihnen ein: der gestörte Frieden ihrer Kinder. Und von da ab, bis zum Friedensbruche, ich meine, bis zum Angriffe auf die geheiligten Rechte der Eltern, ist es gar nicht zu weit."

„Ich verstehe Sie, Herr Staatsanwalt," sagte sie tonlos, indem sie wieder ihren Sitz einnahm. „Aber als mein Mann starb, war das Kind noch sehr jung, nur wenige Jahre alt. Ich habe den Knaben ganz allein erzogen, ganz allein."

Ich unterbrach mein Verhör für einen Augenblick. War das, was ich soeben vernommen, ein Zugeständnis?

„Drängte sich Ihnen niemals die Wahrnehmung auf, daß das Kind schon in jenem Alter gewisse Angewöhnungen zeigte, die auf sein späteres Tun einen Rückschluß ziehen lassen? War er ein Lügner?"

Sie sah mich mit großen Augen an.

„Euphemia Wegeners Sohn lügen?" rief sie dann, und auf ihren Lippen zeigte sich das alte überlegene Lächeln, das ich bereits so gut an ihr kannte. „Woher sollte er lügen? Darin hätte ich ja seine eigene Lehrerin sein müssen!"

„Verstehen wir uns recht, Frau Wegener," sagte ich. „Selbst einer scharfblickenden Mutter entgeht so mancher Zug; sie will ihn nicht gewahr werden, weil sie mit Recht annimmt, er werde sich im Laufe der späteren Entwickelung von selbst verwischen."

„Ich habe ihn genau beobachtet und kenne ihn, wie . . . wie ich mich selbst kaum kenne. Eine Mutter hat ja nichts anderes zu tun, als zu wachen und wieder zu wachen und zu beobachten."

„Meinen Sie nicht auch, Frau Wegener, daß selbst dem treuesten Wächter zuweilen die Augen schläfrig zufallen?"

Ich hatte diese Worte leichthin wie einen Witz, der sich von selbst anbietet, hingeworfen, aber ihre Wirkung war

wahrhaft erschreckend. Sie war wieder aufgesprungen und durchmaß mit großen Schritten die ganze Länge meiner Stube. Sie war außer sich; und es mochte ein ungeheurer Schmerz sein, der sie in diesem Augenblicke jeden Zwang, den sie sich bis dahin auferlegt hatte, vergessen ließ.

Mit gerungenen Händen blieb sie bald vor mir stehen, wollte sprechen und vermochte es nicht, bald wieder, als flößte ich ihr das größte Entsetzen ein, eilte sie hinweg und flog mehr als sie ging durch den ganzen Raum meines Bureaus.

„Mein Gott! mein Gott!“ hörten wir sie endlich aus der Tiefe ihrer Seele stöhnen. „Wer hat ihm das Geheimnis verraten, dem schrecklichen Manne?! Schläfrig! Was war ich denn anders als schläfrig und geradezu verdummt? Wo waren denn meine Augen, diese Mutteraugen, von denen man so viel Lob erhebt? Lüge, nichts als Lüge! Während diese sogenannte Mutter zu wachen glaubt, schläft sie mit offenen Augen! Und indessen stiehlt sich eine Fremde bei ihr ein und raubt ihr das Kind und ...“

Nur allmählich verlangsamten sich ihre stürmischen Schritte und damit auch ihre Aufregung. Sie setzte sich wieder, und indem sie mich starr ansah, sagte sie mit ihrem alten, nun so bekannten Lächeln:

„Wir jüngeren Mütter taugen schon einmal gar nichts. Unsere ganze Erziehung besteht in nichts als in Eitelkeit und nichtsnutzigen Dingen. Mein seliger Vater sprach oft von gewissen Kunstgriffen in seinem Gewerbe. Solche Kunstgriffe haben auch unsere Mütter besessen. Damit sind sie ins Grab gestiegen. Glauben Sie das mir, Herr Staatsanwalt!“

Ich glaubte nun mit meinem Verhöre fortfahren zu können:

„Ihr Kind, Frau Wegener, erinnert es sich bisweilen an seinen Vater?“

„O ja!“ antwortete sie rasch. „Vieles in ihm erinnert an ihn.“

Ich horchte auf.

„Wie verstehen Sie das?“

Sie schien zu überlegen.

„Er hat denselben unpraktischen Sinn, wie sein Vater, oder wie ich es immer nennen soll.“

„Ein Kind und ‚unpraktisch‘! Gehört das nicht dem späteren Leben an?“

„Nein!“ sagte sie mit gewichtiger Betonung, „das kündigt sich sogleich an, sobald das Kind einigermaßen zur Vernunft erwacht ist!“

„Lassen wir das einstweilen beiseite liegen,“ sagte ich, wohl bedenkend, daß ich ihr nicht die Gelegenheit bieten dürfe, einem neuen Gedankenstrome sich zu überlassen, „wie waren die Fortschritte des Knaben in der Schule?“

„Er war stets unter den Ersten seiner Klasse an der Bürgerschule.“

„Freuten Sie sich darüber?“

Sie zuckte mit den Achseln. Nach einer Weile meinte sie:

„Ich wollte, sie hätten ihn dort unwissend erhalten.“

„Ist das wirklich Ihre Meinung?“

„Ja! Für eine Mutter hat der Gedanke etwas Schreckliches, daß sie, die ihrem Kinde das Höchste vorstellen soll, nicht einmal so viel weiß als der schlechteste Bürgerschüler. Kann sie dieses Wissen überwachen? Weiß ich, ob dieses Wissen — und sie machen jetzt gewaltiges Aufhebens damit — sich nicht gegen mich als Mutter kehrt, ob es mich nicht verletzt und kränkt?“

„Verzeihung!“ sagte ich. „Das ist etwas krankhaft von Ihnen gedacht.“

„Möglich!“ sagte sie schwermütig aufatmend. „Wahrscheinlich verstehe ich es nicht besser. Ich spreche eben, wie es mir ums Herz herum ist.“

„Meinen Sie, Frau Wegener,“ rief ich, und vielleicht klang dabei meine Stimme etwas herausfordernder, als es

sich dieser Frau gegenüber geziemte, „meinen Sie, daß es der Einfluß der Schule war, der .. Ihren Sohn auf Abwege geführt hat?"

Sie schüttelte abwehrend den Kopf.

„Er hat niemals einen Kameraden gehabt," sagte sie mit einem Tone der Verachtung, der mir auffiel.

„Er ist also eine verschlossene Natur?"

„Verschlossen? O ja! Verschlossen vor allem gegen seine eigene Mutter, verschlossen gegen alle Welt! Nur gegen eine einzige Person nicht, und das war seine Kameradin, selbst noch ein Kind. Dieses Kind muß alles wissen! Das Kind muß vorgeführt werden, und sei es mit Gewalt!"

„Lassen wir uns Zeit, Frau Wegener," unterbrach ich sie. „Sprachen Sie nicht vorhin auch von der Mutter dieses Mädchens?"

„Ja!" sagte sie, und ich merkte an ihren stürmischen Atemzügen, wie sehr sie diese Frage aufregte. „Nur weiß ich nicht, war das Kind schlechter, oder war es die Mutter?"

Es bedarf wohl für den Kundigen keiner weiteren Andeutung, daß es gerade dieser Punkt war, der von nun an — mochte es mir gelingen, Frau Wegener von ihrem Vorhaben abzubringen, oder mochte ich mich überzeugen, daß der Sache freier Lauf zu lassen sei — gewissermaßen das Angriffsobjekt des ganzen Falles bilden werde. Ich mußte jedoch, schon um der gesetzlichen Form zu genügen, früher noch eine Frage an sie richten.

„Wie waren die Fortschritte Ihres Sohnes in der Religion?" fragte ich. „Sind Sie Katholikin?"

„Er weiß seinen Katechismus aus- und inwendig!" entgegnete sie. „Übrigens habe ich von seinem Katecheten niemals eine Klage über ihn gehört. Ich glaube, er hat alles gelernt, was zu lernen war. — Was will das übrigens bedeuten?"

„Wie verstehen Sie das?"

„Ich meine," sagte sie, mich von der Seite ansehend, fast als wollte sie mich wegen irgend eines Fehlers, den ich begangen haben mochte, strafend zurechtweisen, „ich meine nur, Herr Staatsanwalt, im bloßen Lernen liegt es nicht mehr. Wie oft dachte ich mir, wenn ich meinen Knaben überhörte — und das war nicht stets aus der Religion, sondern auch aus anderem: Wo ist da der Weg zu finden von dem einen zum anderen? Die gehen ja weit auseinander und wollen sich nicht begegnen, wie zwei, die sich nicht leiden können! Und so eine Mutter soll es wissen! Vertraut sich mir das Kind? Ich bin ja dümmer als mein einfältiger Knabe; er hat ja mehr gelernt als ich!"

Niemals werde ich diese Mischung von Hohn und gleichzeitigen Anklängen tiefen Gemütslebens vergessen, die in ihren Worten lag. Es war uns, die wir ihr mit angehaltenem Atem zuhörten, als sei über die Frau, wie sie vor uns saß, eine Wandlung höchst bedeutender Art gekommen. Sie war nicht mehr die Euphemia Wegener, die Fabrikantenwitwe vom „Neubau", die zu uns gekommen war; eine andere, die sich gleichsam über sich selbst erhoben, hatte deren Stelle eingenommen. . . . Eine selbständige Denkerin saß vor uns, und doch war, was wir vernahmen, vielleicht nur das ferne Grollen einer Gedankenschlacht, die zu Hause und in der einsamen Stube wahrscheinlich noch ganz anders tobte! . . .

Gleich darauf jedoch, als wollte sie absichtlich jede Illusion in uns zerstören, sagte sie mit jenem wegwerfenden Tone, den sie so vortrefflich zu handhaben verstand:

„Es gibt übrigens eine Person, die in dieser Beziehung mehr Bescheid weiß als ich."

„Und die wäre?"

„Das Mädchen!" schrie sie, „das Mädchen Franziska mit dem blonden Haare, seine Kameradin!"

„Jetzt endlich sind wir an den Details, Frau Wegener," sagte ich. „Wir müssen zur Hauptsache gelangen."

Diese Mahnung mochte ihr selbst zur rechten Zeit gekommen sein; sie nickte bloß mit dem Kopfe. Und in der Tat — was ihr bis jetzt nicht gelungen war, das gelang ihr jetzt in ebenso schlichter, als überzeugender Weise. Offenbar hatte sie sich das, was sie zumeist bedrückte, vom Herzen heruntergeredet, und das war das Verhältnis der Mutter zu ihrem Kinde.

Darüber schien sie zuerst sich, dann mir, dem richterlichen Beamten, Licht und Klarheit verschaffen zu wollen. Das war ihr die Hauptsache gewesen.

Sie erzählte nun bündig das Nachfolgende.

Allerdings entbehrten ihre sachlichen Angaben auch diesmal nicht jener Strömungen, die stets das Bestreben zeigten, sich gewissermaßen ein neues Bett für die Fülle ihr zudrängender Beobachtungen auszugraben. Im großen und ganzen sprach sie aber so, daß sich für meinen Schriftführer genügendes Material zu einem stilgerechten Protokolle bot.

Nach dieser Darstellung waren ihr also im Lauf der letzten Zeit aus der eisernen Kasse, zu welcher sie stets die Schlüssel bei sich trug, nach und nach Schmuckgegenstände und bares Geld entwendet worden. Auf die Frage, ob sie sich erinnern könne, wann ungefähr diese Entwendungen ihren Anfang genommen hätten, lautete ihre Antwort: seit etwa anderthalb Jahren, denn das sei der Zeitpunkt, seitdem ihre Freundin Veronika mit ihrem Kinde aus ihrem Hause weggezogen seien. Das sei auch der Zeitpunkt, daß in dem ganzen Charakter ihres Sohnes jene Veränderung zum Schlechten vorgegangen sei, die sie hierher bringe.

„Welche Veränderung, Frau Wegener? Davon haben Sie ja noch nichts erwähnt.“

Nun eben, daß er ihr seit jener Zeit wie „ausgewechselt“ vorkomme. Seitdem hätten seine Lehrer über ihn zu klagen angefangen; er sei unaufmerksam und zerstreut in der Schule gewesen, teilweise habe er dieselbe auch versäumt. Zur Rede

gestellt, habe er stets Ausflüchte gefunden, die nicht ohne Glaubwürdigkeit erschienen; niemals aber hätte sie ahnen können, daß ihr Kind ... ihr eigenes Blut auf Abwegen wandle. Dieses lügnerische, heimliche Wesen sei in ihn erst von außen gekommen und erst seit jener Zeit!

Ob sie die entwendeten Gegenstände namentlich angeben könne?

Ja! ein Medaillon, ein goldenes Kreuz und ein Armband. Seit dem Tode ihres Mannes trage sie keinen Schmuck mehr und habe sich um solche Dinge nur wenig gekümmert. Daher komme es, daß sie den Abgang dieser Gegenstände erst so spät entdeckt habe!

„Sie sprachen ja auch von fehlendem Gelde?"

„Ja!"

„Wieviel betrug es?"

„Es geht in die Hunderte!"

„Und das alles soll Ihr Knabe vergeudet haben? Vielleicht in Gesellschaft anderer Kameraden seines Alters?"

„Ich sagte es ja bereits: er hat niemals einen Kameraden gehabt. Er hatte nur eine Kameradin."

„Und von dieser nehmen Sie an, sie habe um alles gewußt, sie habe mit ihm geteilt?"

„Geteilt? Mein Sohn hat nichts für sich behalten. Dafür kenne ich ihn. Sie haben alles an sich gerissen, Mutter und Tochter."

„Woher wissen Sie das?"

„Er hat es selbst gestanden. Als ich ihn vorgestern nach gemachter Entdeckung zum ersten Male zur Rede stellte, meinte er nur: ‚Franzi ist so schön! und der Schmuck kleidet sie so schön!"

„Und sein Benehmen bei diesem Geständnisse? Zeigte er sich erschrocken, reuevoll?"

„Reuevoll? — Er sagte auf alles, was ich ihm vorhielt, in dürren Worten nur das eine: Du hast mir ja selbst gesagt, es gehört mir alles in der eisernen Kasse!"

„Sagten Sie ihm das wirklich?“

„Wie man schon mit Kindern spricht, denen man den Wert eines ... Spielzeuges gerne einschärfen möchte.“

„Und dennoch legen Sie so großes Gewicht auf dieses vermeintliche — Spielzeug?“

„Also ein gefährliches Spielzeug, wenn es so besser klingt.“

„Hüten wir uns vor Wortspielen, Frau Wegener,“ sagte ich ernst, „es sind zweischneidige Messer ... Wie gelangte der Knabe in den Besitz der Kassaschlüssel?“

„Ich weiß es nicht. Darüber hält er reinen Mund. Was liegt auch daran, wie er dazu gelangt ist?“

„Sagen Sie das nicht, Frau Wegener! Gerade dieser Punkt ist ein sehr wichtiger und könnte bei der Verteidigung Ihres Kindes —“

„Wer spricht von Verteidigung? Ich nicht! Ich nicht! Er soll gerichtet werden ...“

Und nochmals versuchte ich auf dem Wege des Zuredens den verhängnisvollen Entschluß in dieser Frau zu erschüttern. Ich gestehe, der Gedanke, diese Mutter an der Seite ihres Sohnes in einem der Säle unseres grauen Hauses erscheinen zu sehen, bereit, gegen ihn auszusagen und die Wucht des Strafrichters auf sein schuldiges Haupt herabzurufen, hatte für mich selbst etwas Beängstigendes. Warum sie nicht, da ihr Kind ihr gegenüber sich nicht zur Demut bekennen wolle, und da sie auf das ihr ganz allein zustehende Recht zu verzichten scheine, es zur Umkehr zu bewegen, warum sie nicht an eine Hilfe sich wende, die ihr doch so nahe liege? Warum sie nicht — wie andere es tun — den geistlichen Lehrer ihrer Sohnes berufen habe?

Es war ein eigentümlich stechender Blick, den sie mir zuwarf. Sie senkte ihn erst, als sie bemerkte, daß ich ihn ruhig aushielt.

„Sie meinen, Herr Staatsanwalt,“ sagte sie langsam, als sei sie sich vollständig bewußt, daß sie ein jedes ihrer

Worte auf die feinste Goldwage legen müsse, „Sie meinen also, ich hätte die Kirche zu Hilfe rufen sollen?“

„Ja! denn ihr ist das Lehramt übertragen worden.“

Sie blickte mich wieder eine geraume Weile an. Diesmal war jedoch ihr Blick mehr befremdet, als stechend, mehr fragend, als herausfordernd.

„Die Kirche!“ sagte sie dann bedächtig, fast kühl, „die Kirche hat über die Kinder, über unsere Kinder,“ setzte sie rasch hinzu, „keine Gewalt mehr.“

„Nicht mehr? Wie wollen Sie das beweisen?“

„Beweisen? Als ob sich das beweisen ließe! Das fühle ich durch mein Kind! Die Kirche hat keine Gewalt mehr! Und noch eines! Ich glaube, unsere Schule leidet es nicht . . .“

„Wollen Sie damit sagen, daß in unserer Schule nicht gelehrt wird, an die heiligen Gebote Gottes, wie sie das Evangelium lehrt, zu glauben?“

„Was weiß ich?“ sagte sie ausweichend, vielleicht ängstlich gemacht durch die etwas scharfe Betonung meiner Worte. „Ich bin eine einfältige Frau, die von solchen Dingen nur wenig versteht. Lassen wir es dabei beruhen.“

Indem sie so sprach, klang es wie ein halbunterdrücktes Weinen durch ihre Stimme. War Frau Wegener körperlich ermüdet, oder war ein Nerv ihrer Seele schmerzlich berührt worden? Oder endlich, war sie an einem Punkte angelangt, wo sie zu überlegen anfing, ob sie auch das Zweckmäßige getroffen?

Ich schwieg eine geraume Weile. Ich wollte mit keinem Worte in die Schwingungen ihrer gegenwärtigen Stimmung eingreifen. Ich dachte, ihr nächstes Wort werde die Bestätigung meines Gedankens sein.

Ich hatte mich getäuscht.

„Wären wir endlich fertig, Herr Staatsanwalt?“ fragte sie todmatt, den linken Arm krampfhaft um die Seitenlehne ihres Sitzes geschlungen.

„Wir sind fertig, Frau Wegener,“ sagte ich, „die Sache kann ihren Lauf nehmen!“

Sie nickte bloß mit dem Kopfe. Dann erhob sie sich mühsam. Es mochte ein gewaltiger Kampf sein, der an ihrem Innern rüttelte; aber nach außen zeigte sich im Wesen dieser starkmutigen Frau vom „Neubau“ nur die Spur der Erschöpfung.

Ich ersuchte nun meinen Schriftführer, zur Verlesung des kurzgefaßten Protokolls ihrer Aussage zu schreiten. Er las es langsam und bedächtig, zwischen jedem Satze eine Ruhepause sich gönnend, als hätte er auch die Absicht, ihr noch im letzten Augenblicke Zeit zur Einkehr in sich selbst zu lassen. Sie hörte der Vorlesung stehend zu. Als Doktor Feigler damit zu Ende gekommen war, fragte sie, sich an mich wendend:

„Soll ich das unterschreiben?“

Ich bemerkte hierauf, sie müsse erst erklären, daß sie mit dem Wortlaute des Protokolltextes einverstanden sei; sie könne noch jetzt, wenn sie irgend einen Ausdruck oder die richtige Wiedergabe einer Tatsache bemängle, ihre Einwendung erheben. Statt jeder Antwort schüttelte sie verneinend den Kopf.

Doktor Feigler reichte ihr nun dieselbe Feder, mit der er das Protokoll niedergeschrieben. Sie ergriff sie . . . In kräftigen Zügen stand ihre Unterschrift auf dem Papiere. Ihre Hand hatte nicht gezittert.

Eines war dabei weder mir noch meinem Schriftführer entgangen.

Sie hatte mit geschlossenen Augen ihre Unterschrift niedergeschrieben.

Dann blieb sie noch eine Weile, mit dem Rücken mir zugewandt, vor Doktor Feigler stehen, ihm ins Gesicht starrend, als hätte sie ihn erst in diesem Augenblicke erkannt, der doch schon seit mehr als einer Stunde in ihrem Gesichtskreise stand.

„Wie ist mir doch!“ sagte sie, indem sie mit der Hand über ihre Stirne fuhr, „wenn ich Sie ansehe? Jetzt erst

erinnere ich mich. Vor nicht langer Zeit habe ich in einem Buche gelesen und fand darin eine Stelle aus Ihren Glaubensschriften, Herr Doktor, die so recht auf meine Lage paßt. Diese Stelle muß uralt sein, so alt, daß daneben das weißeste Haar auf dem Kopfe der Menschheit noch blond erscheint ... Ja, ja! jetzt erinnere ich mich. Es ist die Rede davon, was Eltern tun sollen, wenn sie einen ungehorsamen Sohn haben, und das ist ein Vergeuder ihres Gutes, ein Schlemmer ... ein Dieb! Sie sind ein Schriftkundiger, Herr Doktor! gewiß, Sie sind es! — Ist es nicht so, wie ich es meine? Nur an die Worte kann ich mich nicht erinnern, der Sinn ist mir geblieben."

Doktor Moritz Feigler, mein Rechtspraktikant, verstand sehr wohl, was Euphemia Wegener begehrte. Er fühlte sich aus seiner Kindheit her nicht fremd in den heiligen Büchern seines Glaubens und wußte Bescheid in ihnen, wenn es darauf ankam.

Ohne Zögern antwortete er:

„Sie sollen ihn hinausführen vor die Tore seiner Stadt und sollen sagen: Dieser unser Sohn ist ein ungehorsamer Sohn, er gehorcht nicht unserer Stimme ... sie sollen ihn führen vor die Richter der Stadt und ..."

„Vor die Richter seiner Stadt! Hören Sie, was Ihre heiligen Schriften sagen? Daran halte ich mich; denn sie sind auch heilig für uns! Vor die Richter seiner Stadt! Nicht vor die Kirche, nicht vor die Lehrer der Schule!"

So rief Frau Euphemia Wegener mit lauter Stimme, nicht schreiend, nicht triumphierend, uns durch eine unanfechtbare Beweisstelle überzeugt zu haben, sondern mit einer so gläubigen Inbrunst, als läge nun das Schwerste hinter ihr, als hätte es zu ihrer Rechtfertigung nur dieser Worte bedurft!

Und ohne uns zu grüßen, schritt sie an uns vorüber zur Tür hinaus.

5. Der grüne Federbusch.

Fast sollte man meinen, es ist das letzte Stück deutschen Bodens, auf dem unser Fuß wandelt, wenn man die weitgestreckten Auen betritt, die sich im Rücken der Stadt, hinter dem großen Eisenbahnviadukte, bis an den Strom, ja noch weit darüber hinaus dehnen. Denn die Wellen, die von dort ostwärts dem Meere zufließen, kommen nun bald zu einem Volke von anderer Gesittung und einer Sprache, die ohne Verwandte und Vettern, wie ein verwaistes Kind, und vielleicht darum so melancholisch anklingt — zu dem Volke der Magyaren. Aber schon hier, kaum eine halbe Stunde hinter der lebenatmenden deutschen Stadt trägt Strom und Landschaft ein Gepräge, als wollten sie sich beide für die große Reise gleichsam vorbereiten. Der eine, weil er in die ebene Fremde denn doch hinaus muß, die andere, um ihm das Scheiden nicht allzu schwer zu machen. Die waldbekränzten Höhen sind zurückgetreten; von nun an wird das Auge nur flachem, kaum über den Strom sich hinaushebendem Lande begegnen. Das wird so meilenweit, tagelang so währen! sich dehnen und strecken, unabsehbar, bis tief unten im wildfremden Gebiete ermattet und versandet das alles sein Ende findet; die große Stromader, die dem Herzen des Schwarzwaldes entsprang und die Landschaft; — denn das ewige Meer tritt dann in sein uraltes Recht!

Die Glut eines heißen Junimittages brütet über diesen einsamen Stromauen. Es ist eine solche Stille ringsum, ein so lautloses Weben der unbewegten Luft, als ob alles vom Banne eines märchenhaften Schlafes umfangen wäre. Hie und da ertönt wie aus weiter Ferne die Axt eines Holzschlägers, oder fliegt ein Vogel auf, dem irgend etwas in seinen Traum hineingespielt hat, oder endlich, es huscht aus dem Gestrüppe eine oder die andere verschlafene Gestalt, um

schnell wieder zu verschwinden; denn die „grüne Bettfrau" hat unter dem allerlei Volk, das etwas lichtscheuer Natur ist, viele Anhänger.

Aus dem mittleren Bogen des Viadukts kommt jetzt ein braunes Pferd hervor, auf dem Pferde sitzt ein Reiter, dessen grüner Federbusch weithin sichtbar ist. Sein schwarzes Wehrgehänge und die gelben Fangschnüre vorne an seiner Brust glänzen ebenfalls in der Sonnenglut des Mittags. Das ist in diesem Augenblicke der einzige lebenverratende Punkt der ganzen Gegend; ... von ihm gehen scharfe Augen aus, die nach allen Richtungen auslugen ...

Aber sie gewahren nichts!... Alles schläft, alles träumt; vielleicht selbst der Reiter auf seinem Pferde, der zu wachen glaubt, weil man ihn gewöhnlich eines der „Augen der Gerechtigkeit" nennt. Nicht einmal das blaue Gewand bemerkt er, das dort von jenseits des Fahrweges, da, wo die breiten Ahornbäume stehen, herüberblinkt, ... es muß in der Luft etwas Berauschendes, Sinnbetörendes liegen! Das braune Pferd des Sicherheitswächters trabt müde vorüber; es ist wieder still geworden. Die Mittagsruhe brütet weiter.

Da hebt und regt es sich unter einem der Ahornbäume. Stimmen werden laut.

„Franzi!"

„Der Mann ist nicht mehr zu sehen."

„Sieht man wirklich gar nichts mehr von ihm?"

„Du kannst ganz ruhig sein, Heini."

„Franzi!"

„Was willst?"

„Siehst du auch den grünen Federbusch nicht mehr?"

„Gar nichts!"

„So setz dich nieder!"

Es wurde wieder still unter dem Ahornbaume.

Sie saßen sich gegenüber in dem Grase, das rings um den Baum fast kniehoch steht.

„Warum hast du so geweint, als sie das kleine verwachsene Mädchen begruben?"

„Weil sie mir leid getan hat."

„Du sollst aber nicht weinen, Franzi."

„Warum nicht?"

„Ich will es nicht."

„Hast du die kleine Lina Blüthenstern gekannt?"

„Sie war häßlich, und ihre Mutter handelt mit alten Sachen. Du aber bist schön."

Und wieder nach einer Weile fragte der Knabe:

„Du weinst schon wieder. Warum weinst du?"

„Weil ich mich fürchte, Heini."

„Wovor?"

„Wenn ich an Lina Blüthenstern denke."

„Weil sie tot ist?"

„Nein, Heini, das ist es nicht. Ich habe sie sterben gesehen, und das kann ich nicht vergessen. . . . Und dann —"

„Was?"

„Sie hat die schöne Puppe, die ich ihr von deinem Gelde gekauft habe, auf den Boden geschleudert, daß sie in Stücke gebrochen ist."

„Sie war sehr krank."

„Nein, nein, Heini . . . ich weiß das besser."

„Warum sagst du's nicht?"

„Ich kann nicht, Heini, ich kann nicht . . . Es geht mir so im Kopfe herum . . . und ich fürchte mich auch, Heini. . . . Es geht mir nicht aus dem Kopfe . ich mag anfangen, was ich will."

„Du bist närrisch, Franzi."

„Dann bin ich's, weil ich gar nicht weiß, was ich mit mir anfangen soll. Du magst recht haben, Heini! . . Und dann hast du auch nicht gesehen, wie sie sie begraben haben."

„Wie war's?"

„Wie sie schon in dem Sarge aus vier Brettern lag,

haben sie ihr auf beide Augen gläserne Scherben gelegt von einer zerbrochenen Flasche. Ich habe gefragt wozu? Sie haben mir erklärt: damit die bloße Erde sie nicht zu sehr drückt. Darauf hat das jüngste Schwesterchen der Lina auch die zerbrochene Puppe mit in den Sarg geben wollen. Darauf hat aber Linas Mutter geschrien: Um Gottes willen nicht! Die Tote hätte dann keine Ruhe in ihrem Grabe."

„Warum nicht?"

„Sie können nur ehrliches Gut brauchen! hat Linas Mutter gesagt. Wenn aber nur ein unehrlicher Faden dabei ist, so kann ihr totes Kind nicht zur Ruhe kommen, und dann wäre das meine Schuld!"

„Und du hast ihr das alles geglaubt und glaubst es noch immer?"

„Ich fürchte mich immerfort, Heini, bei Tag und bei Nacht."

„Franzi!"

„Schweig jetzt."

„Linas Mutter hat dich belogen. Die Toten reden nichts und regen sich auch nicht. Wer dir etwas anderes sagt, ist ein Lügner. Das ist nur für die kleinen Kinder. Glaubst du es nun?"

„Ich weiß nicht, Heini!"

„Glaubst du mir, Franzi?"

„Frag mich nicht weiter, Heini!"

„Dann bist du auch eine Lügnerin wie die anderen!"

Ein Wehegeschrei erscholl durch die Lüfte, und die ihn ausgestoßen, war ein halb erwachsenes Mädchen, war Franzi!

„Ich habe dir wehe getan, Franzi, nicht wahr?" flehte die Knabenstimme voll Weichheit und einschmeichelnden Reizes, „aber du selbst hast es so gewollt. Denn du willst mir nicht glauben, und das bringt mich in Wut! Warum willst du mir nicht glauben?"

„Ich hab' es kaum gespürt, Heini!" sagte Franzi,

während ihr heiße Tränen die Wangen herabliefen, „ich wollte nur, ich könnte einen großen, großen Schmerz empfinden, und es käme einer mit einem scharfen Beile und hackte mir ein Glied meines Körpers ab. Das täte weh ... Da wüßte ich doch, wo der Schmerz sitzt ..."

„Was hast denn nur, Franzi?"

„Ich fürchte mich, Heini!"

„Vor dem buckligen toten Mädchen? Denk doch nicht immerfort an die!"

„Ich muß aber, Heini, ich muß.... Du fürchtest dich auch."

„Ich? Wer sagt so was?"

„Hast du nicht gerade jetzt vor dem grünen Federbusch des Gendarmen dich gefürchtet? Ich hab' es gut gesehen."

„Du hast nichts gesehen, Franzi. Er soll nur kommen. Wenn du willst, ich ruf' ihn sogleich zurück. Willst du?"

„Nein!" sagte das Mädchen nach einer langen, langen Weile. „Ich möcht' aber, daß wir weitergehen, Heini, da, wo es nicht so licht ist wie hier ... wo die Bäume dichter beisammen stehen. Meinst du nicht auch, Heini?"

„Ich bleibe, Franzi! Mich soll niemand von diesem Platze wegbringen, niemand!"

„Ich bleib' schon, Heini, ich geh' nicht fort von dir!"

„Du fürchtest dich also nicht bei mir? Dann aber wein' nicht mehr ... Sei lustig!"

Und noch einmal schien die alte beschwichtigende Formel des Kameraden, womit er so oft die Einreden und Bedenken des Mädchens in den Schlaf gelullt haben mochte, hellauf zu klingen und zu tönen. Sie schob sich die goldgelbe Flechte, die ihr während all des Redens tief über die Stirne gefallen war, zurück und versuchte — lustig zu sein. Aber es war nicht ihr altes Lächeln; Heini verstand sich wohl darauf. Wenn Franzi lachte, dann lachte ihr ganzer Mund, und ihre weißen Zähne wurden dabei sichtbar, dann lachte

alles an ihr, sogar ihr goldgelbes Haar, und das Medaillon an dem schwarzseidenen Schnürchen, das er ihr geschenkt, lachte mit. Jetzt war es anders. Sie wollte lustig sein, vielleicht sogar ausgelassen, aber es war eine Lustigkeit gleichsam mit geschlossenem Munde!

„Ja, Heini!“ sagte sie, „wir wollen uns nicht fürchten.“

Damit hatte sie sich erhoben und ging unter dem Ahorn auf und ab, während Heini, jeder ihrer Bewegungen mit den Augen folgend, seine liegende Stellung nicht verließ. Und bei dieser Gelegenheit mochte auch dem Knaben der Gedanke kommen, was denn geschehen sei, daß Franzi mit einem Male so groß geworden war, daß sie beinahe größer war als er selbst? Sie kam ihm so sonderbar groß vor ... Dazu spielte das grelle Sonnenlicht, wie es hier und da durch einige Lücken des Ahorns fiel, so eigentümlich mit dem Antlitze Franzis! Es lag ein Schimmern und Leuchten darauf, wie er es niemals bemerkt hatte. Etwas, das ihn wahrscheinlich an das Kind erinnern mochte, mit dem er vor vielen Jahren im Hause seiner Mutter „Räuber“ gespielt, und daneben wieder etwas ganz Neues, Fremdes, was er nicht kannte, was ihm noch nie entgegengetreten war! ...

Vielleicht um sich selbst auf andere Gedanken zu bringen, pfiff er leise jenen Gassenhauer für sich hin, wie er um diese Zeit in allen Straßen und Durchhäusern der Stadt erscholl.

Plötzlich, ohne wahrscheinlich zu wissen, wie es geschah — mochte es der alte Lockruf des Kameraden sein oder etwas anderes, wovon sie sich nicht Rechenschaft zu geben imstande war — plötzlich begann Franzi mit ihrer hellen Stimme in das alte Lied einzustimmen.

Wie kam das so frisch, so tauduftig aus ihrer jungen Kehle! Vereint mit Heini sang sie das bekannte Lied der Gassen:

„In Weidlingau!
Da ist der Himmel blau . . ."

Mit einem Male brach sie ab.

„Still, still, Heini!" sagte sie, den Finger an den Mund legend, „das war zu laut! Es könnte es einer gehört haben."

Dann schlich sie, als könnte sie die schlummersatten Blätter an dem Ahorne aufwecken, auf den Spitzen ihrer Schuhe zu dem Baume hin und ließ sich dort nieder.

Auch Heini hatte sein Pfeifen eingestellt.

„Warum hast du mich eigentlich denn herbestellt, Heini?" begann sie wieder, einen scheuen Blick auf den Kameraden werfend, der in ihrer Nähe saß.

„Ich hab' dich wiedersehen wollen, Franzi," entgegnete er darauf nach einigem Besinnen. Und mit größerem Nachdrucke wiederholte er:

„Ich hab dich sehen wollen, Franzi!"

Wie er das so sprach, überflog eine tiefe Röte sein Gesicht. Die Augen seiner Kameradin lagen fragend auf ihm; es war ein wechselseitiges Beschauen voll stummer Beredsamkeit.

„Warst du heute in der Schule, Heini?" fragte das Mädchen neuerdings.

„Mich geht meine Schule gar nichts mehr an! Ich habe dort nichts mehr zu lernen."

„Ja, du!" sagte Franzi hierauf, den Worten ihres Gefährten nachsinnend. „Du kannst das sagen. Was aber soll ich erst sagen? Manchmal kommt mir vor, Heini, als sei in meinem Kopfe nicht einmal so viel drin, als die zehnjährige Lina Blüthenstern besessen hat. Sie wollen mich darum auch aus der Schule nicht fortlassen, weil ich nicht genug weiß. Beim Herrn Kooperator in der Religion, da geht's noch an, aber in allem übrigen . . . Ich bin die größte unter meinen Kameradinnen, und die jüngste unter ihnen muß mich beschämen. Was wird daraus werden, Heini?"

„Du kannst mehr als sie alle!“ sagte der Knabe heftig. „Glaub du nur nicht dem Herrn Lehrer! Der ist's, der dir solche Dinge in den Kopf setzt. Mir haben die Lehrer das auch einreden wollen. Ich lasse mir aber nichts einreden, ich bin kein kleines Kind mehr!“

„Heini, wie sprichst du?“

„Laß mich nur! Und deinen Lehrer hasse ich, daß du's nur weißt! . . . Ich hasse ihn ganz besonders, denn seitdem er da ist, bist du eine ganz andere. Was will er nur von dir? Was gehst du ihn an? Ja, wenn du so wärst, wie die kleine Verwachsene gewesen ist . . . Aber du bist eine andere, eine ganz andere! Du bist adelig! Du wirst einmal eine Reiche sein und die schönsten Kleider haben, und die arme Judenfrau wird dir nichts vorzuwerfen haben.“

Seine Augen brannten in einem unheimlichen Feuer, während er so sprach; er hatte sich aus seiner liegenden Stellung halb aufgerichtet. In Franzi mochten aber gerade die letzten Worte eine kaum zur Ruhe gelangte Gedankenschicht aufs neue erschüttert haben.

„Siehst du, Heini,“ sagte sie, sich scheu umblickend, „wie du auch stets auf Lina Blüthenstern zurückkommst. Es geht dir wie mir. Ich kann sie nicht los werden.“

„Ich habe von ihr nicht reden wollen,“ entgegnete der Knabe stolz.

„Und du hast es doch getan, Heini!“ sagte sie übereifrig und dabei doch nicht aus ihrem furchtsamen Flüstertone herausfallend, „du hast es doch getan! Nicht wahr, ich habe recht, Heini? Warum hat Lina meine Puppe verschmäht? Und warum haben sie sie ihr nicht in den Sarg legen wollen? Sie sagen, sie hätte dann keine Ruhe gehabt in ihrem Grabe . . . Ich will wissen, warum, Heini? Ich will wissen, warum die Menschen so böse auf mich sind. . . . Sonst sterbe ich!“

Heini rief erschrocken:

„Franzi! Franzi! Was ist dir? Stirb nicht, Franzi!“

Er war aufgesprungen und hielt ihren Kopf an sich gepreßt. So meinte er ihr fliehendes Leben an sich zu fesseln. Sie erholte sich jedoch bald, ihre Atemzüge gingen wieder. Aber alles Blut war aus ihren Wangen gewichen, sie war todblaß anzuschauen, ihre Augen geschlossen.

„Heini,“ sprach sie schwach, sich der Umfassung des Knaben entziehend, „mir ist schon besser ... Aber mir will kein Mensch helfen!“

Das mochte der Knabe wie einen bittern Vorwurf empfinden; er rief tiefgekränkt:

„Ich auch nicht, Franzi? Ich?“

Weiter vermochte er nicht zu sprechen. Er wandte sich von ihr ab. Vielleicht ertrug er ihren Anblick nicht.

„Du könntest schon helfen,“ sagte das Mädchen mit dem Aufgebote aller seiner Kräfte, „wenn du nur wolltest! ... Aber du willst nicht. ...“

Sie lehnte ihr müdes Köpfchen an den Stamm des Ahorns, die Augen geschlossen, hinter welchen heiße Tränen hervorquollen.

„Wie soll ich das anfangen, Franzi?“ fragte er, der von ihr abgewandt war, mit unsicherer Stimme.

„Du mußt es erraten, Heini!“ sagte Franzi.

Er wandte sich ihr langsam wieder zu und lachte. Aber dieses Lachen war kein gutes, offenherziges, es klang erzwungen und unwahr. Es sollte sie beruhigen, das liebe närrische Mädchen, das er so lange mit seinem Willen beherrscht hatte!

„Siehst du, Heini,“ klagte das Mädchen, indem es seinen Kopf noch tiefer beugte, mit ersterbender Stimme. „Mir ist nicht zu helfen. Denn wenn einer es kann, so bist du es. Und du kannst nicht ... oder du willst nicht!“

Als sie das in diesem anklagend traurigen Tone, wie er ihn noch niemals vernommen, seitdem er sie seine Kameradin

nannte, sprach, ging ein Zucken über sein Antlitz . . . er wollte sprechen und vermochte es nicht, nur seine Lippen bewegten sich. Dann warf er sich ungestüm in das hohe Gras und blieb da sprachlos liegen . . .

Oben im grünen Dache des Ahorns schien die Finkenmutter trotz brennender Mittagsruhe gewahr worden zu sein, daß ihre vier Jungen dringend eines zweiten Imbisses bedürften, nachdem der erste schon längst zu den abgetanen Träumen der ewig hungrigen Brut gehören mochte. Sie flog mit einigem Geräusche aus dem Neste auf und flatterte eine Weile um den Baum, bis sie sich in den Auen verlor. Nach einiger Zeit kam der Vogel mit der nötigen Atzung im Schnabel zurück. Franzi schaute trotz des Jammers, der ihre Seele füllte, in die Höhe; sie folgte dem Fütterungsakte mit der Neugierde eines Kindes.

„Das ist doch merkwürdig!“ sprach sie halblaut vor sich hin, wie aus dem Schlafe redend, „keines nimmt sich was, bis es ihm die Mutter gegeben hat . . . Alle warten sie, bis die Reihe an sie kommt . . . Und jetzt sind sie alle zufriedengestellt! Wer hat sie das gelehrt?“

Heini aber sprach kein Wort.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wieder nach längerer Zeit richtete sich Heini auf. In den Auen ringsum war es noch immer still; die Luft unbewegt, die Sonne nur um einen „Gedanken“ weiter vorgeschritten. Den beiden Kindern mochte es aber sein, als wären sie in dieser am Zeiger der Uhr kaum wahrnehmbaren Zeit um vieles älter geworden. Aber sie wußten es nicht.

„Franzi, Franzi!“ rief der Knabe halblaut, „hörst du mich?“

„Ja, Heini!“

„Denkst du noch, wie wir an der Gartenplanke in unserem Hause gestanden sind, es war dort ein breiter Spalt, und nach dem heiligen Florian hinüber geschaut haben?“

„Ja, Heini! Er hat einen schönen blauen Mantel angehabt."

Es war in dem Gemüt des Mädchens eine Saite erklungen, die selbst jetzt nicht zum Schweigen gebracht werden konnte. Und so fuhr sie fort:

„Du hast immer gesagt, der heilige Florian ist ein Gott; und ich dagegen habe gemeint, er ist ein Heiliger, wie der Johann von Nepomuk, der beim Hofstallgebäude steht, nur hat er etwas anderes zu besorgen. Denn von den Heiligen hat jeder seine besondere Sorge ... Aber du bist böse geworden und hast in einem fort geschrien: ‚Der heilige Florian ist ein Gott! Der heilige Florian ist ein Gott!' Ich hab' dir recht gegeben ... weil ich dich nicht erzürnen gewollt ..."

„Und heuer war in demselben Hause Feuer, wo der heilige Florian darauf gemalt ist, und die Flammen haben bis an seinen blauen Mantel gereicht, der ist davon ganz schwarz worden," sagte Heini leichtweg.

„Man kann ihn eben nicht fragen, warum er das mit sich geschehen ließ," sagte Franzi.

Diesmal lachte der Knabe:

„Du glaubst noch immer, die Heiligen können helfen ..."

„Sie können schon," sagte Franzi tiefernst, „das lasse ich mir nicht nehmen."

Die aber unmittelbar zuvor angeschlagene Saite war in ihrem Gemüte noch nicht verklungen. Während ihre Wangen sich leise zu röten begannen, meinte sie:

„Und denkst du noch, Heini, wie wir um den eisernen Kasten heruimtanzten im Zimmer, wo du schliefest? ... Warum habe ich mich eigentlich stets vor ihm gefürchtet? Besonders am Abend, wenn man noch kein Licht angezündet und wir im Zimmer beide ganz allein waren ... mutterseelenallein. Es ist mir schon oft eingefallen: Warum sagt man immer ‚mutterseelenallein'? Vom Vater spricht man niemals."

„Warum? Weil wir beide keinen Vater haben.“

„Ich hab' noch einen, sagt meine Mutter, aber wir wissen nicht, wo er ist, und kein Mensch weiß es! Die Mutter ist deshalb zum Magistrat gegangen, damit, wenn sie Geld austeilen, sie mich als Waisenkind nicht vergessen. Sie sagen aber dort: Das Kind ist gar kein Waisenkind! Es hat ja noch einen Vater.“

„Und das ist auch wahr, Franzi! Du bist kein Waisenkind und darum — und darum —“

Sie überhörte jedoch die Worte des Knaben. Noch immer tönte und klang die Saite aus den ersten Tagen ihrer Kindheit mit herüber in all die Beängstigung ihrer Seele! Es mochte ihr wohltun, immer wieder zu diesen Erinnerungen den Weg zurückzufinden.

„Besonders die drei Schließlöcher an der Kasse haben mich immer erschreckt . . . immer! Eines davon stand stets offen, als wollte es auf uns acht geben . . . Du hast gesagt, das sind die Augen des eisernen Riesen, und ich habe es geglaubt . . . Ich habe dir immer geglaubt, Heini . . .! Und du willst dem Riesen einmal die Augen ausreißen, wenn du größer geworden bist, und deshalb habe ich mich noch mehr gefürchtet . . . Hast du das nicht gesagt, Heini?“

Heini antwortete nicht sogleich.

„Hast du das nicht gesagt, Heini?“ rief das Mädchen übermäßig laut.

Dann stimmte sie wieder, in sich zusammenschauernd, ihre Stimme herab, daß es wie leises Flüstern klang:

„Ich kann mich sehr gut erinnern, du hast es gesagt.“

„Ich weiß es nicht . . .“ meinte er und stockte.

„Du hast es gesagt, Heini!“ und wie zur Bekräftigung ihrer Behauptung hob sie die rechte Hand auf; „bestimmt hast du es gesagt. Warum willst du dich nicht erinnern? Jetzt bist du groß geworden . . . hast du dem Riesen die Augen ausgerissen, Heini?“

„Ja!“ sagte der Knabe, aber weiter sprach er kein Wort.

„Siehst du, Heini, siehst du, wie gut du dich erinnerst?“ sagte Franzi, und über ihr schmales Gesichtchen breitete sich etwas wie ein Leuchten und Glänzen aus.

„Und jetzt,“ meinte sie, indem sie sich ein wenig aufrichtete, „bin ich so durstig! Ich könnte gleich den ganzen Hochquellbassin am Schwarzenbergplatz austrinken. Wenn ich nur was zu trinken bekäme! Nur ein paar Tropfen Wasser!“

„Sag: Tischlein, deck dich!“ rief der Knabe, „und es wird da sein.“

„Wirklich?“ lächelte Franzi ungläubig.

„Sag den Spruch, Franzi,“ rief Heini, „sonst verschwindet der Zauber.“

Franzi wiederholte: „Tischlein, deck dich!“

Alsbald holte Heini aus der Tiefe einer Seitentasche eine Flasche hervor, die mit einer rotglänzenden Flüssigkeit gefüllt war.

„Wein?“ rief das Mädchen, und seine Augen leuchteten.

„Ich hab' dran gedacht, du wirst Durst haben,“ sagte der Knabe; „wir haben aber kein Glas!“

„Gehört das nicht auch zum ‚Tischlein, deck dich‘?“ fragte Franzi fast übermütig.

Statt aller Antwort zog Heini aus einer anderen Seitentasche seines Gewandes das Verlangte hervor.

„Und jetzt trink, Fränzchen!“ sagte er, das Glas mit dem roten Weine füllend, „und sei lustig!“

„Ja, Heini! laß uns lustig sein!“ sagte sie, das volle Glas in einem Zuge leerend . . . „Und du?“ . . . rief sie dann.

„Ich habe keinen Durst,“ sagte er und füllte aufs neue das Glas. Trotz mehrmaligen Drängens verweigerte er, ihr Bescheid zu tun. Da trank sie auch das zweite Glas bis auf die Neige aus.

„Und jetzt ist's gut!“ rief sie, „jetzt ist alles wieder gut!

Kommt Zeit, kommt Rat, sagte die alte Finkenmutter, als ihr Jüngstes sich gar so ungebärdig zeigte und früher gefüttert sein wollte als seine Brüder und Schwestern . . . Erst habe ich Durst gehabt, und jetzt bin ich so schläfrig. Und dabei bin ich auch so müde, Heini. Was ist das?"

Kaum mochte sie mehr wissen, was sie sprach und tat. Sie lehnte den Kopf an den Ahorn, nachdem sie zuvor ihr Kleidchen zurechtgerückt hatte, so daß es selbst dem schärfsten Auge nicht gelungen wäre, eine unschickliche Falte zu entdecken. Ihr Hütchen lag neben ihr und ebenso ihr Sonnenschirm und das leichte Sommertuch. Es war alles so, wie es in einem längst nicht mehr gelesenen Kinderbuche zu lesen war: das verzauberte Prinzeßchen . . . welches schlief!

Da warf sich Heini auch ins hohe Gras hin, unfern von Franzis Lagerstatt. Er war ihr so nahe, daß ihn ihre Atemzüge berührten. War es der Schlaf oder der genossene Wein oder die steigende Hitze — Franzis Wangen nahmen immer höhere und leuchtendere Farben an. Sie strahlten ordentlich von innerer Gesundheit und Fröhlichkeit, wie er sie niemals und gerade so an ihr gekannt hatte.

Er seufzte tief auf.

Hat ihn Franzi gehört? Hat ihn irgend jemand gehört? Nein, nein? Das Kind schläft . . . und er glaubt ja nicht, wie seine Kameradin, an die Hilfe der Heiligen! . . .

Wie er so unverwandten Auges nach ihr hinsah, war mit einem Male eine große Unruhe über ihn gekommen. Er war aufgesprungen, sein Gesicht glühte, als hätte er selbst von dem roten Wein gekostet. Dann beugte er sich über das schlummernde Kind . . . nahe, ganz nahe; seine Hände zitterten dabei, als wäre er im Fieber. Auch davon erwachte das Kind nicht; auch nicht von seinem sengenden Atem . . .

Dann aber entfernte er sich, als hätten ihn Stimmen, die aus weiter Ferne tönten, aufgeschreckt, eiligst gegen die

Gestrüppe zu, die etwa fünfzig Schritte weiter vom Ahornbaume standen.

Und doch war es ringsum mutterseelenallein und so still, daß er die Schläge seines Blutes hätte belauschen können.

Nach einer längeren Weile kehrte er wieder aus dem Gestrüpp zurück, langsamen, zögernden Schrittes. Vielleicht hätte ihn jetzt Franzi selbst nicht erkannt. Er wäre ihr vorgekommen, als sei er von langem Siechtum aufgestanden, müde, matt und gebrochen.

Er setzte sich wieder zu Franzis Füßen, diesmal aber, ohne sie anzublicken. Seinen Kopf hatte er tief gesenkt. Darüber mochten ihm die Augen zugefallen sein. Er schlief.

Stunden waren so vergangen. Über dem „Hermannskogel" flammte bereits der zur Ruhe gehende Sonnenball. In den Auen zeigten sich breite Schatten, der Abend war dort eingezogen, und die beiden schliefen noch immer.

So stille war es in diesen menschenöden Auen, daß die Kinder das Schnauben eines Rosses nicht hörten, das in ihrer Nähe stand. Erst ein rauherer Zuruf bewirkte, daß Heini die schlaftrunkenen Augen aufriß.

Auf dem Rosse saß der Mann, den sie vor einiger Zeit vorüberreiten gesehen. Auf seinem Hute wiegte sich der grüne Federbusch, und an seiner Seite glänzte in blanker Scheide ein Säbel. Auch gelbe Fangschnüre waren an seinem Rocke zu sehen . . .

„Sind Sie Heinrich Wegener?"

„Ja!"

„Bürgerschüler am Neubau?"

„Ja!"

„Fünfzehn Jahre alt?"

„Ja!"

„So folgen Sie mir, Heinrich Wegener! Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes."

Im Namen des Gesetzes!

Davon erwachte Franzi. Sie sah den Mann auf dem Rosse, sah seine Fangschnüre und den grünen Federbusch, aber ihre Sinne waren wie traumbefangen, wie traumverloren ...

Da erst trat die Wirklichkeit in ihr volles Recht.

Ein Entsetzensruf gellte durch die weiten Auen.

„Heini, Heini! ... siehst du ... die Augen des Riesen!"

Dann war wieder alles still.

Ein Kind war unter dem Ahornbaume zurückgeblieben. Das weinte bis in die sinkende Nacht hinein, unaufhaltsam, bitterlich ...

Dann entfernte es sich gegen die Stadt zu.

6. Aus dem Wochenbuche des „Provisorischen".

1. Juli.

Seit dem Begräbnistage der kleinen Lina Blüthenstern war es heute das erstemal, daß Franziska wieder in der Schule erschien. Ohne ihr Ausbleiben mit einem Worte zu entschuldigen, ging sie in ihre Bank, wo sie während der ganzen Schulzeit still, aber, wie es mich bedünken wollte, auch verdrossen saß. Um den Grad ihrer Aufmerksamkeit zu prüfen, richtete ich einmal eine Frage an sie. Zu meinem Erstaunen lautete ihre Antwort ebenso richtig als klar und bestimmt. Aber als ich kurze Zeit darauf eine neue Frage an sie richtete, klang alles, was sie vorbrachte, so verworren und widersprechend, daß man ihr wohl anhörte, sie wisse eigentlich gar nicht, wer und was man zu ihr spreche.

Dabei bemerkte ich sehr gut, daß sie sich mit der Hand öfters über die Stirn fuhr, wie um sich zu vergewissern, daß sie in der Schule sei.

Ich sah auch, wie sie, während ich sie ausfragte, häufig mit dem schwarzen Schnürchen spielte, woran das goldene

Medaillon hing ... Wollte sie mir beweisen, daß sie noch immer das funkelnde Geschmeide besaß? ...

Das Mädchen wird mir immer rätselhafter.

3. Juli.

Die deutschen Kaiser hielten, wie die Geschichtsbücher melden, große Stücke darauf, in ihrer Titulatur sich „Mehrer des Reiches“ nennen zu dürfen.

Das war ein schöner und stolzer Titel, wiewohl ihm, namentlich später, nur wenige tatsächlich entsprachen.

Was hier von äußerer Machtstellung gilt, das sollte meines Bedünkens von jedem gelten, dem es vergönnt ist, auf irgend einem Gebiete, und nehme es in der Entwickelung seines Volkes nur einige wenige Quadratzoll ein, eine Mehrung und Erweiterung angebahnt oder gefördert zu haben.

Mehrer der Volksseele! Mehrer ihres Erkenntnisvermögens! Warum sollten wir Volkslehrer uns nicht den schönsten aller Titel beilegen dürfen?

Manchmal jedoch — warum gerade jetzt? — kann ich mich eines trüben Gedankens nicht erwehren. Es kommt mir nämlich vor, wir Volkslehrer und Volksbildner hätten gar kein Recht, einen so breiten Schatten von uns zu werfen. Es ist wahr, wir haben in der letzten Zeit so manche Provinz erobert, die uns früher nicht gehörte, haben so manches Stück unbebauten Landes urbar gemacht, haben Karst und Pflug über so manches steinige Feld geführt und Quellen bloßgelegt, die jetzt so lustig rieseln! Ist jetzt nicht die ganze Luft ringsum mit Wasserdünsten gleichsam erfüllt, die wieder, sobald sie aufsteigen, zu Tropfen werden, um auch anderes Erdreich zu erfrischen?

Aber haben wir nicht auch Provinzen unserer Volksseele verloren? Provinzen, von denen es fast wie eine halbvergessene Sage klingt, daß sie früher blühend und fruchtbar gewesen?

Ich denke dabei nicht an unsern „geistlichen“ Herrn,

der mit großer Bestimmtheit behauptet: wir, das heißt unsere heutige Schule, hätte dem Volke mehr genommen, als gegeben, und wir sollten nicht so stolz tun ... Wollte er doch neulich gleichfalls den Satz aufstellen, im Grunde hätte die Menschheit nur wenig gewonnen, seitdem jetzt unerwachsene Schulmädchen an den Fingern den Beweis abzählen können, daß die Erde sich wie ein „versoffener Weinbeißer tagtäglich um ihre eigene Achse drehe" ... Dann kam er auf den Fall zurück, wie er von den Zeitungen gemeldet wird: Ein Sohn, ein junger Knabe, der seine eigene Mutter bestiehlt!

Die verlorenen Provinzen unseres Reiches gehen mir dabei nicht aus dem Sinne.

Ist vielleicht Franziska einer von diesen verlorenen Gebietsteilen, auf die wir Verzicht leisten müssen?

Die Schule tut so hoffnungssicher ..., die Kirche aber hüllt sich in düsteres Grollen und Schmollen. In dieser Gemütsstimmung erwirbt man aber keine neuen Provinzen. Sie ist mehr als jemals in Gefahr, den alten Besitzstand einzubüßen.

Sie sagt zwar: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" Zu wem? Zu dem Manne, der, von Todesschauern erfaßt, in die Worte ausbricht: „Sie wissen nicht, was sie tun —?" oder zu den Männern, in deren Munde sich jedes Wort zu einer in Essig getauchten Zucht- und Zornesrute verkehrt?

Heißt das auch: „Mehrung des Reiches?"

5. Juli.

Es liegt etwas Schwüles, ich möchte sagen Unausgesprochenes in der Luft, die ich atme. Ich bin innerlich tief unruhig. Täusche ich mich? Gestern und vorgestern nach beendigter Schule sah ich, wie die Mitschülerinnen Franziskas sich gegen das Mädchen benehmen. In geschlossenen Reihen gingen sie, die Köpfe zusammengesteckt, während hier und da bald das eine, bald das andere nach der einsam hinter

ihnen einherschreitenden Franziska zurückblickte, als gehöre sie nicht mehr zu ihnen.

Mußte ich da nicht auf die Vermutung kommen, der Zusammenhang zwischen jenem Neubauer Knaben, den das Gericht verhaftet hat, und ihrer Mitschülerin sei bereits unter sie gedrungen? Ohne daß ich ihre Gespräche belauschen kann, weiß ich doch: das dritte Wort darin gilt dem unglücklichen Kinde aus dem Hühnerhof-Durchhause, ist eine der vielen Maschen des Netzes, das schon jetzt über das Haupt des Mädchens geworfen ist . . .

6. Juli.

Ich bin mir heute vollkommen klar. Der Hausmeister des Hühnerhof-Durchhauses ist ein eifriger Zeitungsleser; von ihm ist die Notiz über den verhafteten Neubauer Knaben unter den „Parteien" seines Hauses verbreitet worden. Ob mit oder ohne die Kombination, daß die stattgefundene Verhaftung mit einem seiner „Inwohner" zusammenhänge, wer wollte das im ersten Augenblicke mathematisch sicher begründen? Das erzeugt sich wie ein Miasma in der Luft, unsichtbar, unnachweisbar.

Heute weiß ich es. Die Kombination ist im Kopfe einer Frau entsprungen.

Gestern, der Abend war schon lange hereingebrochen, saß ich auf meiner Stube, mit der Durchsicht von Schularbeiten für den morgenden Tag beschäftigt. Da trat Frau Blüthenstern bei mir ein. Sie kam mit ihrem schweren Packe von „alten Sachen", die sie tagsüber in den Straßen der Stadt, in Kaffee- und Wirtshäusern an den Mann zu bringen sucht. Ihr Angesicht war gerötet, und es standen schwere Schweißtropfen darauf. Sie wäre gekommen, sagte sie, um sich bei mir für die ihrem Kinde angetane Ehre, daß ich und die ganze Schule die kleine Leiche begleitet, zu bedanken, denn es lebe kein Mensch in dem ganzen Bezirke, der Perl Blüthenstern nachsagen könne, sie habe jemals die „Schicklichkeit" unterlassen.

Ich sah und hörte es aber der guten Frau an: ihr Besuch hatte einen geheimen Vorwand, der sich erst allmählich enthüllte. Sie tat mehrmals, als wenn sie sich zum Fortgehen wenden wollte und ging doch nicht; dabei hielt sie den schweren Pack immerfort in ihren Händen. Mit einem Male schien er ihr zu schwer geworden; sie legte ihn neben sich. Jetzt erst war ihre Zunge gelöst.

„Herr Lehrer!“ sagte sie, anfangs etwas schüchtern, fast verlegen, „was sagen Sie dazu, wie ich mich plage und abmartere? Sie müssen mir das ansehen, Herr Lehrer! denn wenn einer ein Auge dafür hat, dann sind Sie es. Ich darf gar nicht in einen Spiegel hineinschauen! Und warum sehe ich so aus? Warum erschrecke ich vor mir selber? Bei uns zu Hause in Böhmen hat man ein Sprichwort, das heißt: ‚Ich bin auch einmal auf dem Berge Sinai gestanden!‘ Ich bin auch einmal jung und schön gewesen, und ich glaub', es war mir dort nicht bestimmt, daß ich einmal vom frühen Morgen bis zum späten Abend warten und mir die Zunge herausreden soll, bis daß mir einer ein Brieftäschchen abkauft oder ein paar Hosenträger, woran ich nicht mehr verdiene als einige Kreuzer, die blutig genug sind. Weiß ich, ob es mir nicht auch bestimmt gewesen ist, daß ich goldene Brasseletts soll am Arm tragen und am Hals goldene Medaillons? Aber wenn ich so am Abende nach Hause komme zu meinen Kindern und zu meinem Manne, er abgehetzt und zerbrochen, ich abgehetzt und müde zum Umfallen, und die Kinder sehen das ... Müssen sie dann nicht gut und moralisch werden? Denn die Moral, mein Herr Lehrer, lernen sie doch nur zu Hause.“

Ich lobte sie ihrer Erziehungsgrundsätze wegen, und dieses Lob schien ihr besonders wohl zu tun. Sie blickte zu mir mit einem dankbaren Blicke auf, etwa wie ein verschämtes junges Mädchen, dem man etwas Schmeichelhaftes ins Gesicht gesagt hat. Dennoch konnte ich mit einer kleinen

boshaften Bemerkung nicht zurückhalten, die sich mir unwillkürlich aufgedrängt hatte.

„Frau Blüthenstern," sagte ich ihr, „Sie sprachen aber das erstemal ganz anders! Damals meinten Sie, die Kinder müßten erst in der Schule die Moral lernen! Haben Sie so gesprochen oder nicht?"

Sie aber entgegnete, ohne einen Augenblick aus ihrer Fassung zu geraten:

„Wie Sie sich so das alles merken, Herr Lehrer! Einen merkwürdigen Kopf haben Sie, daß selbst das drin haften bleibt, was ein so dummes Weib wie ich Ihnen vorredet... Aber auf meine Kinder, Herr Lehrer," und ihre Stimme, ihre ganze, bis dahin so demütige Haltung nahm dabei einen Charakter von Selbstbewußtsein an, dem nur wenig zum Stolze fehlte, „auf meine Kinder paßt das nicht! auf meine nicht. Die sehen die Moral zu Hause vor sich!"

Dann ging sie zur Türe, wie um sich zu vergewissern, daß dieselbe fest geschlossen sei, worauf sie auf mich wieder zukam. Welch ein schlauer und dabei zutraulicher Ausdruck in dem Gesichte dieser Frau!

„Herr Lehrer," sagte sie mit gedämpfter Stimme, „sie haben schon die ‚Zustellung' bekommen. Am nächsten Freitag werden sie sich stellen müssen."

„Von wem?" fragte ich unsicher.

„Von wem bekommt man eine Zustellung, Herr Lehrer?" meinte sie dagegen, mich belehrend. „Natürlich vom Gerichte. Und das Gericht versteht keinen Spaß."

„Sie meinen, Frau Blüthenstern ...?"

„Ich meine?" sagte sie eifrig, „was hat man davon, wenn ich etwas meine? Es ist aber so, Sie dürfen sich auf Frau Blüthenstern verlassen. Sie haben die Zustellung bekommen! Ich hab' sie mit meinen eigenen Augen gesehen."

„Und woher vermuten Sie, Frau Blüthenstern ...?" fragte ich gleichsam unter dem Banne ihrer Augen.

„Ein Kind bin ich etwa," entgegnete sie scharf, fast beleidigt, „dem man den Finger erst in den Mund stecken muß, damit es beißt? So was braucht unser Hausmeister! Der sitzt auf seiner Bank mit der Zeitung in der Hand und liest und liest, und wie er damit fertig ist, hat er wirklich herausgebracht, daß man draußen auf dem Neubau ein Kind aus guter Familie zur Haft gebracht hat. ‚Gut,' sagt er sich und erzählt's allen Leuten im Hühnerhof-Durchhause. Daß aber an der Zeitungsgeschichte mehr als ein Nagel ist, daß sie das Haus angeht, wovon er der Hausmeister ist, dazu, mein Herr Lehrer, Sie verzeihen mir, daß ich so freimütig vor Ihnen rede, dazu ist er eben ein — Hausmeister. Was tu' ich mit einem Hausmeister?"

Ich wollte sie unterbrechen, sie glich aber einem tobenden Waldstrome.

„Wie er mir aber die Geschichte erzählt, mir, der Frau Blüthenstern, da hat es in meinem Gehirn einen Ruck getan, als wär' dort etwas zerbrochen worden. ‚Lebendiger Gott!' schrei ich auf, ‚das ist ja der Knabe, der immer zu den Büglerischen kommt!' Man soll seinen Mund nicht zum Bösen auftun! Was kann ich aber dafür, daß mein Kopf anders beschaffen ist, als so ein Hausmeister? Wie sagt mein Mann, wenn er mich loben will: ‚Aus dir hätt' ein Minister werden sollen, Perl! Die Welt hätt' dabei nichts verloren!'"

„Bedachten Sie aber nicht, daß Sie mit dieser Vermutung jenes arme Mädchen in ein schiefes Licht stellten?"

„Schiefes Licht," wiederholte sie mehrmals hintereinander mit einem Kopfschütteln, das nicht sehr schmeichelhaft für mein Begriffsvermögen aussah, „wie komme ich zu dem schiefen Licht? Kann ich etwas dafür, daß ich mit meinen Augen weiter sehe wie andere Leute? Das ist vielleicht eine Strafe Gottes, daß er mich so geschaffen hat! . . . Habe ich den Amtsdiener herbeigeholt? Habe ich die Zustellung geschrieben und ausgefertigt? Zuletzt wird man mir noch

einen Prozeß daraus machen, weil ich auch einen so guten Kopf habe wie das löbliche Kriminalgericht . . ."

Da übermannte mich unsäglicher Zorn wider die Frau und ihre selbstgerühmte Klugheit.

„Frau Blüthenstern!" rief ich ihr zu, „es freut Sie also, daß das Kind, ehe noch alles klar geworden ist, ins Unglück kommt?"

Sie aber sah mich mit befremdeten Blicken an, durchaus nicht erschreckt oder gar erschüttert.

„Ich hab's ja gesagt," meinte sie, „zuletzt wird man mir noch einen Prozeß daraus machen. Gott bewahre und beschütze jeden vor falscher Meinung und Verdächtigung."

Das schürte noch mehr meine Erbitterung an.

„Sie sind rachsüchtig, Frau Blüthenstern, gegen das Mädchen," rief ich, „und doch war es stets gut gegen Ihr Kind."

„Ja," sagte sie darauf trocken, „das ist wahr. Gut war sie gegen das Kind, wiewohl sie uns einmal sehr beleidigt und gekränkt hat. Aber das trage ich ihr schon lange nicht nach. Und wie sie sich am Krankenbette meiner Lina benommen hat, das geht über alle Beschreibung. Werden Sie mir dann noch nachsagen: ‚Frau Blüthenstern, Sie sind rachsüchtig!?' — Und doch . . ."

„Reden Sie!" herrschte ich ihr zu. Denn mich begann diese Frau mit ihrer stahlharten Auffassung des traurigen Falles aufs äußerste abzustoßen. Es gibt Momente im Leben — und ein solcher war über mich gekommen — wo man selbst des schärfsten Verstandes müde wird, wenn dahinter nichts liegt als Herzensroheit und Härte.

„Warum sind Sie böse auf mich?" klagte sie. „Was hab' ich Ihnen getan, daß Sie auf einmal die Sprache ändern mir gegenüber? Überhaupt, Herr Lehrer, was machen Sie sich ein so gebrochen Herz wegen dieses Mädchens? Ich mein' doch, selbst das größte Mitleid und Erbarmen ist nicht

da, daß man es ausschüttet wie einen Sack Erbsen! Im Gegenteile! man muß damit umgehen wie mit einem seidenen Tuche ..."

„Das zu beurteilen, Frau Blüthenstern," sagte ich, „ist meine Sache."

Sie zuckte die Achseln.

„Dann verzeihen Sie mir, Herr Lehrer," meinte sie, „ich habe Ihnen nicht weh tun wollen. Denn Sie sollen gesegnet sein vom dritten bis ins tausendste Geschlecht, wie es bei uns heißt, für alles, was Sie an meinem Kinde getan haben! Ich bin Ihre gute Freundin —"

Ich machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Tun Sie nicht so, Herr Lehrer!" rief sie, die tränenfeuchten Augen auf mich richtend, „tun Sie nicht so! ... Und meinen Sie nur ja nicht, ich hab' ein Herz wie ein Kieselstein! ... Ich kann nur eines dem Mädchen nicht vergessen, und das müssen Sie mir als einer Mutter schon nachsehen —"

„Reden Sie, Frau Blüthenstern!"

Sie hob sich auf den Fußspitzen auf, wie um größer zu erscheinen. Dabei sprühten ihre Augen, diese sanften, zutraulichen Augen, den Widerschein einer inneren Flamme aus.

„Sie hat meinem Kinde ein Unrecht antun wollen!" rief sie aus keuchender Brust, so daß sich ihr die Worte nur abgestoßen entrangen, „sie hat meinem unschuldigen Kinde unrecht Gut mitgeben wollen in die jenseitige Welt! Das kann ich ihr nicht vergessen, Herr Lehrer, niemals! niemals! ..."

Stand ich da nicht einer jener dunklen, unfaßbaren Mächte gegenüber, die noch immer ununterjocht und unentwegt in unsere Anschauungen hineinragen und sie beherrschen? ...

Diese Frau zehrte von einem überkommenen Aberglauben ... aber ihn, selbst mit Feuer und Flammen, ausrotten wollen, heißt nichts anderes, als ihn verjüngt daraus hervorgehen lassen. Denn seine sittliche Idee ist unvergänglich...

Darum erhob sich eine Stimme zugunsten dieser Frau in mir, und sie klang leise abratend, daß ich ihr zu folgen beschloß.

„Lassen wir das, Frau Blüthenstern," sagte ich; „verurteilen Sie nicht zu frühe. Können wir beide mit Bestimmtheit sagen, wo die Schuld liegt?"

„Das ist ein anderes Kapitel, Herr Lehrer," rief sie mit einem Triumphton, der mir durchs Herz schnitt; denn sie hatte einen wirklichen Sieg errungen. „Wenn Sie mir mit dem Kapitel kommen, dann freilich haben Sie recht. Gott soll Ihnen das heimzahlen, Herr Lehrer! Reden Sie nichts weiter! Da ist jedes Wort wie hinausgeworfen! ... Ob ich weiß, wo die Schuld liegt? Möchte ich mich denn nicht vergreifen an der, die die meiste Schuld hat? Reden Sie nicht weiter davon! ... Aber so wahr ich Frau Blüthenstern heiße, das Mädchen tut mir wehe, sehr wehe! Ich kann's aber nicht ändern."

Ich war in tiefinnerster Seele müde. Die Frau verließ mich endlich.

6. Juli.

Ich ließ heut' zu Anfang der deutschen Sprachstunde den bekannten Satz aus dem Evangelium (1. Korinther, Kap. 13) an die Tafel aufschreiben.

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle."

Und als zweites fügte ich den Satz hinzu, der allerdings an einem anderen Platze steht, nach meiner Auffassung aber unmittelbar dem ersten angereiht zu werden verdient:

„Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet."

Was mir dabei im Sinne lag, daß ich gerade diesen zwei Sätzen den Vorzug gab, ist klar genug. Ich erlebte aber dabei eine der bittersten Enttäuschungen.

Ich ließ die zwei Sätze zuerst von den Schülerinnen

mehrmals hintereinander lesen; aber keine Miene zuckte höher auf; ich gewahrte nirgendwo ein selbst schwaches, eingehendes Verständnis. Als ich dann die Sätze selbst las, nachdem ich vorausgeschickt, in welchem Buche sie enthalten seien, änderte sich die Stimmung gleichwohl sehr wenig. Sie horchten auf; aber an ihr inneres Gehör waren die Worte nicht gedrungen. Lagen sie ihnen viel zu ferne?

Besser ging es bereits mit der sachlichen Erklärung, die ich nachfolgen ließ. Die „Engelszungen“ bereiteten mir keine Schwierigkeit. Dagegen vermochte ich erst das an und für sich und namentlich vom Standpunkte der Grammatik so schwer zu behandelnde: „Und hätte der Liebe nicht“ einigermaßen ihnen näher zu rücken. Der ungewohnte Genitiv stellte sich hier wie ein unbezwingliches Bollwerk entgegen. Erst als ich statt der „Liebe“ das Wort „Mitleid“ substituierte, brach etwas wie eine leise Dämmerung hinein.

Noch dorniger gestaltete sich die Sache, als ich an das „tönende Erz“ und die „klingende Schelle“ kam. Wird man es glauben? Unter den mehr als sechzig Mädchen, die meine Klasse zählte, war kaum eines, das den Begriff „Schelle“ kannte, dem er geläufig war! Im zehnten Bezirke unserer Stadt mit seiner aus tschechischen, magyarischen und mährischen Elementen, die erst allmählich dem Verdeutschungsprozesse unterliegen, zusammengesetzten Bevölkerung gehört die hochdeutsche „Schelle“ zu den wildfremdesten Bedeutungen. Erst als ich auf meinen Irrtum aufmerksam geworden, das traulichere „Glöckchen“ dafür erklingen ließ, wurde es lichter in meiner Stube.

Am besten ging es noch mit dem: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ Denn hier konnte die Nutzanwendung aus der allernächsten Nähe, aus Haus und Gasse herbeigebracht werden.

Aber eine Wirkung, oder was man so nennt, erzielte ich nicht. Über ein gesteigertes Aufmerken ging es nicht

hinaus. Summa summarum: Enttäuschung und Eingeständnis des soeben erlebten Schiffbruches!

Als der Kooperator, der die nächste Stunde für seinen Gegenstand hatte, kam, standen die beiden machtvollen Sätze aus dem Evangelium noch an der Tafel. Seine Blicke fielen sogleich darauf. Ich kann nicht sagen, welchem spöttischen Lächeln ich da seinerseits begegnete.

„Ei, ei!“ sagte er zu mir, indem er mich in eine der Fensteröffnungen zog, „wie seid Ihr dazu gekommen? Ihr pfuscht ja da in unser Handwerk und treibt grammatikalische Theologie!“

Da ich ihn in so guter Laune sah, sagte ich ihm in derselben Weise, ich hätte heute das Bedürfnis gefühlt, die sonst landläufigen Beispiele aus der Naturgeschichte und verwandten Gegenständen — durch diese zwei Sätze aus dem Evangelium zu ersetzen.

Er sah mich scharf an. Dann meinte er mit großem Ernste:

„Dagegen ließe sich eigentlich wenig einwenden, ja wir müßten uns eigentlich freuen, wenn ihr einmal statt des heiligen Darwin zur Abwechslung es mit dem heiligen Paulus oder Johannes versucht. Wenn nur euere Auslegung nicht wäre, ihr Herren von Gnaden des Volksschulgesetzes! Diese aber ist uns gegeben; sie ist unser Erbe, von fast zwei Jahrtausenden auf uns überkommen, und wir werden und können darauf nicht verzichten“ ...

Als ich zum ersten Male nach Wien kam, erregte nichts so sehr meine Bewunderung, ja mein Staunen, als der grüne Baum — ich glaube, es war eine Eiche, die hoch oben auf dem steilen Dache der Stephanskirche, gleichsam in den Lüften schwebend und von unsichtbaren Händen gehalten, Wurzeln geschlagen und im Sturm und Sonnenschein sich ihres Daseins freute. Wie oft machte ich Umwege beträchtlicher Länge, bloß um zu ihm hinanzublicken, dem grünen

Wahrzeichen, das so seltsam in das wüste Getümmel der großen Stadt hinabschaut.

Wer hat den Baum da hinauf versetzt? Wo ist der Wind, der sein erstes Samenkorn gerade dort oben festgehalten, der Tropfen Feuchtigkeit, der ihn zum ersten Male genetzt, der Sonnenstrahl, der ihn gewärmt hat! Alles dahin! Und dennoch steht das grüne Pflanzenwunder und gedeiht von Jahr zu Jahr.

Ist es so mit den zwei Sätzen auf der Tafel?

7. Juli.

Im Hühnerhof-Durchhause und Umgebung ist alles in lebhaftester Aufregung und Bewegung. Nicht nur der Hausmeister hat eine „Zustellung", für einen der folgenden Tage wegen Erteilung einer „Auskunft" vor Gericht zu erscheinen, erhalten, auch in die Wohnung der Frau Blüthenstern ist eine solche Einladung eingekehrt.

Sie klopfte heute in aller Frühe bei mir an. Darauf, als ich ihr Einlaß gewährt, kam sie mit ihrem schweren Packe „alter Sachen", nur daß er diesmal von einem noch beträchtlicheren Umfange erschien als sonst.

Sie war tiefbekümmert und reichte mir sprachlos einen Zettel entgegen, der sich als eine gerichtliche Zustellung zu erkennen gab.

„Das ist eine Vorladung," sagte ich ihr, „zu Gericht, damit Sie daselbst eine Auskunft erteilen."

„Ich hab' lesen gelernt," meinte sie in einem Tone, dem ein gewisses Gekränktsein nicht abgesprochen werden konnte. „Glauben Sie, ich weiß nicht, was auf dem Zettel steht? Pauline Blüthenstern und nicht lesen können! In meinen Kopf geht gar nicht hinein, was ich alles schon gelesen habe und was ich noch hätte lesen können! Also darum bin ich nicht in aller Frühe zu Ihnen gekommen. Ich bin nur gekommen, um mir Rat bei Ihnen zu erholen, was ich machen soll, denn ich bin in großer Sorge."

Ich mußte hell auflachen.

„Warum lachen Sie, Herr Lehrer?“ fragte sie ängstlich.

„Weil Sie von mir die Gabe eines Propheten verlangen.“

„Wieso?“

„Weiß ich, welche Auskunft Sie dem Gericht erteilen sollen?“

Es war offenbar: seit der letzten Unterredung, die ich mit Frau Blüthenstern gehabt, war ich in ihrer Achtung, so weit sie die Schärfe meiner Verstandeskräfte betraf, nicht gestiegen; ich schien im Gegenteil Rückschritte gemacht zu haben. Denn jetzt lächelte sie sehr fein, fast spöttisch.

„Das sieht doch ein neugeboren Kind ein,“ meinte sie, „was für eine Auskunft ich dort abgeben soll?“

„Sie wissen also, was Ihnen bevorsteht?“

„So gut, als ich weiß, daß der Kopf da auf mir Frau Blüthensterns Kopf ist ... Um das Mädchen wird es sich handeln, um die Franziska!“

„Sie könnten recht haben.“

„Recht? Ich habe recht! Denn ich könnte mich auch irren. Jeder Mensch kann sich irren. Soll ich mich allein nicht irren können? Das also ist für mich eine ausgemachte Sache. Die Frage ist nur für mich: Was soll ich antworten, wenn ich vor dem Richter stehen werde?“

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Blüthenstern.“

„Sagen Sie lieber, Sie wollen mich nicht verstehen!“ sagte sie, nicht wenig ärgerlich.

Dann aber, als bereute sie aus vollem Herzen, mir den gebührenden Zoll der Achtung versagt zu haben, sagte sie mit allen Zeichen tiefinnerster Demut:

„Sie stehen so hoch über mir, mein goldener Herr Lehrer! ... wie soll ich nur gleich sagen? ... wie ein Turm! besonders, was den Verstand betrifft! Zu wem denn soll ich gehen, wenn ich in meiner Lage einen guten Rat

brauche? Etwa zu meinem Hausmeister mit seinem dicken Kopf?"

Mich rührte die Frau bis zur Weichheit.

„Wiederholen Sie mir, was Sie von mir verlangen," rief ich; und sie dagegen:

„Rat! mein goldener Herr Lehrer, einen guten Rat. Ich möchte nämlich, wenn ich vor Gericht stehen werde, dem Mädchen nicht schaden, aber auch mir nicht! Wie fange ich das an? Muß ich mir nicht einen ... Verteidiger aufnehmen?"

„Sie sind ja keine Angeklagte, Frau Blüthenstern! Wozu bedürften Sie eines Verteidigers?"

„Man kann doch nicht wissen," meinte sie, „vor Gericht steht eine Sache bald so, bald anders. Meinen Sie, ich habe nicht schon gelesen, wie so ein Verteidiger die Sache auffaßt? Wenn der, den er verteidigt, gut acht gibt, so weiß er schon aus den Fragen, die man an ihn richtet, wie und was er aussagen soll. Aus Schwarz macht er Grün und aus Grün zuletzt ein ganz unschuldiges Weiß. Soll ich mir nicht doch einen geschickten Verteidiger nehmen?"

„Sie sind aber nicht angeklagt, Frau Blüthenstern; Sie sollen ja nur eine Auskunft erteilen."

„Auskunft!" meinte sie kopfschüttelnd. „Kann man sich bei einer Auskunft nicht auch verreden? Warum soll man nicht auch bei einer Auskunft den Verteidiger zur Seite haben können? Abwarten soll ich erst, bis man mich zu einer Angeklagten macht? Was tu' ich, wenn ich mit meiner ganzen Auskunft mich so verrede, daß dem Mädchen daraus Schaden erwächst? Ich will ihr ja nicht schaden!"

Ich verstand sie sehr wohl; aber ich begnügte mich bloß, ihr zuzurufen:

„Sprechen Sie die Wahrheit, Frau Blüthenstern, die volle Wahrheit!"

„Das sagen Sie mir?" fragte sie, mich zweifelnd an-

blickend, „kommt man denn mit der Wahrheit auch immer gut fort? . . .“

„Immer,“ sagte ich.

Sie seufzte tief auf. Ich hatte ihr keine Erlösung gebracht; das lag zutage.

„Sie bestehen also wirklich darauf, Herr Lehrer, ich brauch' keinen Verteidiger? Und Sie meinen wirklich, ich soll nur die Wahrheit reden und nichts als die Wahrheit? Wenn ich aber schweigen will . . . kann mich einer zum Reden zwingen?“

Und da ich ihr in die Irrgänge ihrer feinen Dialektik nicht folgte, lagerte sich über ihr Antlitz eine große Traurigkeit. Es standen ihr dicke Tränen in den Augen.

„Sie können mir also in meiner Herzensbedrängnis keinen Rat geben. Soll ich reden? Soll ich schweigen?“ fragte sie mich nochmals. „Warum schickt Gott gerade mir eine solche Bekümmernis? Habe ich denn das so nötig?“

„Ich kann Ihnen nur den einen Rat geben . . .“ sagte ich.

„Sie meinen den mit der Wahrheit?“ rief sie.

„Ja!“

„Dann will ich Ihnen folgen! . . . Aber ich hab' großes Herzbeschwernis davon . . .“

Als sie schon draußen auf dem Hausflur stand, hörte ich sie noch durch die halboffene Tür, die sie zu verschließen vergessen hatte, vernehmlich vor sich hin sprechen:

„Wenn ich ihr nur nicht schade! Wenn ich ihr nur nicht schade!“

8. Juli.

Die Gesuche um Dispens vom ferneren Schulbesuche häufen sich, wie ich vernehme, in erschreckender Anzahl, namentlich in unserem Bezirke. Bei diesen böhmischen und mährischen Eisendrehern, Webern, Gärtnergehilfen, Eisenbahnarbeitern usw. ist so ein zwölfjähriges Mädchen, das seine

gesunden Arme rühren kann, ein gar wichtiger Bestandteil der Familie. Den „teppichunterbreiteten" Existenzen muß es fast unfaßbar sein, was ein solch zwölfjähriges Mädchen auf den schmutzigen Dielen seiner väterlichen Wohnung bedeutet.

Da ist eine Großmutter weit aus Tschechien mit ihren Leuten herübergekommen in die wildfremde, große Stadt. Sie liegt seit zwei Jahren „kontrakt" in ihrem schmalen Bette, das hinter dem Ofen steht. Man muß sie geradezu füttern, wie einen Säugling, denn die Hände sind ihr gelähmt. Wenn sie Durst hat, muß sie oft Viertelstunden warten, bis man sie hört. Kommt man ihr endlich zu Hilfe, so ist ihr vom langen Durste, wie sie sagt, der Durst „vergangen"! Wer soll sie abwarten? Die Schwiegertochter? Die karrt drin in der Stadt an dem Bau des neuen Justizpalastes, der mit seinen vielen Türmchen und Erkern sich sehr schön ausnehmen wird. — Der Sohn? Der geht mit dem grauenden Morgen nach Simmering in die Jutespinnerei und kommt vor dem Abend nicht nach Hause. Die Kinder? Sie gehen alle in die Schule; auch verstehen sie, da sie sämtlich hier zur Welt kamen, nur wenig von dem tschechischen Idiom, dessen allein ihre Großmutter mächtig ist.

Da ist aber das älteste Mädchen vorhanden; es zählt, nach seinem Taufscheine zu schließen, dreizehn Jahre, das versteht es noch einigermaßen, weil es irgendwo in einem Dorfe des Riesengebirges einige Lebensjahre verbracht hat.

Namentlich weiß es, wenn die Großmutter nicht schlafen kann vor Schmerzen oder auch vor Hunger, sie in Schlaf zu lullen mit traurig süßen Liedern, die sie noch in der Heimat oder von der Alten selbst erlernt hat.

Das Kind hat aber dazu keine Zeit, weil es erst am späten Nachmittage schulfrei ist. Am späten Abend allerdings ist die „kontrakte" Großmutter hinlänglich versorgt, denn da sind die Ihren alle heimgekehrt, der Sohn aus der fernen

Jutespinnerei, die Schwiegertochter vom Karren und Ziegeltragen bei dem neuen prächtigen Justizpalaste.

Der Ortsschulrat sagt übrigens zu diesem Falle entschieden: Nein! Dieselbe Antwort wird auch der Bezirksschulrat und in letzter Stelle selbst der hohe „Landesschulrat“ geben. Sie alle werden sich auf das „Gesetz“ berufen.

* * *

Wenn ich nicht irre, so waren bei den Vorfahren meiner Frau Blüthenstern die Erstlinge der männlichen Jugend dem Herrn, Jehova, geweiht. Sie gehörten ihm zu eigen, niemand anderem.

Unser Staat geht in dieser Beziehung noch viel weiter. „Alle Jugend, Knaben sowohl als Mädchen, sollen mir bis zum vierzehnten Lebensjahre geweiht und zu eigen sein,“ sagt er, „ihre Kraft soll in meinen Diensten stehen.“

Ist das nicht eine Art von Opferkultus? Der Staat nimmt nicht nur die Erstlinge aller Menschenfrucht für sich in Anspruch; auch die Zweitlinge, die Drittlinge, sowie alles, was nachkommt, gehören ihm.

Ist es das, was meinem Herrn Kooperator zuweilen so bittere Worte in den Mund legt? Denn im Grunde genommen ist es nichts als Eifersucht, was aus ihm spricht. Er hält alles für einen Eingriff in seine Machtsphäre.

Als im verflossenen Winter die hohe Schulbehörde die Verfügung traf, daß wegen der herrschenden Kinderkrankheiten der Kirchenbesuch auf ein geringeres Maß zu beschränken sei, mußte man, wenn man ihn hörte, annehmen, diese heilsame Maßregel sei ein Akt von Feindseligkeit, der unmittelbar gegen ihn selbst ausgesonnen sei. Nichts vermochte ihn zu einer mildern Auffassung zu bewegen.

„Das geschieht nur,“ pflegte er oft auszurufen, „um den Kindern die letzten, ohnehin spärlichen Reste der Kirche auszutreiben . . . Warum sperrt ihr eure Schule nicht?

Warum erscheint euch **nur** die Kirche so gesundheitsgefährlich?“ ...

Ich weiß übrigens aus vielfachen Beobachtungen: hinter der borstigen Außenseite dieses jungen Priesters birgt sich viel milder und liebevoller Sinn.

Er **darf** nur nicht zugeben, daß das Opfer, welches der Staat von aller Menschenfrucht für sich begehrt und auf die Altäre der Schule niederlegt, ein großer und erhabener Gedanke ist, wie es in der Geschichte der Menschheit keinen zweiten gibt.

9. Juli.

Franziskas Unglück schreitet schnell.

In so jungen Jahren erfährt bereits das Kind an sich, was das furchtbare Wort vom „Gesetze, dessen Auge wacht“, bedeutet. Das ist nicht ein Auge, das sind hunderte und tausende, und sie alle sind mit verstärkter Sehkraft auf dieses **eine** Kind gerichtet.

Wie versammelten uns heute nach der Schule zu der gewöhnlichen Konferenz.

Ich weiß nicht mehr, wie die Rede auf Franziska kam. Aber wenn ich nicht irre, war es mein Kollege, Andreas Achtsiebner, der die Frage aufwarf, wie man sich zu benehmen gedenke, wenn das Mädchen verurteilt würde.

Dazwischen warf die Klassenlehrerin, Fräulein Leontine, die spitze Bemerkung, so weit ihre Menschenkenntnis reiche, hätte sie an dem Mädchen stets etwas Tückisches und Lauerndes bemerkt. Und das sei so wahr, als sie sich noch niemals in ihrem ganzen Leben getäuscht habe.

Darauf schnitt mein Kollege Andreas, der es überhaupt liebt, den „Lustigmacher“ unseres Lehrerkollegiums zu spielen, eine so komische Grimasse, indem er nämlich seine Backen wie ein Blasengel aufblähte, daß alles am grünen Tische lachte, sogar Fräulein Leontine selbst. Mir aber tat das Herz weh ... Endlich brachte ich mühsam ein paar Worte

hervor, an deren Sinn ich mich gegenwärtig nicht mehr erinnere. Ich glaube nur gegen Fräulein Leontine bemerkt zu haben, daß, wer selbst ein Kind ungehört verdamme — und Franziska sei eigentlich noch ein Kind —, ein großes Unrecht begehe.

„Ein schönes Kind!“ lachte Fräulein Leontine zu dem ihr gegenübersitzenden Andreas hinüber, „schmückt sich mit Medaillons und Armbändern wie eine Ballettänzerin und weiß wahrscheinlich nicht, daß diese Sachen ... von einem Diebstahle herrühren! Ich werde nächstens mit meinen Schülerinnen die schöne Ballade von Chamisso vornehmen: ‚Die Sonne bringt es an den Tag.‘“

Der einzige, der diesen Witz belachte, war mein Kollege, Andreas Achtsiebner. Er gehört eben zu jenen Menschen, die den Tag für verloren erklären, wenn ihnen zufällig der Lachstoff ausgeht. Worüber er zu lachen hat, ist seine geringste Sorge. Sein Lachen ist immer bereit. Es hängt sich wie schmutzige Wäsche überall hin, an alle Gartenzäune und Vorsprünge; niemals kommt es ihm auf die Zeit an, noch viel weniger auf den Ort.

Alle übrigen schwiegen.

Das hinderte übrigens Fräulein Leontine nicht, ihrer spitzen Zunge noch ein kleines Amüsement zu gönnen.

„Man weiß ja,“ warf sie halblaut hin, mit auf den Boden gesenkten Augen, „daß Franziska von unserem Herrn Kollegen begünstigt wird.“

Dann blickte sie wieder so siegesgewiß umher, als wollte sie die Maxime, die sie stets im Munde trägt, aller Welt ins Gesicht schleudern. Sie sagt nämlich stets: „Ich täusche mich niemals!“

Andreas Achtsiebner sagte mir später, ich hätte in diesem Augenblicke ausgesehen, als wollte ich Fräulein Leontine ans jugendliche, kaum achtundzwanzig Sommer zählende Leben, und das wäre eine „Hauptbetz'“ gewesen! Glücklicherweise

hätte ich mich aber eines Klügeren besonnen, und so wäre das „definitive“ Dasein der Klassenlehrerin für diesmal einer großen Gefahr entgangen.

Ach! es war etwas ganz anderes, was mich in diesem Augenblicke verstummen machte.

Der vorsitzende Herr Oberlehrer machte der bösen Szene ein Ende, indem er bemerkte, daß der Fall mit der Schülerin Franziska im Grunde für die Schule selbst ein höchst peinlicher, eine Art Schmutzfleck sei . . .

Zu allem dem schwieg ich.

War es, weil ich mitten durch diese wüsten Reden zwei Kinderaugen voll Trauer auf mich gerichtet sah? . . .

Als ich nach Hause kam, fand ich auf meinem Tische die Vorladung des Untersuchungsrichters im Landesgerichte, um eine „Auskunft“ zu geben. Ich soll Freitag, den 12. Juli, vormittags elf Uhr, gegen Vorweisung dieser Vorladung bei dem Untersuchungsrichter erscheinen!

12. Juli.

Ich begreife jetzt vollkommen, warum Frau Blüthenstern dem heutigen Tage so sehr entgegenbangte.

Als ich heute um die elfte Vormittagsstunde in das Landesgerichtsgebäude eintrat, wohin meine Zitation lautete, kam mir schon auf dem ersten Treppenabsatze, von wo man in den etwas finstern Korridor des ersten Stockwerkes einbiegt, Frau Blüthenstern entgegen, die ich trotz des Dämmerlichtes, das in diesen Räumen herrscht, augenblicklich erkannte. Sie hatte wieder den schweren Pack bei sich, ohne den sie überhaupt nicht zu denken ist, wie das Licht nicht ohne seinen Schatten. Ich fragte sie, wie es ihr ergangen sei, und sie antwortete mit gedämpfter Stimme, indem sie sich dabei vorsichtig nach allen Seiten umsah:

„Wie soll es mir ergangen sein, mein bester Herr Lehrer? Zehn ‚Versöhnungstage‘ hintereinander, oder das, was Sie ‚den langen Tag‘ nennen, sind nichts, rein nichts

gegen die eine halbe Stunde, die ich da oben zugebracht habe."

Sie deutete dabei mit dem Finger nach dem zweiten Stockwerke, von welchem sie soeben gekommen war.

„Warum?" fragte ich sie ebenso leise; denn mit dem Eintritte in dieses Haus fühlt man das Bedürfnis, seine Stimme wie auf unhörbaren Socken gehen zu lassen.

„Warum?" wiederholte sie. „Wenn ich meinen Versöhnungstag habe, dann stehe ich durch volle vierundzwanzig Stunden mit meinem Gott und Schöpfer auch ganz allein; aber dann weiß ich, daß ich mit ihm reden darf, was ich will und was mir einfällt. Da oben ist es aber anders; da stehe ich vor einem Menschen, und der fragt mich aus, und ich darf nur antworten, wenn er mich fragt."

In diesem Augenblicke dröhnten elf metallschwere Schläge der Uhr durch das Haus. Ich sagte ihr, ich müsse gehen, denn ich sei für diese Stunde hierher bestellt.

„Lebendiger Gott!" rief sie, „ich habe gar nicht gefragt, was Sie hier zu tun haben. Wie kommen Sie in das Haus? Haben Sie auch eine Auskunft?"

Ich wies auf die Vorladung, die ich in Händen hielt.

„Auch wegen der Franziska?"

„Ich weiß nicht."

„Gewiß, gewiß," sagte sie wichtig tuend, und ich habe diesen charakteristischen Zug bei allen angetroffen, die selbst nur einmal mit der Justiz in irgend eine Berührung kamen — „ganz gewiß ist dies wegen der Franziska. Was wird man aber von Ihnen wollen? Soll ein Mensch nur sagen, was man von Ihnen will! Ich bin etwas ganz anderes. Aber geschadet habe ich ihr nicht. Darauf können Sie sich verlassen!"

Die letzteren Worte, wie sie sie mir noch nachrief mit ihrer flüsternd besorgten Stimme, während ich bereits den zweiten Treppenabsatz hinanstieg, klangen mir wie ein freundlicher Gruß für den schweren Gang, den ich soeben antrat . . .

Ich stand vor dem Untersuchungsrichter.

Es muß das von der Schule herrühren, die mir alltäglich das Anhören menschlicher, freilich noch unentwickelter Stimmen nahelegt, oder ist es eine Eigenart meines Gemütes? — bei mir entscheidet das Sprachorgan das erste Urteil, dem ich selten untreu werde. Aus diesem Manne klang es scharf, kurz, fast metallen. Als ich eine Stunde später die Treppe wieder hinabstieg, stand es klar vor mir, wo ich es bereits vernommen hatte.

In meinem heimatlichen „Viertel" haben wir eine Eisenfabrik; dort ging ich öfters als Knabe hin, um zuzusehen, wie durch eine Maschine die stärksten Stangen zerschnitten und gehobelt wurden, als wären sie Häckerling ... Das war die nämliche Stimme; ich täuschte mich nicht.

Er wies mir einen Platz neben seinem Pulte an, und auf und ab gehend leitete er die „Auskunft", zu welcher ich zitiert worden.

„Sie kennen die Pflicht, wonach jedermann gehalten ist, vor dem Richter, der das Gesetz vertritt, ohne Scheu und Voreingenommenheit die von ihm verlangte Auskunft zu erteilen?"

Ich verneigte mich stillschweigend.

„Sie sind Volkslehrer an der städtischen Schule im zehnten Bezirk?"

„Bis jetzt nur provisorisch."

„Das ist einerlei. Sie haben unter den Schülerinnen Ihrer Klasse eine, die sich Franziska von Feldheim nennt. Kennen Sie sie genauer?"

Ich verneigte mich wieder.

„Was halten Sie von dem Charakter und der Gemütsart dieses Mädchens? Ich mache Ihnen kein Hehl daraus: das Mädchen ist der Diebstahlsteilnahme, zum mindesten des Mitwissens beschuldigt."

Das war jener Ton, wie ihn jene starke Eisenstange

von sich gab, als ihr die Maschine in das innerste Leben griff. Er schnitt auch mir durch die Seele.

Der Mann des Gesetzes hielt es offenbar für etwas sehr Leichtes, ihm seine Frage in einem Zuge zu beantworten. All das, was mir seit Monaten über das sonderbare Kind durch den Kopf ging, das sollte ich jetzt unvorbereitet vor seinen Augen ausbreiten, als wäre es ein Stück Ware, das der Kaufmann, wenn es von Kunden begehrt wird, aus irgend einer Schublade hervorholt. Wen wird es daher befremden, wenn ich mit meiner Antwort eine geraume Weile zurückhielt?

Er dagegen:

„Warum sind Sie denn so befangen? Im Grunde genommen sind wir ja beide Kollegen! Sie sind auch so eine Art Untersuchungsrichter, ich meine auf didaktischem Gebiete. Ist es nicht so?"

„Ja!" sagte ich, denn mein Mut war unter dieser Bemerkung bedeutend erstarkt. „Es ist so. Und weil ich so denke, so glaube ich auch meine Überzeugung aussprechen zu dürfen."

„Die wäre?"

„Daß das Mädchen mit Namen Franziska Feldheim keine gemeine Natur ist!"

„Oho!" rief er und schob an seiner Brille, wie um mich genauer zu fixieren, „so weit haben wir es noch nicht gebracht. Wir haben es übrigens bei uns weniger mit Gefühlen, als mit Tatsachen zu tun. Und die Tatsache ist: das Mädchen hat bereits eingestanden, um den Diebstahl ihres Kameraden gewußt zu haben."

Ich mochte entsetzt aufgesprungen sein, ich weiß es gegenwärtig nicht.

„Was erschreckt Sie so sehr?" meinte er dagegen. „Glauben Sie, es gehört zu den Seltenheiten meiner Praxis, die Schulbank hier in diesem Zimmer aufgestellt zu sehen? Seit nur wenigen Jahren ist dies der fünfte oder sechste

Fall, der mich beschäftigt. Aber ich weiß aus den statistischen Tabellen, mein Herr, daß auch meine übrigen Kollegen daran keinen Mangel leiden. Was sagen Sie nun?"

„Unmöglich!" rief ich, ohne zu bedenken, vor wem ich stand.

„Was ist unmöglich? Setzen Sie Zweifel in meine Worte?"

„Es ist unmöglich, daß das Kind um den Diebstahl gewußt haben kann."

„Werden Sie noch daran festhalten, wenn ich Ihnen nochmals erkläre, das Mädchen hat bereits eingestanden" . . .

„Sie hat bereits gestanden? Worüber soll ich dann Auskunft erteilen?"

Mein Angstruf, denn etwas anderes war es nicht, was sich mir auf die Lippen gedrängt hatte, vielleicht auch die wenig ehrerbietige Weise, in der ich meine Stellung zu ihm in die eines Fragenden verkehrte, machte, daß zwischen uns beiden eine Art gefährlicher Stille eintrat, die lange genug währte, um mir meine Besonnenheit wieder zurückzugeben.

„Hier auf diesem Flecke," sagte er mit dem eisernen Tonfalle seiner Stimme, „war es, wo das Mädchen gleich im ersten Verhör eingestand, sie sei es gewesen, die jenen verbrecherischen Knaben, ihren Kameraden, zur Tat gereizt habe. Freilich sei dies schon vor vielen, vielen Jahren geschehen, als sie beide noch Kinder waren. Sie behauptet sogar, von ihr sei der erste Gedanke dazu ausgegangen. Daraus werde ich nun einmal nicht klug. Ein Verbrechen, das sie als Kind geplant haben will, und das erst jetzt nach Jahren zur Ausführung gelangt! Das ist entweder eine schlaue Ausrede, wie man sie häufig bei Mädchen ihrer Erziehungsstufe findet, oder es birgt sich ein Geheimnis darunter, das ich nicht ergründen kann. Deswegen habe ich eben Sie zu mir zitiert, damit Sie mir Auskunft geben, denn sie beruft sich auf Sie . . ."

„Auf mich?“

„Ja! Sie behauptet nämlich, Sie kennen sie unter allen Menschen auf Gottes Erdboden am besten; Sie allein wüßten auch, ob und daß sie sich an dem Diebstahle beteiligt habe. Sie wären auch dabei gewesen, als ihre nunmehr verstorbene Schulkameradin, das Töchterchen der Hausiererin Blüthenstern, eine Puppe zu Boden schleuderte, die sie ihr zum Geschenke gebracht, und wie sie seitdem keine Ruhe mehr habe. Kurz, lauter Dinge, die, haltlos in sich, mir keiner ernsteren Betrachtung würdig scheinen, doch die eine Tatsache konstatieren: daß sie um das Verbrechen ihres Genossen mehr weiß, als ...“

„Und dennoch sind die Dinge nicht so haltlos in sich,“ bemerkte ich.

„Wie verstehen Sie das?“ rief er.

Ich erzählte in gedrängter Kürze die Szene, die ich jüngst an Lina Blüthensterns Bette erlebt. Er war stehen geblieben und schien aufmerksam zuzuhören, meine Worte bedächtig erwägend. Wie ich geendigt, sagte er, die Brille wieder hinaufschiebend, langsam und nicht ohne einen ironisch klingenden Nebenton, der ihm bisher fremd war:

„Was Sie mir da erzählen, Herr Lehrer, ist nicht ohne einen gewissen Anhaltspunkt, an den man sich bei gegebener Gelegenheit wird erinnern müssen ... für mich aber steckt in dem allen zu viel Romantik. Damit weiß ich nichts anzufangen. Unser Haus hier ist ein schrecklich prosaisches und nüchternes. Es muß sich diesen Gast fern vom Leibe halten, sonst kommt es in Gefahr, daß er uns eines Tages hineinschlüpft, und dann wird das Oberste zum Untersten umgekehrt ... Diese Szene zum Beispiel am Sterbebette der Hausiererstochter ist gewiß sehr rührend, ja sogar ergreifend, aber ich vermag ihr keine juristische Wichtigkeit beizulegen. Dazu ist sie mir viel zu visionär! Ja! wenn das verstorbene Kind reden könnte! So bleibt mir nichts anderes übrig, als

mich nach Beweisen umzusehen, die weniger romantisch, dafür aber um so greifbarer sind."

Ich verneigte mich wieder stillschweigend, trotzdem ich von der Richtigkeit seines Ausspruches keineswegs durchdrungen war; denn für mich, wie für alle diejenigen, die fernab von den düsteren Geheimnissen dieses Hauses ihres Weges gehen, ist das Amt des Mannes, der mich vor sein Angesicht geladen hatte, ein so überwältigend ehrfurchtsvoller Begriff, daß mir selbst der unausgesprochene Zweifel wie ein aufgehobener Drohfinger erschien. Und das mochte er mir auch angemerkt haben.

„Sie scheinen meiner Meinung nicht beizustimmen," sagte er, indem er vor mir stehen blieb. „Warum sprechen Sie nicht? Was hindert Sie, sich offen und freimütig auszusprechen? Dazu sind Sie ja berufen worden. Nur die Romantik lassen Sie hübsch aus dem Spiele!"

„Ich werde folgen," erwiderte ich darauf, „ich wollte nur aus dem, was ich soeben erzählte, dem Herrn Rat meine Überzeugung beibringen, daß in dem Mädchen, welches meine Schülerin ist, jedenfalls eine gemeine Natur nicht vorhanden ist!"

„Das mag sein!" rief er dagegen, etwas ungeduldig, wie es mir schien. „Aber damit weiß ich, wie ich bereits erklärt habe, nichts anzufangen. Das ist mir etwas Unqualifizierbares, wie wir Juristen sagen. Es soll dies übrigens kein gegen Sie gerichteter Vorwurf sein. Sie sehen natürlich solche Dinge stets im Zusammenhange mit Ihrer Schule, und das gefällt mir an Ihnen. Ich dagegen muß sie leider in einem anderen Lichte sehen. Für mich existieren Paragraphe."

Warum muß er sie in einem anderen Lichte sehen? Warum nicht in meinem? tönte es leise in mir. Aber ich war nur gerufen worden, um eine „Auskunft" zu erteilen. Und so blieb ich verschüchtert, gleichsam festgebannt von dem Atem seiner Nähe. Wie lange? Ich weiß es nicht. Aber

als er wieder zu mir sprach, schien es mir, als lägen Jahrhunderte zwischen jeder der einzelnen Sekunden, und als sei ich währenddem ein alter, eisgrauer Mann geworden ...

Darum erschrak ich auch so sehr, als er wieder anfing.

„Apropos! würden Sie dem Mädchen nicht in meiner Gegenwart zureden, ein offenes Bekenntnis abzulegen?"

„Ist sie denn hier?" rief ich.

„Natürlich!" sagte er dagegen. „Ich habe sie hier behalten wegen dringender Verdachtgründe. Habe ich Ihnen nicht das schon gesagt?"

„Franziska hier im Gefängnisse, allein?"

„Auch die Mutter ist hier, allerdings getrennt von ihrem Kinde! ... Soll ich das Mädchen rufen?"

Er drückte auf den schwarzen Telegraphenknopf an der Wand.

„Das Mädchen aus Nummer 136!" rief er dem fast unmittelbar darauf eintretenden Wachmanne zu.

Darauf militärisch stramme Schritte durch den Korridor; in weiter Ferne ein Schall, als wenn eine eisenbeschlagene Türe aufgesperrt und wieder geschlossen würde, dann ward alles wieder still, bis auf das stete Geräusch von Stimmen und Schritten Kommender und Gehender, die in diesem düsteren Gange von der ersten bis zu der letzten Amtsstunde nicht ersterben ...

Nach einer bangen Weile, während welcher der Untersuchungsrat kein Wort an mich richtete, sondern sich mit einem Aktenstücke beschäftigte, — derselbe unheimliche Ton der eisenbeschlagenen Türe, die aufgesperrt und wieder zugesperrt wird, Schlösser, die sich in ihrem Innersten herumdrehten, dann wieder die strammen Schritte durch den langen Korridor ...

Franziska stand vor uns.

Sie hatte dasselbe blaugrau gewürfelte Kleid an, in welchem ich sie zum letzten Male gesehen hatte. Auch das Medaillon an dem schwarzsammetnen Schnürchen ... Nur

lag über der ganzen Wesenheit des Mädchens etwas Unausgeschlafenes und Verknittertes, fast möchte ich sagen, etwas Welkes. Selbst die flachsblonden, zierlichen Zöpfe schienen zu sagen: Wir sind müde, dich zu schmücken, sehr müde ... und hingen in regelloser Nachlässigkeit über ihren Nacken herunter.

Niemals hatte ich wie in diesem Augenblicke erfahren, was giftiger Herbsttau für die Pflanze bedeutet, die noch gestern wähnte, der Sommer dauere ewig. Arme Menschenblüte! Wie hatten, im ganzen vielleicht achtundvierzig Stunden, darunter nur eine Nacht auf Zelle Nummer 136, auf sie gewirkt!

Zuerst war es der Rat, der das Wort ergriff.

„Warum grüßest du nicht den Herrn,“ rief er strenge, „der da sitzt, Mädchen? Kennst du deinen Lehrer nicht?“

Sie hob scheu die Augen zu dem Rate auf, um sie sogleich zu senken.

„Ich weiß,“ sagte sie klanglos, „aber der Herr kennt mich nicht.“

„Was soll das heißen?“ rief er dagegen in seiner harten Manier fortfahrend. „Meinst du, weil er sich deiner schämen muß?“

Ich sah bittend zu ihm auf. Wahrscheinlich mochte er mich verstanden haben; denn er wandte sich hastig um, als wollte er mir die Stelle, die er mir ja selbst eingeräumt hatte, von nun an nicht mehr streitig machen.

„Warum sollte ich dich nicht mehr kennen, Franziska?“ fragte ich.

„Weil ich seit vorgestern alles vergessen habe!“ meinte sie, diesmal jedoch in jenem unschönen Trotze, den ich schon einmal an ihr kennen gelernt hatte, „was ich bisher in der Schule gelernt habe. Ich weiß nichts mehr von Sprachlehre und Rechtschreibung, und die Dezimalbrüche habe ich auch vergessen. Fragen Sie mich nur aus, Herr Lehrer!“

„Hier wäre wohl nicht der Ort dazu," sagte ich, „nicht wahr, Franziska?"

„Warum nicht?" meinte sie, finster vor sich hinblickend. „Sie fragen mich ja auch hier aus, und ich soll ihnen sagen, was ich weiß und auch, was ich nicht weiß."

„Zum Beispiel, Franziska? ... Willst du es mir nicht sagen?"

Da schaute sie zu mir auf, voll und aufrichtig, wie es nur ein Kind vermag. Aber das währte kaum einen blitzschnellen Moment. Dann trat wieder jener unschöne Trotz hervor und eine düstere Entschlossenheit, die nichts Gutes ahnen ließ. Sie war offenbar auch gegen mich mißtrauisch geworden.

„Zum Beispiel?" meinte sie, ihre Lippen höhnisch kräuselnd, „ich soll ihm sagen" (damit wollte sie den Untersuchungsrichter bezeichnen), „ob ich dem Heini geholfen habe, daß er" ...

Sie stockte.

„Und du?"

„Ich sag's ihm nicht."

Dann wiederholte sie nochmals mit der Störrigkeit eines bösgearteten Kindes:

„Ich sag's ihm nicht."

„Fasse keinen Vorsatz, Franziska," sagte ich tiefernst, „den du nicht halten kannst."

„Ich werde ihn halten," rief sie, „ich werde ihn halten."

„Du bleibst also dabei, daß du dem Heini bei seiner verbrecherischen Tat geholfen hast?"

„Hab' ich das gesagt? Und verbrecherisch? Dann habe ich gelogen!"

„Darf man lügen, Franziska?"

Sie schaute wieder auf.

„Heini hat auch gelogen!" sagte sie dumpf vor sich hin.

„Womit?"

„Er hat immer gesagt, die schönen Sachen, die er mir gebracht hat, sowie das Geld, was er meiner Mutter gegeben hat, kommen von seiner Mutter; sie hätte es ihm geschenkt. Das ist aber nicht wahr!“

„Was ist wahr?“

„Ihm hat alles gehört . . . dem Heini . . . das Geld und die Schmucksachen, . . . nicht seiner Mutter.“

„Du gestehst also ein, Heini hat sich das alles . . . genommen?“

„Ja! Und ich habe ihm zugeredet.“

„Wann war das?“

„Schon, wie wir als Kinder an dem schwarzen Kasten in seinem Zimmer gespielt haben.“

„Also schon vor vielen Jahren?“

„Weiß ich's? . . . Es kann auch vor einigen Tagen gewesen sein. Ja, ja! so ist's!“ rief sie, mit der Hand über die Stirne streichend, „es war unten in der Au, unter dem großen Ahornbaume . . . Darauf hat der Reiter mit dem grünen Federbusche ihn fortgeführt!“ . . .

Mir erschien ein längeres Ausfragen dieses überreizten Gemütes unter allen Umständen für untunlich. Dazu war auch ich von einer Müdigkeit überfallen, als hätte ich mich einer schweren körperlichen Arbeit unterzogen gehabt. Ich blickte hilfesuchend nach dem Rate hin; doch dessen Gesichtszüge blieben voll starrer Unbeweglichkeit. Das sollte mir ein Zeichen sein, er wünsche, daß ich in meinem Verhöre fortfahren möge.

Fast mechanisch glitt mir die nächste Frage von den Lippen.

„Erinnerst du dich noch an deinen Vater, Franziska?“

„Er ist in der Welt . . . in der weiten, weiten Welt!“ sagte sie gleichgültig.

Ich hatte mich also abermals getäuscht.

Nach einer Weile fragte ich sie wieder:

„Hast du schon bedacht, Franziska, was Lina Blüthenstern sagen würde, wenn sie wüßte, daß du hier bist?“

Kaum, daß ich diesen Namen genannt hatte, flog ein konvulsivisches Zucken über den Leib des jungen Geschöpfes.

Dann aber rief sie unter strömenden Tränen, die den Krampf, der auf dieser seltsamen Mädchenseele lag, gelöst haben mochten:

„Das ist's ja, Herr Lehrer, daß Lina Blüthenstern aus der Welt gegangen ist, und ich hab' ihr nicht sagen können“ ...

Ihr heftiges Weinen verhinderte sie am Weiterreden.

„Was, Franziska?“

Sie schüttelte aber ihren Kopf ... plötzlich waren ihre Tränen versiegt. Sie blickte mich mit trockenen, heißen Augen an.

„Ich sag's nicht!“ rief sie mit dem alten Trotze aus, „ich sag's nicht!“

Nun trat der Untersuchungsrat selbst dazwischen. Auch ihm mochte es scheinen, daß dieser Auftritt bis an die äußersten Grenzen gediehen war.

„Lassen wir sie vorläufig, Herr Lehrer,“ sagte er halblaut zu mir, und es klang etwas wie Mitleid durch seine Stimme. „Es ist für heute genug; sie soll erst zur Besinnung kommen.“

Ob nicht auch das zu den oft bewährten Kunstgriffen dieses Hauses gehört, nämlich geduldig abzuwarten, bis eine menschliche Seele in ihrer Drangsal freiwillig den Angstschrei ausstößt: „Ich will mich befreien! Kommt alle herbei, denen daran gelegen ist, ich will euch jetzt in das innerste Räderwerk einer nachtdunklen Verirrung blicken lassen?“ ...

Wieder ein Druck auf den schwarzen Telegraphenknopf, darauf jenes schnarrende Geklingel, das Hereintreten eines Mannes mit soldatischer Haltung ... eine einfache Handbewegung, Franziska ist nicht mehr in der Stube ...

Ich bin mit dem Untersuchungsrichter wieder allein.

Und dann? ... Ich hörte noch etwas wie Dank gegen mich aussprechen für die „gehabte Bemühung“, etwas wie Hoffnung, daß es denn doch gelingen werde, dem Mädchen „Vernunft“ beizubringen, etwas, was die Ansicht kund gab, der Fall gehöre denn doch in Anbetracht aller Umstände zu den absonderlichen. Dann noch ein Händedruck. Ich war entlassen!

Als ich an der neuen Heilandskirche vorüberkam, schlug es gerade zwölf Uhr von den Türmen der Stadt.

Meine „Auskunft“ hatte eine volle Stunde gedauert.

20. Juli.

Aus dem Verhöre Franziskas vor mir und dem Strafrichter ist es eigentlich nur ein Wort, das mir noch heute nachklingt, dessen Ton und Bedeutung ich nicht aus dem Ohr zu bannen vermag. Als ich ihr zurief: Franziska! darf man lügen? Was antwortete sie darauf? „Heini hat auch gelogen!“

Der verbrecherische Knabe hält sie also auch jetzt noch in seinem Banne; wenn auch von ihr entfernt, ist er ihr eigentlicher Lehrer, und seine Lehren und Anweisungen sind es, die bestimmend auf sie wirken.

Ich weiß, oder vielmehr ich fühle es aus allem heraus: sie ringt und kämpft wie ein Ertrinkender gegen die unheilvolle Flut, die von allen Seiten auf sie herandringt, aber sie kann dem geheimnisvollen Zauber nicht widerstehen, den jener Knabe über sie ausgesprochen.

Sie sagt nicht: das Lügen ist mir verboten. Sie kennt ja dieses Gebot. Aber weil ihr Kamerad gelogen hat, ist es auch ihr gestattet. Woran soll ich mich halten? Eröffnen sich da nicht Aussichten für ihr ganzes Leben, die zu grauenhaft sind, um ihnen weiter nachzuhängen ...

Und noch eines ist es, was mir auffällt. Ich kann darüber nicht hinaus. Sie trägt noch immer das goldene Medaillon um den Hals, sein „Geschenk“! Das Geschenk des unseligen Knaben! Sie schmückt sich noch immer damit,

selbst in der Zelle Nummer 136! Warum ließ der Untersuchungsrichter ihr nicht das Medaillon abnehmen? Hat er kein Recht dazu? Warum läßt er sie im Besitze des gleißenden Schmuckzeuges, das jener Knabe aus der Kasse seiner Mutter an sich „genommen“?

Spät in der Nacht.

Vor kaum einer halben Stunde hat mich meine alte, atemlose Freundin, Frau Blüthenstern, verlassen. Ich lege ihr dieses Eigenschaftswort bei, weil ich sie niemals, solange ich sie kenne, anders als ohne Atem gesehen habe. Teilweise mag dies' von dem schweren Packe, dem „Ernährer“ ihrer Kinder, herrühren, der wohl geeignet sein mag, sie in eine stete Aufregung zu versetzen. Auch diesmal befand sie sich in dem mir bereits bekannten Zustande; nur daß er um diese Stunde viel großartiger war, ich möchte sagen, viel feierlicher als alles, was sie bisher in dieser Beziehung geleistet hatte.

„Was bringt Sie, Frau Blüthenstern, um diese Stunde hierher?“

„Was mich hierher bringt? Herr Lehrer, fragen Sie mich nicht lange! Großes ist vorgefallen, etwas Größeres hat es noch nicht gegeben, seit Welt, Welt ist . . . Sie ist bei mir.“

„Wer?“

„Wer? So fragen bei uns die ganz kleinen Kinder, und darauf antwortet man ihnen, wenn man gerade aufgelegt ist: ‚Wer? des Vetters schwarzer Bär!‘ — Franziska ist bei mir!“

„Das Mädchen ist also entlassen worden?“ rief ich, selbst in großer Bewegung.

„Was erschrecken Sie, bester Herr Lehrer?“ meinte die atemlose Frau, „warum soll sie denn nicht entlassen werden? Soll sie denn für ewige Zeit dort bleiben? Sie sehen daraus, geschadet haben wir ihr nicht, weder ich, noch Sie!“

Ich bat sie, mir kurz zu erzählen, wieso das alles

gekommen, denn mir selbst klänge diese Botschaft ganz unerwartet.

„Kann etwas Unerwartetes nicht auch gut sein?" rief sie, und ein breiter Strahl echt menschlichen Wohlwollens legte sich über ihr stets besorgtes, ehrliches Antlitz. „Ich hab' mir auch gedacht, der erste, dem du diese gute Botschaft bringst, ist der Herr Lehrer. Er hat sich's um die Franziska verdient. Und so bin ich in der stockfinstern Nacht gekommen."

„Sie sagen, Frau Blüthenstern," mußte ich ihr entgegnen, „ich hätte mich um das Mädchen verdient gemacht... Womit?"

„Lassen Sie das gut sein, Herr Lehrer," sagte sie treuherzig, „das weiß ich höchst wahrscheinlich viel besser als Sie selbst. Wenn ich, die Frau Blüthenstern, es sagte, daß Gott im siebenten Himmel Ihnen das in ein besonderes Schreibbüchel einzeichnen wird, so können Sie sich darauf schon verlassen!... Warum lassen Sie mich aber nicht ausruhen?"

Wahrlich, sie tat recht daran, sich in den einzigen Lehnsessel, der mir zu Gebote stand, behaglich niederzulassen; denn ich in meiner gesteigerten Aufregung hatte es leider übersehen, ihr einen Sitz anzubieten.

„Wie ich gestern am späten Abend nach Hause komme — sterben soll ich auf der Stelle, wenn ich den ganzen Tag über mehr verdient habe als einen Gulden und zweiundfünfzig Kreuzer, blutig genug! — sitzt mein Mann am Tische und raucht seine lange Pfeife. ‚Hast du vielleicht gestohlene Sachen gekauft, Perl?' fragt er und raucht weiter. ‚Warum?' meine ich ganz beleidigt, denn auch von meinem Manne, der doch der Vater meiner Kinder ist, lasse ich einen solchen Spaß nicht mit mir treiben, ‚ich bin vielleicht bei dem Geschäfte grau geworden?' ‚Ich mein' nur,' sagt er und raucht immer weiter, ‚da ist aber wieder eine Zustellung gekommen. Du sollst dich morgen, das ist heute, Punkt zwölf Uhr beim

Herrn Rat auf dem Gericht einfinden.‘ ‚Steht etwas von Auskunft in dem Zettel?‘ frage ich. ‚Nein,‘ sagt er, ‚davon steht nichts da drin.‘ — Sehen Sie, mein Herr Lehrer, so sind die Männer, selbst die besten unter ihnen. Er kann eine Pfeife nach der anderen rauchen, und ich zerbrech' mir einstweilen das Herz. Doch weil ich weiß, daß er sich kränkt, wenn ich mich kränke, sag' ich ihm nichts, mit welchen neuen Sorgen mich die Vorladung zum Gericht erfüllt; und so gehe ich zu Bett, ohne einen Bissen angerührt zu haben. Gewiß, es ist wieder wegen der Franziska, denk' ich mir... Punkt zwölf Uhr bin ich mit meinem Zettel auf dem Gericht bei dem Herrn Rat. Er wird gewiß wieder von dir wissen wollen, wo und wie die Franziska zu den schönen Sachen gekommen, und ich werd' ihm wieder wie das erste Mal die Antwort geben: Wenn sie und ihre Mutter es nicht sagen, wie soll ich das wissen? Damit hab' ich ihr doch nicht geschadet und bin doch der Wahrheit getreu geblieben.

Also darauf war ich vorbereitet. Aber der Herr Rat empfängt mich wie eine alte, gute Bekannte, so ganz anders wie neulich, und sagt zu mir: ‚Wollen Sie ein gutes Werk tun, Frau Blüthenstern?‘ ‚Wofür heiß' ich denn Frau Blüthenstern?‘ sage ich darauf. ‚Es ist gut,‘ meint der Herr Rat darauf, ‚ich habe Sie mir auch so vorgestellt. Es handelt sich um ein Mädchen, welches wir bei uns haben, und seine Mutter ist auch hier, das möchte ich gerne versorgt wissen, weil ich es entlassen will. Wollen Sie sich dieses Kindes vorläufig annehmen?‘ — ‚Gnädiger Herr Rat,‘ bemerkte ich darauf in aller Bescheidenheit, ‚ich weiß, wer jenes Kind ist!‘ ‚So reden Sie, Frau Blütenstern!‘ ‚Es ist die Franziska!‘ sagte ich. ‚So ist's auch!‘ meinte er und macht dazu ein Gesicht, man könnte auf das hinauf sich etwas einbilden. ‚Die Sache ist, daß ich das Mädchen vorläufig hier nicht brauche, und eine Unterkunft habe ich für sie nicht.‘ ‚Gnädiger Herr Rat,‘ sage ich, ‚reden Sie nicht weiter, jedes

dritte Wort ist hier reine Verschwendung. Ich nehm' das Kind zu mir und behalt's vorläufig bei mir und werde an ihm handeln, als wär' es mein eigen Kind. Denn bis auf das eine, daß sie mich einmal bitter beleidigt und gekränkt hat, hat sie an meiner Lina gut gehandelt, und in der Moral wird sie bei mir auch nicht verdorben werden. Dafür bin ich die Frau Blüthenstern!' ‚So sind wir ja in dieser Beziehung einig,' sagt er und gibt mir die Hand und drückt mir sie. Ich frag' ihn dann weiter: ‚Kann ich sie gleich mit mir fortnehmen, Herr Rat? oder wird sie mir überschickt werden?' und das frage ich ganz unschuldig, als wäre ich ein neugeboren Kind. ‚Sie können das Mädchen sogleich mitnehmen, Frau Blüthenstern,' sagt er nach einigem Besinnen und" ...

„Warum stocken Sie?"

Ihr Redestrom hatte ein plötzliches Hindernis gefunden; sie mochte ihrer Atemlosigkeit zu viel zugetraut haben.

„Was ist Ihnen, Frau Blüthenstern?" fragte ich besorgt.

Sie seufzte tief auf.

„Lebendiger Gott!" seufzte sie tief auf; „was ist der Mensch, daß du noch seiner gedenkest? Heute ist er frisch und gesund und übermütig und morgen —? Morgen sieht er wie diese Franziska aus! Nicht um einen Gran besser!"

„Sie haben das Kind wohl sehr verändert gefunden?"

„Verändert?" rief sie tief schmerzlich. „Wenn Sie sagen möchten: verschwunden, das wäre ein Wort! Aber ‚verändert?' das sagt gar nichts! Es ist ja gar nichts mehr von ihr vorhanden, als verweinte Augen und ihre blonden Zöpfe! Wie lange ist es denn her, daß ich sie gesehen habe? Es ist mir aber vorgekommen, als müßten darüber viele, viele Jahre vergangen sein!"

„Wie war ihr Benehmen, Frau Blüthenstern?" forschte ich weiter.

„Benehmen? Sie hat sich gar nicht benommen, Herr

Lehrer. Weder wie sie mir der Herr Rat übergeben und zu ihr gesagt hat: ‚Du kannst jetzt gehen, Franziska!‘ — noch wie ich sie nach Hause gebracht habe. Sie hat noch kein Wort zu mir gesprochen. Heißt das sich benehmen?“

Wir schwiegen dann beide eine geraume Weile, während welcher sie mit gerungenen Händen vor mir saß. Dann begann sie wieder in jenem eigentümlich klagenden Tone, wie ich ihn schon einmal und zwar am Totenbette ihres Kindes gehört hatte.

„Das erste, was ich getan habe, als ich sie nach Hause gebracht hatte, war, daß ich ihr zum Essen etwas vorgesetzt habe. Sie hat aber trotz alles Zuredens keinen Bissen anrühren wollen. Darauf, wie ich gesehen habe, daß alles nichts hilft, habe ich zu ihr gesagt: ‚Weißt du was, mein liebes Kind? Schlafen ist oft besser als Essen! Leg dich nieder, du wirst vielleicht schläfrig sein!‘ Darin hat sie mir wirklich gefolgt. Ich hab' sie auf dem einzigen Kanapee, was ich in meiner Stube stehen habe, zur Ruhe gebettet. Wie ich aber nach einer halben Stunde zu ihr trete, um zu sehen, ob sie schläft, liegt sie da mit offenen Augen, und ich frage sie: ‚Warum schläfst du nicht, mein Kind? Kannst du nicht?‘ Da schüttelt sie den Kopf und blickt auf das Medaillon, das sie noch immer am Halse trägt. Da habe ich etwas in mir gehört . . . Sie dürfen mich aber nicht auslachen, Herr Lehrer . . . Was es aber ist, das weiß ich selber nicht.“

„Reden Sie immerhin, Frau Blüthenstern,“ rief ich.

„Man hat mir einmal erklärt,“ sagte sie, „das Wort bedeutet soviel als ‚Stimme vom Himmel‘. Warum? Das weiß ich nicht. Man meint aber, das, was man zu hören glaubt . . . das kommt wie von Gott selbst.“

„Ich glaube Sie zu verstehen, Frau Blüthenstern.“

„Gut,“ sagte sie, „solch eine Stimme vom Himmel habe ich auch gehört, Herr Lehrer . . . denn mit einem Male — ich weiß noch jetzt nicht, ist mir der Einfall zuerst von

Gott selbst gekommen, oder von wo anders her — ich sag' zu ihr: ‚Franziska, warum ziehst du nicht das Medaillon aus? Es muß dich ja drücken, und darüber kannst du vielleicht nicht schlafen.‘ Und sie — erst sieht sie mich mit ihren großen Augen an, dann zieht sie langsam, ohne ein Wort zu reden, das Medaillon aus und gibt es mir. Wie ich dann abermals nach einer halben Stunde zu ihr nachsehe, liegt sie im tiefsten Schlummer. Und seitdem schläft sie noch immer!“

21. Juli.

„Und seitdem schläft sie noch immer!“

Das Wort will mir nicht aus dem Kopfe! Und dabei frage ich mich stets: Was hast du für das Kind getan, seitdem es ein Zufall in die Kreise deines Daseins geführt, was nicht hundertmal durch das werktätige Eingreifen dieser jüdischen Mutter aufgewogen wurde! Sie nennt das eine „Stimme vom Himmel“. Möglich, daß es solche Stimmen gibt, die unvermittelt, dem menschlichen Gehöre kaum erklärbar, zu Plänen und Entschließungen fortreißen, die sonst niemals gereift, niemals zur Ausführung gelangt wären! Ich aber glaube, das, was sie auf Rechnung einer von „oben“ kommenden „Eingebung“ setzt, war und ist nichts anderes, als was in ihr selbst liegt, seitdem ihr erster Säugling die Augen zu ihr aufschlug!

„Und seitdem schläft sie!“

Ist es nicht, als ob diese Frau an einen Zauber dächte, der in diesem Medaillon eingeschlossen war? . . . Und ich, ich wäre fast versucht, diesem Angriffe auf die Gesetze des gesunden Menschenverstandes blindlings zuzustimmen, weil es mir wohltut, daran zu glauben, daß, wo alles schwieg, alles sich tatenlos zurückzog, die „Stimme vom Himmel“ es war, die das schlummerlose Kind endlich in den Schlaf lullte!

23. Juli.

In den nächsten Wochen soll die Entscheidung darüber getroffen werden, wer unter den einhundertsechsundachtzig provisorischen Raupen als „definitiver“ Schmetterling davonflattern soll, um sich auf irgend einen Lehrstuhl an einer unserer Schulen niederzulassen.

Seit Monaten haben sich Ortsschulrat, Bezirksschulinspektor, Bezirksschulrat, Lehrerbesetzungskommission, Schulsektion und so weiter im Schweiße ihres Angesichtes bemüht, viele Stunden ihres Daseins daran gesetzt, damit das große Werk gelinge. Jetzt ist der Augenblick gekommen. Alles, was sich „provisorische“ Raupe nennt, liegt in mehr oder minder gespannter Erwartung da und sieht den kommenden Dingen entgegen. Hier und da verkriegt sich eine solche Raupe zu den Machthabern des Tages, um ihnen in beweglicher Rede zu beweisen, wie himmelschreiend unrecht man ihr täte, wenn man sie auch diesmal in ihrem provisorischen Zustande beließe, und was sie für einen prächtigen „definitiven“ Schmetterling abgeben werde!

Das mag sehr klug und praktisch sein. Wenigstens behauptet dies mein Kollege Andreas, der es auch so gemacht haben will und mir anrät, ein Gleiches zu tun . . .

„Der Keller ist gut,“ lautet ein kluges Sprichwort unter den Bauern meiner Heimat, „aber der Most ist schlecht.“

Gerade jetzt, unter den Kümmernissen der letzten Zeit, habe ich an mir erfahren, daß mir zum wohlbestallten Schmetterling noch so vieles, vielleicht alles fehlt . . . Noch vor kurzem habe ich mich in dem Traume gewiegt, ich hätte den Stoff in mir und die Begabung, kein unebenbürtiger Schmetterling auf den weiten Auen unseres Volksschulwesens werden zu können.

Heute ist dieser Traum verflogen.

Mag mein Kollege Andreas in selbstzufriedener Behaglichkeit sich rühmen, daß er früher als andere seinen

Raupenzustand beendigt — ich trage heute fast kein Verlangen danach!

Ich fürchte, mein Mütterchen im Mühlviertel, dein Traum vom „definitiven Schmetterlinge“ wird sich noch lange nicht erfüllen! Du mußt dich eben in Geduld fassen. Manchmal kommt es mir vor, als wäre ich wieder in den Winterschlaf zurückversetzt worden. Da liegt man irgendwo in dem Astloch eines Baumes als eingesponnene Larve mit andern Larven zusammen, und Wind und Schnee, die um das Astloch pfeifen und wirbeln, haben gut zu sagen: Warte! ...

25. Juli.

Die Zeitungen bringen heute das Wochenrepertoire der Schwurgerichtsverhandlungen, die im Laufe des nächsten Monates stattfinden werden.

Sonst schenkte ich dieser Rubrik keine Beachtung, heute ward ich gewaltsam dazu gedrängt. Als ich nämlich heute morgen in meine Klasse trat, ging ein Gewispel und Gezische durch dieselbe, das zu auffallend war, um überhört zu werden. In der Nähe der großen Tafel stand eine Gruppe von vier oder fünf Mädchen; eines davon hielt ein Zeitungsblatt und schien soeben den anderen daraus vorgelesen zu haben. Bei meinem Eintritte wollte sie es rasch verbergen; aber auf meine Aufforderung händigte sie es, mehr neugierig, was ich dazu sagen würde, als ängstlich über einen etwa zu gewärtigenden Verweis, mir ein.

„Es steht etwas von der Franziska darin,“ sagte das Mädchen.

„Woher hast du das Blatt?“ fragte ich.

„Mein Vater, der Hausmeister im Hühnerhof-Durchhause, hat es sich gekauft.“

Ich las:

„Donnerstag, den 28. Juli: Verhandlung gegen Katharina Mangold, led. Magd aus Siebenbürgen, wegen Kindesweglegung.

Freitag und Samstag, den 29. und 30. Juli: gegen Thadäus Piringer, Grundbesitzer aus Jahrenfeld in Niederösterreich, wegen Meineid.

Montag, den 1. August: gegen Heinrich Wegener und Franziska von Feldheim, gebürtig von hier, Volksschüler, sowie gegen Eleonora von Feldheim, Büglerin, wegen Diebstahl, beziehungsweise Diebstahlsteilnahme.

26. Juli.

Heute erhielt ich die „Vorladung", wonach ich auf Grund des § *** des a. St. G. zur Schwurgerichtsverhandlung am 1. August, um Zeugenschaft abzulegen, berufen bin, widrigenfalls und so weiter und so weiter.

30. Juli.

Von Franziska erfahre ich kein Sterbenswörtchen. Es ist, als ob das Hühnerhof-Durchhaus durch Ozeane von mir getrennt wäre. Frau Blüthenstern ist unsichtbar geworden.

Würde sie auch heute noch wiederholen, was sie neulich so siegesgewiß, so strahlend von der Eingebung jener „Stimme des Himmels" erzählt hat?

„Und seitdem schläft sie noch immer?"

7. Vor den Richtern seiner Stadt.

Zwei Kinder vor Gericht!

Die Frucht, die ihr gestern noch lebenstrotzend und tauduftig am Baume hängen sahet, heute schon als wurmstichig erkannt!

Kluge und auch gelehrte Leute haben dir aber schon seit langem bewiesen, daß dein schmerzlicher Ausruf nicht die geringste Berechtigung hat. Sie haben aus aller Herren Ländern der Erde mühsam und emsig gewisse Ziffern zusammengetragen, diese Ziffern addiert und dividiert, und nun steht es leserlich und aller Welt zugänglich da;

„In diesen Ziffern ruht ein Gesetz."

Das Gesetz ist aber unwandelbar wie der Tod, unwandelbar wie das Leben! Was willst du dagegen anführen, wenn sie dir „an der Hand" ihrer Tabellen und Rubriken beweisen: Soundsoviel vom Hundert deiner Knaben und Mädchen erreichen das Ziel, das heißt, sie bleiben übrig, damit die Menschheit an ihrem Fortbestande nicht irre werde; aber soundsoviele vom Hundert sterben — oder verderben!

Gehören die zwei Kinder, die noch heute vor den Richtern ihrer Stadt stehen werden, zu den letzteren? Sind sie bereits gezeichnet, wie die Bäume gezeichnet werden, die die Axt des Forstmannes zum Fällen bestimmt hat?

Du kannst, du willst das nicht glauben! Sollten die frommen Sprüche, die aus fernen, frommen Tagen dich umklingen, trügen und täuschen? Haben sie dich nicht gelehrt, daß der Bestand der Welt „an den Lippen eines Kindes hängt"?

Es soll also von stummen, ehernen Gesetzen abhängen, ob und wie viele vorzeitig ausgeschlossen bleiben von diesem ewigen, sich stets erneuernden Reigen der Menschheit? ob und wie viele sich *eigenmächtig* selbst von ihm ausschließen?

Denn in dieser Eigenmächtigkeit, meinst du, liegt ja eben dasjenige, das mich so erschreckt. Einerseits beweist ihr, diese vom Baume der Menschheit gefallene Frucht wäre freiwillig ihrem Verderben anheimgefallen; andererseits lasset ihr lange Zifferreihen dafür sprechen: dieses Verderben, dieser Wurm in ihrem Innern sei gesetzlich vorausbestimmt und habe nach sicheren Regeln und Bahnen sein Zerstörungswerk geübt.

Seid ihr auch unfehlbar, ihr klugen und gelehrten Leute? . . .

Gestern war es die ledige Magd aus Böhmen, der sie „wegen Kindesweglegung" zwei Jahre und sechs Monate zuerkannt haben; heute sind es die zwei Kinder!

Trotzdem sind die Bänke des großen Zuhörerraumes nur mäßig gefüllt.

Erwartet man „sich“ so wenig? Gestern bei der „Kindesweglegerin“ standen sie in dichten Haufen gedrängt; es herrschte, während draußen die Julisonne brannte, in dem Saale eine Temperatur, daß auf manchen Lippen der Ruf zu schweben schien: „Nachbarin, Euer Fläschchen!“

Das Publikum besteht übrigens zum großen Teile aus Physiognomien von einerlei Schlage. Wenn wir es nicht bereits wüßten, ihr ganzes Gehaben würde es uns sagen: Das sind Leute, weit aus der Vorstadt her, da wo die Jute-spinner und die Eisendreher, die Weber und die Transport-knechte, die Wäscherinnen und die Kondukteursgattinnen zu Hause sind. Fast hat es den Anschein, als habe das ganze Hühnerhof-Durchhaus mit seinen Insassen auf den vorderen Bänken sich einheimisch gemacht, denn wir erkennen mehrere, mit denen der Verlauf dieser Geschichte uns näher bekannt gemacht hat. Sie scheinen sich wirklich nicht fremd zu sein; der Hühnerhof ist in der Tat ihre Heimat!

Da sitzt ganz vorne in der ersten Bank unsere gute Freundin, Frau Blüthenstern. Sie hat ihren alten Begleiter, den schweren Pack neben sich, so daß der Hausmeister aus dem Hühnerhofe sich etwas beengt fühlt. Über diesen Pack hinweg tauschen sie Rede und Gegenrede miteinander, nur daß Frau Blüthenstern zuweilen den Finger an den Mund zu legen hat, damit ihr Nachbar seine Stimme etwas dämpfe. Denn für sie hat dieser Ort, wo sie sich befindet, etwas Schrecklich-Erhabenes! Ein Gefühl, dem ihr biblischer Ältervater einst einen beredten Ausdruck gab, indem er aus-rief: „Wie furchtbar ist dieser Ort!“ Warum sie sich auch hierher von ihrem Packe begleiten ließ, wohin er so wenig paßt? Das ist wahrscheinlich eine Angelegenheit, die uns so wenig angeht als jeden anderen. Wir glauben aber nicht fehl zu gehen, wenn wir annehmen, daß die Hausiererin zu sich selbst gesagt haben wird: So ein Tag ist lang! Und selbst wenn ich erst gegen Abend herauskomme, kann ich noch

zwei Paar Hosenträger und fünf Halsbinden „anbringen“, und das ist für meine Kinder gut!

Auch der „provisorische“ Klassenlehrer vom zehnten Bezirk ist da . . .

Hart vor dem Beginn der Verhandlung — die Zeiger auf der im Saale befindlichen Uhr weisen auf zehn Minuten vor Neun hin — kommt einiges Leben in die harrende Versammlung. Es kommen noch einige Zuhörer an, meistens Frauen, den „besseren“ Ständen angehörig, was man schon aus den dichten Schleiern erkennt, in die sie ihre Antlitze hüllen, als wollten sie den anderen sagen: Wir sind inkognito hier. Trotzdem geht durch die ersten Bänke, da, wo der Hühnerhof seine vorzüglichsten Vertreter sitzen hat, bei ihrem Eintritt ein leises Geflüster.

„Es sind die Neubauer,“ lautet es. „Die Neubauer Verwandtschaft des angeklagten Knaben!“

Die „Neubauer“ scheinen auch in der Tat mit dem „Hühnerhof“ nicht in Berührung kommen zu wollen, sie nehmen die hintersten Bänke für sich in Besitz, so daß zwischen ihnen und den Bewohnern des Durchhauses ein Zwischenraum entsteht, der in Anbetracht des Umstandes, daß die Zuhörermenge nur mäßig genannt werden kann, auffallend genug ist.

Auf diese Art bilden sich im Saale, wahrscheinlich unabsichtlich, zwei Parteien, die strenge voneinander geschieden sind. Nur das eine wollen wir noch bemerken: die Sonne, die breit und ungedämpft durch die fünf Fenster des Saales hereinbricht, meint es gleich gut mit beiden Parteien; weder die „Neubauer“ noch der „Hühnerhof“ können sich über Vernachlässigung von ihrer Seite her beklagen.

Es schlägt neun Uhr. Die Kinder können kommen . . .

Im übrigen derselbe landläufige Apparat, den ihr ja alle aus Büchern und Zeitungsberichten kennt, als hättet ihr ihn auswendig gelernt. Präsident und Votanten in zuge-

knöpfter Uniform, Staatsanwalt und Verteidiger, Schriftführer und Geschworene; eine Masse halbbrüchiger Akten auf dem mit grünem Tuche bedeckten Tische, worauf das Kruzifix, das bereits so vielen Eiden sein Ohr geliehen; große, blankgeputzte Tintenfässer aus Messing (was könnten sie sich erzählen, wenn sie nur wollten!); Auslosung und hierauf Angelobung der Geschworenen; Räuspern und Schieben auf den mit grünem Leder ausgepolsterten Bänken derselben; eine Tabaksdose, die unmittelbar darauf aus einer Hand in die andere übergeht; geheimnisvolles Knittern in dem Konvolute von Akten, die der Staatsanwalt schon jetzt vor sich ausbreitet ... ist es euch nicht, als wollte euch jemand eure Schlafstube beschreiben?

Eine Flügeltür geht auf; herein treten zwei Personen, ein Knabe und eine Frau, hinter ihnen zwei Männer von der Justizwache; dieselbe Flügeltür öffnet sich noch einmal, um einem Mädchen im blaugewürfelten Kleide Einlaß zu gewähren ... Fränzchen!

Auf einen Wink des Präsidenten nehmen die drei Personen ihren Platz auf der Anklagebank ein, die sich gerade gegenüber der Geschworenenbank befindet.

Man hört im Zuhörerraum einen unterdrückten Schrei, man weiß aber nicht, kommt er von Seite der „Neubauer“ her, oder ist er unter den Anhängern des Hühnerhofes entstanden. Dann wird es wieder still, so still, daß man nur das scharfe Kritzeln der Stahlfeder zu vernehmen meint, womit einer der Herren auf der Bank der „Berichterstatter“ seine „Notizen“ dem vor ihm liegenden Papiere anvertraut.

„Der Herr Staatsanwalt hat das Wort zur Begründung seiner Anklage.“

Wir kennen ihn bereits.

Es ist noch nicht lange her! Eine Mutter hat an einem Frühlingstage die Stufen, die zu seiner Amtsstube führen,

erklommen, um Zeugnis abzulegen bei ihm gegen ihr ungeratenes Kind, und er, er hatte sie erhört!

Folgendes entnehmen wir der Anklageschrift:

Euphemia Wegener, Fabrikantenwitwe und Hausbesitzerin am „Neubau" ist Mutter eines einzigen Sohnes, namens Heini, recte Heinrich, der die achte Bürgerschulklasse in diesem Bezirke besucht. Heinrich Wegener, der das vierzehnte Lebensjahr überschritten hat, soll nach dem übereinstimmenden Urteile seiner Lehrer während seiner ganzen Schulzeit zu den begabtesten und fleißigsten Schülern seiner Klasse gehört haben; auch sein sittliches Betragen, soweit es sich in der Schule überschauen ließ, hat niemals irgendwelchen Grund zu ernstlichen Ausstellungen und Rügen gegeben. Erst in den letzten zwei Jahren will man eine Wandlung in seinem Fleiße, sowie in seinem sonstigen Benehmen gegen die Lehrer, also eine Wandlung zum Schlechteren an ihm bemerkt haben. Vernachlässigung seiner Schulpflichten, hier und da offen hervortretende Fälle von Renitenz und ein verstörtes, stöckisches Wesen wurden häufig beobachtet, ohne jedoch im großen und ganzen Anlaß zu geben, ihm den bis dahin mit vollem Rechte gebührenden Rang unter seinen Mitschülern zu entziehen. Immerhin bleibe es aber auffällig, daß sich keiner von ihnen der besonderen Kameradschaft des Knaben zu erfreuen hatte. Er ging unter ihnen wie ein Fremder umher, und die Schule kann sich nicht erinnern, ihn jemals im Bunde mit anderen auf einem Vergehen gegen die Disziplin betroffen zu haben, wie es diesem Alter gewöhnlich eigen ist.

Der Zeitpunkt dieser Wandlung trifft genau mit einem Ereignisse im Hause seiner Mutter zusammen, und diese selbst ist es, die es als solches bezeichnet.

Frau Euphemia Wegener beherbergte nämlich seit vielen Jahren in ihrem Hause eine Jugendgenossin, die gegenwärtige Büglerin Veronika von Feldheim nebst deren Kinde, eine Frau, die einst bessere Tage gesehen, nun aber durch die

Mildtätigkeit ihrer Freundin insoweit vor allen Bedrängnissen bewahrt war, daß diese ihr aus freien Stücken eine Wohnung im eigenen Hause einräumte, und sie auch sonst mit Unterstützungen aller Art bedacht haben will. Die Kinder der beiden Frauen schlossen bald die innigste Freundschaft, die so weit ging, daß sie, wie man zu sagen pflegt, ohne einander zu leben nicht vermochten. Frau Euphemia Wegener bemerkt hierzu, daß ihr dieses Zusammenleben der Kinder immer als etwas „Übertriebenes“ erschienen sei, nicht so sehr von seiten des Mädchens, als von der ihres Sohnes; aber trotz dieses Einsehens habe sie nie den Mut besessen, dieses kindische Verhältnis zu trennen, da es ihr gleichzeitig den Verlust einer Freundin bedeutete, an der sie, wie sie gesteht, mit Leib und Seele hing.

Auch will sie dieser Freundin niemals auch nur mit einem Sterbenswörtchen das Abhängige ihrer Lage vorgeworfen, niemals ihr auch nur angedeutet haben, daß zwischen ihrer Stellung und der gegenwärtigen „Büglerin“ denn doch ein Unterschied bestehe. Nach der Versicherung der Frau Euphemia Wegener soll auch hierzu niemals ein Grund bestanden haben; nur das eine will sie betont wissen, daß sie ihrem Sohne, um ihn frühzeitig an die Vorzüge seines ererbten Besitzes zu gewöhnen, zuweilen in Gegenwart ihrer Hausgenossin und des Mädchens, ohne dabei an etwas Arges zu denken, diese häufiger, als sie wohl sollte, zu Gemüte geführt habe.

Denn sie hätte frühzeitig an ihrem Knaben eine Eigenschaft entdeckt, die ihr, der Mutter, für dessen Zukunft gefahrdrohend erschienen wäre, nämlich die leichte Art und Weise, wie er sich seiner „Sachen“ entäußern konnte, um sie anderen zu schenken, und dieses gedankenlose Treiben habe sie ihm wehren wollen, damit er nicht werde wie sein Vater!

Nicht so Veronika Feldheim, ihre Haus- und Jugendgefährtin! Schon als sie noch mit ihrem Töchterchen, namens

Franziska, in dem Hause ihrer Freundin weilte und nichts auf einen allfallsigen Bruch hindeutete, soll sie es gewesen sein, die nach Behauptung der Frau Euphemia Wegener durch allerlei Reden, Schmeicheleien und Beschönigungen diese ihrem Sohne beigebrachten Grundsätze zu erschüttern, ja zu untergraben gesucht habe, indem sie ihm bald offen schmeichelnd, bald versteckt beigebracht habe, die Sache reicher Hausherrnsöhne sei es, nicht knickerisch mit den ihnen mehr vom Zufall als nach Verdienst zugefallenen Besitztümern umzugehen! So soll Veronika Feldheim öfters die Äußerung getan haben, wie schön ihr selbst dies oder jenes Geschmeide seiner Mutter stehen würde, namentlich aber ihrem Töchterchen, das auf der Welt dastehe wie eine arme Kirchenmaus!

Es bleibt dahingestellt, ob Euphemia Wegener in diesen Vermutungen, die allmählich in ihrem Gemüte eine bestimmte Form annahmen, nicht zu weit ging; Tatsache jedoch ist es, selbst nach der Aussage der Inkulpatin, daß der in Frau Euphemia Wegener schon lange lohende Brand gewissermaßen erst bei einer bestimmten Gelegenheit in helle Flammen ausgebrochen sein soll.

Franziska Feldheim, die Gespielin des Knaben, sollte den Fronleichnamsumzug mitmachen; sie besaß alles dazu, bis auf ein goldenes Kreuzchen, am Halse zu tragen, wie es sämtliche Gespielinnen an diesem Tage und bei dieser Gelegenheit unter sich verabredet hatten. Da begehrte der Knabe, seine Mutter solle aus dem reichen Vorrat an Geschmeiden, die sie seit dem Tode ihres Gatten in der eisernen Kasse aufbewahrt hatte, etwas hervorholen, damit sich die Franziska damit schmücke und den anderen nicht nachzustehen brauche.

Hierin will Frau Euphemia Wegener die ersten Spuren der „Verführung“ erblicken, der ihr Sohn später erlag. Denn auf ihre Weigerung, seinen Wunsch zu erfüllen, sei doch schließlich alles zurückzuführen, was sich später ereignete!

Es erfolgte dann zwischen ihr und ihrer Hausgenossin eine jener harten Szenen, die, wo einmal der Argwohn erwacht ist, den Bruch selbst alter Verhältnisse mit einem Male veranlassen. Infolge dieser Unterredung faßte Frau Euphemia Wegener nun auch, weil sie sich überzeugt hatte, daß ein längeres Zusammenleben mit ihrer Hausgenossin nur von den traurigsten Folgen für die Charakterentwickelung ihres Sohnes sein müsse, den plötzlichen Entschluß, dieser die bisherige Wohnung zu kündigen, und zwar führte sie diesen Entschluß unmittelbar und sogleich aus.

Schon an demselben Tage verließ Veronika Feldheim samt ihrem Kinde die bisher innegehabte Wohnung am Neubau, um nach dem „Hühnerhof-Durchhause“ im zehnten Bezirke zu übersiedeln.

Nun trat, allerdings allmählich und doch für jede Mutter, die sich in einer ähnlichen Lage befindet, scharf erkennbar, jene Wandlung an ihrem Sohne, sowohl im Hause als in der Schule hervor, die wir bereits oben gekennzeichnet haben. Anfangs wollte Frau Euphemia Wegener den Erscheinungen, wie sie sich ihrer Beobachtungsgabe aufdrängten, keine weitere Bedeutung beimessen, als da waren: sein verschlossenes Wesen, häufiges Ausbleiben aus dem mütterlichen Hause, was er nur unzureichend und mit nichtigen Gründen entschuldigte, endlich aber eine gewisse Widerspenstigkeit, die ihm bis dahin fremd gewesen.

In allen diesen Erscheinungen will Frau Euphemia Wegener nichts anderes erblickt haben, als die leicht begreifliche Sehnsucht ihres Knaben nach der verbannten Gespielin; da sie ihm überall fehlte, wo er sie bisher seit den frühesten Tagen seiner Kindheit zu finden gewohnt war, mußte da nicht — und zwar folgen wir hier ganz der Auffassung der Frau Euphemia Wegener — in der Sinnesart des Knaben eine gewisse Erschütterung eintreten? Sie tröstete sich jedoch mit der Hoffnung, dieser Zustand des Knaben müsse nicht

nur ihrem mütterlichen Zureden, mehr noch dem natürlichen Verlaufe aller derartigen Dinge von selbst weichen.

Sie hatte sich getäuscht.

In einer Nacht des heurigen Frühjahres will Frau Euphemia Wegener zufällig eine Revision der in der Schlafstube ihres Knaben befindlichen eisernen Kasse, was sie seit längerer Zeit nicht getan, vorgenommen haben. Die Entdeckung, die ihrer dabei wartete, erfüllte sie mit Schreck und Grauen. Nicht nur, daß von den daselbst aufbewahrten größeren Geldbeträgen eine erkleckliche Summe fehlte (sie beziffert dieselbe auf mehrere hundert Gulden) — sie merkte gleichzeitig den Abgang mehrerer Kleinodien, von denen sie mit Bestimmtheit ein goldenes Kreuz, das sie einst von einer Verwandten als Patengeschenk erhalten, ein mit blauen Türkisen besetztes Medaillon an einem schwarzen Schnürchen, von ihrem Manne herrührend, als der Knabe zur Welt kam, und endlich ein goldenes, aus Gliederketten zusammengesetztes Armband von sogenannter venezianischer Arbeit, als ihr gehörig und abhanden gekommen bezeichnet.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Verdacht der Frau Euphemia Wegener, wer diesen Eingriff in das von ihr wohl behütete Eigentum ihrer Kasse verübt habe, sich sogleich und gleichsam unvermittelt auf ihren Sohn richtete, da ihm, der neben ihr in dem angrenzenden Zimmer schlief, allein bekannt sein konnte, daß sie nachtsüber die Schlüssel zu dem eisernen Schranke stets in dem neben ihrem Bette befindlichen Nachtkästchen liegen hatte. Keinen Augenblick schwankte sie, obwohl es ihr nahe lag, eine alte Stubenmagd, die sie gewissermaßen als ein Erbstück ihrer eigenen Eltern in ihre Ehe mit hinübergenommen hatte, in den Kreis ihres Verdachtes zu ziehen. Er, der Knabe mußte es sein!

In dieser Annahme täuschte sie sich auch nicht.

Am anderen Morgen von ihr zur Rede gestellt, legte

der Knabe das offene Bekenntnis vor ihr ab: er sei es gewesen, der in wiederholten Angriffen den eisernen Schrank heimgesucht habe, die um so leichter ins Werk gesetzt werden konnten, da er, den Umstand wohl kennend, daß sie zu gewissen Nachtstunden in tiefem, fast nicht zu bändigendem Schlafe lag, denselben zur Ausführung seiner verbrecherischen Pläne benützte.

Über die Verwendung der auf diese Weise in seinen Besitz gelangten Schmuckgegenstände sowie der Geldbeträge bewahrte der Knabe längere Zeit hindurch ein verstocktes Stillschweigen, bis er, gedrängt durch die bald flehenden, bald drohenden Worte der Mutter, vielleicht auch erschreckt durch die bevorstehende Ahndung des Begangenen zu dem Geständnisse schritt, er habe sich das alles „genommen", um eine alte Schuld seiner Mutter an arme Verunglückte abzutragen. Auf ihr eifriges Betreiben, wer diese Verunglückten seien, — sie sei sich keiner Schuld bewußt, und wenn eine solche sie wirklich treffe, so könne ihr, Euphemia Wegener, höchstens der Vorwurf gemacht werden, sie aus Vergeßlichkeit, keineswegs aus bösem Willen auf sich geladen zu haben — blieb der Knabe bei seinem einmal vorgeschützten Vorwande, es existiere eine „Schuld" seiner Mutter, und sie solle sich nur an ein gewisses „Gnadenbrot" erinnern, das sie zwei Personen ihrer Bekanntschaft unbarmherzig verweigere!

Namen zu nennen wehrte der Knabe entschieden, ja mit einer Art verbissenen Widerstandes ab, wiewohl die Spuren, die er ja selbst angegeben hatte, leicht und ohne große Schwierigkeit zu verfolgen waren. Sie konnten nur auf Veronika Feldheim und deren Tochter zurückführen, was sich denn auch in der Tat bestätigte.

Vorgerufen, um Rechenschaft über ihre Beziehungen zu der Tat des Knaben abzulegen, lauteten die Aussagen beider so widersprechender Natur, daß sich unschwer erkennen ließ, sie handelten beide, Mutter sowohl als Tochter, nach einem

vorbedachten Plane, der dahin ging, der ganzen Sache einen womöglich harmlosen Anstrich zu geben. Während nämlich Frau Veronika Feldheim bei der Behauptung beharrt, die Geldbeträge, deren Übernahme sie nicht zu leugnen unternimmt, seien ihr, die mit Not und Drangsal von dem mühseligen Erwerbe, den das Bügeln für fremde Leute abwerfe, lebe, von dem Knaben im „ausdrücklichen Auftrage" seiner Mutter übergeben worden, die „es nicht ansehen könne", daß ihre ehemalige Jugendfreundin und Hausgenossin dem Elende preisgegeben sei, — will die vierzehnjährige Franziska die obbezeichneten Schmuckgegenstände zu keinem andern Zwecke, als damit sie sich mit ihnen, „weil er es so wünschte, schmücke", von ihrem ehemaligen Genossen empfangen haben.

Wie unglaubwürdig jedoch diese Ausrede des Mädchens ist, geht schon aus dem Umstande hervor, daß der Knabe zur Beschönigung seiner Tat das wiedererwachte Mitleid seiner Mutter, die selbstverständlich dies alles in Abrede stellt, zum Vorwand nimmt. Auf der andern Seite scheut sich seine Kameradin nicht, ihre Habsucht als etwas hinzustellen, was gewissermaßen nur der Initiative ihres Gespielen entsprang. Vielmehr erscheint es nach den widersprechenden Aussagen als wenig zweifelhaft, daß beide, die Mutter mehr, die Tochter vielleicht minder, um das Gebaren des Knaben volle Wissenschaft gehabt, ja daß der Anstoß zu dem von ihm ausgeführten Unternehmen von Mutter und Tochter ausgegangen ist.

Nach Verlesung der Anklageschrift, die von dem Schriftführer des Gerichtes in jenem tonlosen, geschäftsmäßigen Stile zum Anhören kam, der zu den geschichtlichen Überlieferungen hier, wie in jedem ähnlichen Hause gehört, in welchem gerichtet und geurteilt wird, entstand eine Stillstandspause, die Frau Blüthenstern in der ersten Bank des Auditoriums dazu benützte, um sich eines tiefen Seufzers zu

entledigen. Über ihrem Pack hinüber flüsterte sie dem Hausmeister des Hühnerhofes zu:

„Lebendiger Gott! ich werd' ihr doch nicht geschadet haben!"

8. Aus Heinis Verhör.

Ein Knabe, von jenem Alter, das den kommenden Jünglingsschritt in sich fühlt, erhebt sich von der Bank der Angeklagten. Eines jener Bürgerkinder aus den sogenannten „besseren" Klassen, wie man ihnen so häufig zu gewissen Tagesstunden in den Straßen der Stadt begegnet. Wenn man nicht soeben gehört hätte, wessen ihn der Richter beschuldigt, man könnte auf die Vermutung kommen, er sei unmittelbar zuvor einer glorreichen „Schulschlacht" entkommen. Alles lächelt an ihm so siegesgewiß ... Nur die Augen blicken ernst. Es sind treuherzige, etwas verschleierte Augen. Sollte man ihnen nicht trauen dürfen? ...

„Wie heißen Sie?"

„Heinrich Wegener, Bürgerschüler."

„Wie alt?"

„Zu Ostern werde ich fünfzehn Jahre alt."

„Haben Sie noch Eltern?"

„Ich habe den Vater nicht gekannt; er ist gestorben."

„Sie haben die Anklage gehört und wohl auch verstanden, die gegen Sie erhoben wird?"

Heini lächelte wieder.

„Warum lachen Sie?"

„Weil ich das so vor allen Leuten sagen soll."

Der Vorsitzende meinte aber ernst zürnend:

„Sie haben es ja schon vor dem Untersuchungsrichter gesagt. Warum wollen Sie es vor uns allen nicht wiederholen? Fällt es Ihnen so schwer, das große Unrecht, das Sie an Gott und Ihrer Mutter verübt haben, einzugestehen?

Ich kann mir nichts anderes denken, als daß Sie Ihre Schuld drückt; da gibt es kein anderes Mittel dagegen, als reumütig auszusprechen: ‚Ich habe gefehlt, ich habe gesündigt.‘“

Wieder irrte jenes Lächeln auf den Lippen des Knaben, während seine Augen tiefernst blickten.

„Ich kann es nicht sagen,“ brachte er endlich mit einiger Anstrengung hervor.

„Warum nicht?“

„Es sitzt hier jemand, vor dem ich es nicht sagen kann.“

Eine unwillkürliche Bewegung seines Kopfes zeigte dem verständnisinnigen Richter den Weg an, den er einzuschlagen hatte.

„Ist es Ihre Gespielin, vor der Sie sich scheuen?“

Eine jähe Flamme, die über das Gesicht des Knaben hinfuhr, ... dann lächelte er wieder.

„Ich werde das Mädchen vorläufig entfernen lassen,“ sagte der Richter. Ein paar Worte, und Franziska wurde von dem Wachmann zu einer Seitentüre hinausgeführt.

„Werden Sie jetzt reden?“

Jedem im Saale war die Veränderung, die von diesem Augenblicke an mit Heini vorgegangen war, aufgefallen. An die Stelle jenes irren Lächelns, das die Richter aufs peinlichste berührt hatte, war ein so furchtbarer Ernst getreten, als hätte dieser Knabenmund niemals zu lächeln vermocht. Gleichzeitig regte sich eine gewisse Entschiedenheit in seinem ganzen Wesen. Er war einige Schritte näher zum Präsidententische getreten.

„Fühlen Sie sich jetzt erleichtert?“

„Ja!“

„So reden Sie! Zuvor aber beantworten Sie mir eine Frage: Sie waren einer der besten Schüler Ihrer Schule, namentlich im Zeichnen; wenigstens beweisen dies die Zeugnisse Ihrer Lehrer. Auch im Katechismus sind Sie unterrichtet worden. Wie lautete da das ... Gebot?“

Ohne Zögern ergänzte der Knabe:

„Du sollst nicht stehlen!“

„Haben Sie das göttliche Gebot beobachtet?“

„Man hat mir immer gesagt, was den Eltern gehört, gehört auch den Kindern,“ entgegnete Heini mit gerunzelter Stirn.

„Wer hat das gesagt?“

„Meine Mutter.“

„Und danach haben Sie gehandelt?“

„Ja!“

Flüstern auf der Geschworenenbank! Hier und da auch im Zuhörerraum jenes unbestimmbare Räuspern und Bewegen, welches eintritt, wenn eine Versammlung von einer ungewöhnlichen Aufregung ergriffen wird.

„So erzählen Sie uns,“ sagte der vorsitzende Richter nicht ohne einen gewissen Hohn, „wie Sie es angefangen haben, um ... das Eigentum Ihrer Mutter sich zuzueignen.“

Heini trat wieder unwillkürlich zurück. Seine rechte Hand griff nach rückwärts, als suche er etwas, das er nicht erreichen konnte. Und dann begann er:

„Franzi wäre die Schönste beim Fronleichnamsumzug gewesen, sie hätte alle beschämt und verdunkelt ... Aber meine Mutter wollte nicht, daß Franzi die Schönste sei ... und es gebührte ihr doch! Wie schön hätte sie ausgesehen, wenn sie mit ihren langen, wallenden Haaren auf der Gasse erschienen wäre, sie hätten überall gerufen: Das ist ja das leibhaftige Aschenbrödel, wie sie der Prinz zu seiner Königin erhebt ... Aber die Mutter gab das nicht zu ... Da, da —“

„Sie wollen damit sagen, Heinrich Wegener,“ unterbrach der Richter den Knaben, „wieso Ihnen der erste Gedanke zu Ihrer Tat gekommen ... Ist es nicht so? — Erzählen Sie jetzt weiter. Bis jetzt haben wir nur erfahren, daß Ihre Mutter im vollen Rechte war, wenn sie Ihre arme Gespielin nicht mit ihrem Schmucke zieren wollte.“

Heini warf nach dem Richter, der so sprach, einen geradezu verwunderten Blick hin.

„Franzi ist nicht arm," sagte er in steigender Erregtheit, „Franziska ist schön!"

Ungeduldig unterbrach ihn aufs neue der Richter.

„Wozu soll das alles?" rief er, „wie ist das geschehen, wessen Sie beschuldigt sind?"

Wer deutlich nach dem Knaben hinsah, konnte einen Zug von Verschüchterung, um seine Mundwinkel liegend, gewahren. Er begriff offenbar nicht, warum ihm der Richter wie mit einem scharfen Messer das Lob Franziskas abschnitt.

„In einer Nacht," begann er wieder mit leiser Stimme, die sich erst allmählich hob und stärkte, „ich weiß nur nicht, wann . . . Ich schlief in dem Zimmer neben meiner Mutter; unweit von mir steht der eiserne Riese mit seinen drei feurigen Augen, und die funkelten im Mondenscheine gar so gewaltig . . ."

„Wer ist das?" fuhr der Richter auf.

Aber der Knabe fuhr, ohne diesem Ausrufe irgendwelche Beachtung zu schenken, fort:

„In dieser Nacht mußte ich denken: Warum läßt meine Mutter Franziska so schmucklos einhergehen? Sie könnte ja funkeln und glänzen wie lauter Licht, und in der nächsten Gasse schon müßte man das sehen. Wenn nur der Riese wollte! denn er hat das alles aufbewahrt, und wenn ich nur will, gehört es mir, und dann ist Franziska die Schönste von allen, und keine kann es ihr gleichtun! Warum will ich nicht? frage ich mich selbst; und ich weiß doch, daß in dem Nachtkästchen neben dem Bette der Mutter ein kleiner Schlüsselbund liegt, der öffnet den Riesen . . . nur muß man sich vor seinen funkelnden drei Augen nicht fürchten! . . . Ich habe mich auch nicht gefürchtet! . . . Ich bin aufgestanden, der Mond hat geleuchtet . . . gerade über dem Bett der Mutter . . ."

„Jetzt verstehe ich Sie schon besser, Heinrich Wegener," rief der Richter dazwischen. „Wenn ich Ihre Erzählung der fabelhaften Umhüllung entkleide, so heißt das nicht anders als: Ich habe die eiserne Kasse meiner Frau Mutter eröffnet."

Durch den Saal, über die Richtersitze, wie über die Geschwornenbank huschten in diesem Augenblicke die leichten Geister des Spottes; einer sagte es dem anderen, und mit einem Male stand es in allen fest: Dieser Knabe treibt ein freches Spiel mit uns. — Der aber blieb tiefernst; er mochte von den gegen ihn sich auflehnenden Geistern fast keinen gewahrt haben.

„Es ist so, Herr Präsident!" sagte er mit merklich erhöhter Stimme. „Ich habe die Schlüssel ergriffen . . . die drei Augen des Riesen funkelten stärker . . . Aber ich habe ihn bezwungen. Der goldene Schatz war mein!"

„Und Ihre schlafende Mutter, Heinrich Wegener? Bedachten Sie gar nicht in diesem Augenblicke, daß sie schlief?"

„Franzi brauchte den Schmuck!" entgegnete der Knabe mit gerunzelter Stirne, „und die Mutter schlief weiter."

„Ja, sie schlief," rief der vorsitzende Richter in gerechter Zornesaufwallung, „während der Sohn hinging und sich nicht scheute . . ."

„Fragen Sie nur Franzi!" unterbrach ihn der verbrecherische Knabe, „ob es nicht so ist!"

„Das mit dem Riesen?"

„Ja!"

„Franziska kommt später daran. Und, was Sie damals mit Ihrem Riesen zu tun hatten, geschah das nur in jener Nacht, von der Sie sprechen, nur einmal?"

„So oft Franzi einen Schmuck brauchte."

„Also erst das Kreuz, dann das Armband und endlich das goldene Medaillon?"

Heini nickte zur Bestätigung bloß mit dem Kopfe.

„Und das Geld?"

„Das gab ich Franzis Mutter."

„Auch, um sich damit zu schmücken?"

„Weil sie das Gnadenbrot nicht mehr hatte."

„Also nicht im Auftrage Ihrer Mutter?"

„Ich schenkte es ihr."

„Mit Hilfe des wohltätigen Herrn Riesen!" bemerkte der vorsitzende Richter.

Darauf verordnete er, daß ihm Franzi vorgeführt werde.

Die Kinder standen sich nun so gegenüber, das eine neben der Angeklagtenbank, das andere in der Nähe des Richtertisches, daß sie sich gegenseitig in das Weiße ihrer Augen blicken konnten.

„Nun, Kind!" sagte der Richter, zu dem Mädchen gewandt, in einer Anwandlung seiner fortwirkend guten Laune, „du hast ja auch mit dem Riesen deines Spielgenossen zu tun gehabt. Wie sah er denn aus?"

Das Mädchen, als müsse sie sich besinnen, legte den Finger ihrer linken Hand an die Stirne, dann aber sagte sie rasch, aber wenig hörbar:

„Ja, ja! er war von Eisen und hatte drei große, funkelnde Augen!"

„Sprich lauter, Kind," mahnte der Richter, „dein Genosse darf ja kein einziges deiner Worte verlieren. Also auch dir hat der Riese zugefunkelt? Schau, schau, der muß ja ein gewaltiger Herr in euren Augen gewesen sein! Und beide saht ihr den Riesen funkeln?"

„Ja!" flüsterte das Mädchen und starrte den Fragenden lange mit ihren großen Augen an. War es das Entsetzen darüber, daß er gerade diesen Punkt berührte, oder weil ihre Blicke in entfernte Gegenden und Zeiten schauten? Wußte sie, was sie sprach?

Sie wußte es wohl. Plötzlich ging jenes krampfhafte Zucken, dem sie schon einmal verfallen war, durch ihren ganzen Körper, und mit einer Stimme, die fremdartig schrill tönte,

als gehörte sie nicht ihr, sondern einer anderen, rief sie, indem sie beide Hände flehend zu dem Richter aufhob:

„Tun Sie ihm nichts, Herr Richter! Ich bin es ja gewesen, die den eisernen Riesen geöffnet hat! Ich habe den Schmuck und alles andere genommen!“

Tiefe, allgemeine Bewegung! Auf der Geschworenenbank haben sich einzelne von ihren Sitzen erhoben ... Im Zuhörerraume, gleich in der vordersten Bank, weint eine Frau laut und bitterlich ... In den hinteren Reihen jedoch, da, wo die „Neubauer“ ihre Standquartiere aufgeschlagen haben, herrscht eine fast unheimliche Regungslosigkeit.

Mit einer Bewegung seiner Hand beschwichtigte der Vorsitzende die in Aufruhr geratenen Geister des Saales. Dann zu dem Mädchen gewandt:

„Kind, Kind!“ sagte er, über den Tisch sich hinüberneigend, wie um sich ihm verständlicher zu machen. „Wie redest du doch! Du bist ja irre! Du warst ja nicht im Schlafzimmer der Frau Wegener, als dein Kamerad sich an ihr Nachtkästchen schlich, um die eiserne Kasse zu öffnen?“

„Wer sagt das?“ rief sie mit wildrollenden Augen. „Ich bin sehr oft dort gewesen! ... Wie hätte Heini den Weg dazu gefunden, wäre ich nicht dort gewesen? Und ich habe ihm gesagt: Öffne ihn, öffne ihn! Ich brauche das Kreuz, um mich schön zu machen. Hat deine Mutter nicht Gold genug? Ich will schöner sein, wie die andern ... Und Heini hat mir gefolgt, und wie die Nacht gekommen ist ... ich bin dabei gewesen ... ich allein!“

Schon als der Knabe vernommen hatte, daß Franzi um Schonung für ihn bat, war er aus seiner bisherigen, vielleicht erkünstelt ruhigen Haltung herausgetreten; bei den letzten Worten jedoch war sie ihm verloren gegangen.

„Sie lügt, Herr Präsident, sie lügt!“ rief er. „Franzi ist niemals dabei gewesen!“

Sie dagegen:

„Habe ich dir es nicht geraten, Heini?“ und da er nicht sogleich antwortete, rief sie mit einschmeichelnd süßer Stimme, deren Tonfülle niemandem im Saale entging: „Heini, lieber Heini! habe ich dir nicht geraten? Warum sagst du das nicht und verschweigst es? Ich bin ja doch dabei gewesen, und wie du den Kasten aufgesperrt hast, hast du mich nicht neben dir gesehen, vor dir, überall in der ganzen Stube? Warum willst du das verschweigen?“

„Nein, nein!“ rief der Knabe mit beiden Händen abwehrend, „du lügst, Fränzchen! Was du sagst, ist nicht wahr; warum lügst du, Fränzchen?“

„Ich lüge nicht!“ entgegnete sie mit einer Gläubigkeit in Ton und Gebärde, die in aller Herzen griff. Nur auf den Knaben schien sie unwirksam einzudringen; an ihm, wie an einer unfaßbaren Glätte, schien sie abgleiten zu wollen. Er lächelte wieder.

„Und du lügst doch, Franzi!“ wiederholte er und lächelte.

Da rief sie verzweiflungsvoll, indem sie sich der ganzen Länge nach auf den Boden warf: „Lina hat es besser gewußt! Darum hat sie mich von sich gestoßen! Lina, Lina! Warum bist du fortgegangen und hast mich allein zurückgelassen? Er will mir nicht glauben.“

Um der aufregenden Szene ein Ende zu machen, hielt es der vorsitzende Richter für angemessen, die Sitzung für eine kurze Zeit aufzuheben; der Gerichtshof und die Geschwornenbank zogen sich zurück. Dem Richter mochte wohl zu gelegener Zeit das Gleichnis von der „Saite“, die zu hoch gespannt wird, eingefallen sein.

Und er tat recht daran.

Die Verhandlung ward kurze Zeit darauf wieder aufgenommen. Richter und Geschworene nahmen ihre Plätze ein; die Kinder saßen aber still und teilnahmslos auf der Angeklagtenbank: Heini mit tiefgerötetem Antlitze, Franziska jedoch rührend in ihrer Gebrochenheit.

„Veronika von Feldheim," also wandte sich der Vorsitzende an die Vorgerufene, „muß es Ihnen nicht selbst sonderbar vorkommen, daß Sie sich um das Tun und Treiben Ihres Kindes so wenig gekümmert haben?"

„Wer hat sich um mich gekümmert?" fragte sie, jedes ihrer Worte scharf betonend. „Ich bin übrigens eine gute Mutter!"

„Das werden Sie noch zu beweisen haben!" sagte der Richter sehr ernst. „Einstweilen verantworten Sie sich, daß Sie Ihr Kind in Nacht und Nebel mit dem Knaben herumstreichen ließen, durch die Straßen der Stadt und in den Auen, wo er zuletzt aufgegriffen ward."

„Was ging das mich an?" sagte sie, die grauen Augen fest auf den Richter richtend. „Die Kinder sind Freunde miteinander gewesen seit ihrer frühesten Kindheit; sollte ich sie trennen, da nicht ich es war, die sie aneinander gebracht hat?"

„Allerdings," bemerkte der Richter, „Sie hatten ja Vorteil davon!"

„Darf man denn seinen Vorteil nicht verfolgen?" fragte sie mit der Miene einer unschuldig Gekränkten. „Dazu hat die Welt schlecht an mir gehandelt. — Mein Mann hat mich verlassen."

„Das soll wohl eine Entschuldigung vorstellen? Darum also beuten Sie Ihren Vorteil aus; und der bestand darin, dem Sohne Ihrer Wohltäterin soviel abzunehmen, als sich die Möglichkeit bot?"

„Ja!" sagte sie mit einer Art roher Freimütigkeit. „Ich kann es jetzt eingestehen."

„Sie wußten also um das verbrecherische Tun des Knaben?"

„Warum nicht?" fuhr sie in dem einmal angenommenen Tone fort. „Ich wußte davon schon, als er das erstemal meiner Tochter das goldene Kreuz brachte."

„Und Sie haben das seiner Mutter nicht angezeigt?"

„Bin ich zu seiner Amme bestellt?“ rief sie laut lachend.

Auf den hintersten Bänken des Zuhörerraumes, da wo die „Neubauer“ zu Hause waren, rief eine Frauenstimme in zorniger Erregtheit:

„Du warst stets seine Schlange, du hast ihn vergiftet!“

Der Präsident gebot mit weithin tönender Stimme Ruhe. Alles, vom Richter und den Geschworenen angefangen, bis auf den letzten Zeitungsreporter blickte nach der Stelle, woher die Stimme ertönt war. Aber es blieb dort still. Die Angeklagte jedoch, halb gegen den Vorsitzenden gewandt, halb in den Zuhörerraum sprechend, weil sie diese Stimme sehr wohl erkannt hatte, rief:

„Jawohl, Frau Euphemia Wegener! Du hast dich nicht getäuscht!“

Sie hatte noch das freche Lächeln, womit sie diese Worte gleichsam verbrämte, auf den Lippen, als der Vorsitzende ihr ihr Benehmen streng verwies mit der Drohung, er werde, wenn es sich wiederholen sollte, in ihrer Abwesenheit die Verhandlung fortsetzen.

Statt jeder Antwort nickte sie ihm bloß zu, als wenn sie ihm vollständig recht gäbe; dann kam er wieder auf sein eigentliches Fragegebiet zurück:

„Sie wußten also um die Herkunft des Kreuzes?“

„Nicht nur um das, sondern auch um das Medaillon und um das Armband!“

„Auch um das Geld?“

„Auch um das! Warum sollte ich es nicht nehmen, wenn er es mir so edelmütig brachte? Aber ich habe ihm nicht gesagt: Geh und brich die eiserne Kasse auf, in welcher deine Mutter ihre Reichtümer aufbewahrt hält! Davor habe ich mich sehr wohl gehütet. Der dumme Knabe kam von selbst. Ich habe ihn nur gelockt . . . Das war meine Kunst!“

„Die haben Sie ja ganz vortrefflich verstanden!“ rief der Richter mit gerechtem Erstaunen. „Und an Ihr Kind

dachten Sie nicht und an die schwere Gefahr, der Sie es geradezu entgegentrieben?"

„Manchmal wohl," meinte sie, während sich ihr ein leichter Seufzer fast unhörbar entrang. Dann aber, als sei dies ein zu großes Zugeständnis an sich selbst und die Lage, in welcher sie sich befand, fügte sie hinzu: „Ich habe nur dabei an mich gedacht, wie wir so elend leben müssen . . . und dann an meine alte Freundin Vemi!"

Dabei streifte sie wieder mit einem halben Blicke jene Gegend des Saales, wo die „Neubauer" saßen.

Nun erst konnte das Zeugenverhör beginnen.

Der Präsident mochte wohl von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch gemacht haben, indem er gegen das Verbleiben der vorgeladenen Zeugen im Saale keine Einwendung erhob. So war es gekommen, daß sie dem bisherigen Verlaufe der Verhandlung ungestört anwohnen konnten.

Der erste, der an die Reihe kam, war der Hausmeister des „Hühnerhofes".

Der Mann gab übrigens nur kurze, verdrießliche Antworten von sich. Ob er wisse, wie die „Büglerischen" gelebt? Ob sie großen Aufwand getrieben? Ob ihm nicht aufgefallen sei, woher sie ihre sogenannten Unterstützungen bezogen? Auf all das blieb er bei der Auskunft, die er schon vor dem Untersuchungsrichter abgegeben haben wollte: Er habe sich um derartige Dinge nur wenig gekümmert; nur das eine könne er mit aller Bestimmtheit behaupten, es sei derselbe Knabe, den er jetzt vor sich sehe, der öfters in den „Hühnerhof" gekommen und dann in die Wohnung der „Büglerischen" gegangen sei. Zuweilen seien die Kinder auch miteinander ausgegangen und stundenlang ausgeblieben. Er müsse aber sagen, es sei ein Knabe gewesen, dem er so etwas nicht angemerkt habe.

„Was denn?" fragte der Vorsitzende.

Der Hausmeister machte mit seiner gleichsam um ihre

eigene Achse sich drehenden Hand eine Bewegung, die seine Ansicht über den Fall deutlich genug kennzeichnete.

Darauf ward Frau Blüthenstern aufgerufen. Sie erschien selbstverständlich ohne den Pack, den sie unter der treuen Obhut des Hausmeisters auf ihrem Platze zurückließ, aber er fehlte ihr überall. Und vielleicht erschien sie darum so unfrei in ihrer Haltung, so gedrückt und voll Verlegenheit, was doch sonst gerade nicht zu ihren Eigentümlichkeiten gehörte. Dabei zitterte sie wie ein armes Espenblatt im Winde, so daß der Vorsitzende sie fragte:

„Warum sind Sie ängstlich, Frau Blüthenstern?"

„O, mein gnädigster Herr Oberrichter vom Kaiser, ich bin stark und mutig wie ein junger Löwe."

„Sie sind die unmittelbare Nachbarin der Veronika Feldheim. Welche Bemerkungen und Beobachtungen drängten sich Ihnen auf? Was dachten Sie namentlich über die Beziehungen jenes Knaben zu dem Kinde dieser Frau? Halten Sie insbesondere Ihre Nachbarin für fähig, den Knaben verleitet zu haben?"

Frau Blüthensterns Gesicht rötete sich.

„Meinen Sie, was die Moral betrifft, gnädiger Herr Vorsitzender?" fragte sie mit einem Aufblick scheuer Zurückhaltung.

„Meinetwegen!" sagte dieser.

In diesem Augenblicke mochte Frau Blüthenstern sich wieder im Besitze ihres treuen Begleiters dünken, sie mochte ihn, wenn man so sagen darf, innerlich fühlen; denn sie wurde zusehends zuversichtlicher und mutiger; allerdings noch nicht ganz wie ein „junger Löwe", auf den sie sich etwas zu kühn hinausgeredet hatte.

„Was die Moral anbelangt," sagte sie, anfangs etwas bedächtig, dann aber in steigender Erregtheit, „so glaube ich, es ist ihr nicht so viel daran gelegen, wie mir an einem ausgeblasenen Ei!"

„Ist das Ihre volle Überzeugung, Frau Blüthenstern?“ fragte der Richter lächelnd.

„Überzeugung? Was heißt Überzeugung?“ entgegnete sie rasch. „Heißt das so viel, als daß ich weiß, ich habe zwei Augen im Kopf? Dann bin ich überzeugt! Ich habe es schon einmal gesagt, sie ist jetzt hier und kann alles hören: Sie hat gar keine Moral.“

„Und das Kind, Frau Blüthenstern?“

„Das Kind? Es hat meine Lina gern gehabt und Lina sie ... und wen meine Lina gern gehabt hat, an dem war noch nichts und kann noch nichts verdorben sein!“

„Noch nichts?“

„Meinen Sie, ich verstehe Sie nicht, gnädigster kaiserlicher Herr Rat?“ meinte sie mit jener demütigen Vertraulichkeit, die wir bereits so gut an ihr kennen. „Gott sei gepriesen und gelobt! Wenn ich, die Frau Blüthenstern sagt: Noch nichts! so kann man darauf schwören!“

„Ich glaube es Ihnen, Frau Blüthenstern, aber ...“

„Ich habe es auch immer geglaubt, von dem Kinde nämlich,“ fuhr sie, ohne diese Unterbrechung zu beachten, fort ... „wie soll etwas aus der Erd' herauskommen, wenn man nichts Gutes hineinsät? Aber die Erd' ist gut, goldener Herr Vorsitzender, das hab' ich eingesehen am Sterbebette meiner Lina ... und auch später. Die Erd' ist gut!“

Vor Tränen, die unaufhaltsam ihr entquollen, mußte sie innehalten. Dann sagte sie wie zur Entschuldigung:

„Verzeihen Sie! Ich bin doch der Löwe nicht, wie ich mir eingebildet habe ... Es ist mir zu stark!“

„Es freut mich, das von Ihnen zu hören,“ meinte der Richter. „Sie glauben also nicht an das Einverständnis von Mutter und Tochter?“

„Ich sollte das glauben?“ rief sie mit allen Zeichen tiefsten Erschreckens. „Eher noch glaube ich an etwas anderes ... Gerade das Gegenteil habe ich geglaubt, gerade das Gegenteil!“

„Und das wäre?“

Unter allgemeiner Stille, daß man fast wieder vermeinte, nur das Kritzeln der Stahlfeder auf den Notizen der Berichterstatter zu vernehmen, sagte Frau Blüthenstern:

„Ich habe schon gesagt, was ich von der Moral der Mutter halte. Aber auf das Kind lasse ich nichts kommen, was auf ein Quentel geht. Wollen Sie wissen, warum?“ rief sie laut und eindringlich, daß jedes ihrer Worte selbst im fernsten Winkel des Saales noch deutlich klang. „Das Kind in seiner Moralität sagt sich: Soll ich auf meine Mutter alles sich heranwälzen lassen? Sie ist ja doch meine Mutter! Lieber übernehm' ich's auf meinen Kopf, und ich wett' darauf, sie sagt noch: Ich bin's allein gewesen, ich hab' den Knaben verleitet, ich bin die Schlechte! Meine Mutter ist unschuldig daran wie frischgefallener Schnee! Was wollt ihr von meiner Mutter? Mich allein müßt ihr fragen .. mich allein! ...“

Auf der Angeklagtenbank regte es sich unruhig.

Das Mädchen war aufgesprungen.

„Frau Blüthenstern,“ rief sie, „warum sagen Sie das?“

Dagegen streckte Frau Blüthenstern ihren Arm aus, während ihr ganzes Gesicht wie lauter Licht strahlte.

„Hören Sie, wie sie spricht? Sehen Sie, wie sie sich benimmt? Ich sage Ihnen, meine Herren Richter und Sie alle, die in diesem Saale sind: Wer ein Haar anrührt auf dem Kopfe dieses Kindes, begeht ein großes Unrecht! Ich, die arme Frau Blüthenstern, ... sieben lebendige Kinder habe ich, und ich muß sie ernähren, ... aber für das Moralische dieser Franziska stehe ich ein! Ich verstehe mich darauf, das Kind ist gut!“

Darauf entstand ein kurzes Wortgefecht, das aber nichtsdestoweniger mit scharfen Waffen geführt ward, über die Frage, ob Frau Blüthenstern zu beeidigen sei oder nicht, zwischen

Staatsanwalt und einem der Herren Verteidiger, wenn wir nicht irren, dem des Knaben.

Merkwürdigerweise hatte sich der Staatsanwalt dafür ausgesprochen, während jener Verteidiger alle Gründe des Gegenteils für sich ins Treffen führte.

Wieder zog sich der Gerichtshof zu einer kurzen Beratung zurück, um dann durch den Mund des Herrn Vorsitzenden zu verkünden, er habe sich entschieden, dem Antrage des Herrn Staatsanwaltes „Folge" zu geben und daher die Zeugin zu vereidigen.

Demgemäß wurde Frau Blüthenstern, nachdem der Präsident ihr in einer kurzen Ansprache die Heiligkeit des Eides zu Gemüte geführt, und daß jeder, welcher Religion er auch immer angehöre, verpflichtet sei, vor Gott, dem Allwissenden einen reinen und wahren Eid zu schwören und die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sprechen — in Eid genommen, nachdem ihr der Präsident zuvor in ihrem „heiligen Buche", dem Pentateuch, der neben dem Kruzifix lag, mit dem Finger die Stelle bezeichnet hatte, auf die sie während des Schwörens zur Bekräftigung, daß sie wahr gesprochen, ihren Finger zu legen hatte.

Sie sprach die Eidesformel mit einer Art religiöser Andacht nach.

9. „Es waren zwei Königskinder —."

Die Zeit war mittlerweile bedeutend vorgerückt; die neue Heilandskirche stand mit ihren zwei Türmen von oben bis unten in der vollen Mittagshitze des Sommertages.

„Werdet fertig! Werdet fertig!" zwitscherte eine junge Schwalbe, die wahrscheinlich von der Kirche her, wo ihr mütterliches Nest angebaut war, durch eines der halboffenen Fenster ihren Weg in den Saal gefunden hatte. „Man läßt zwei Kinder nicht so lange warten! Ich weiß das am besten."

Aber da sie sah, daß man ihrem Zurufe entweder nicht folgen konnte oder nicht folgen wollte, flatterte sie wieder davon.

Und es war in der Tat noch lange nicht an der Zeit, die Kinder zu entlassen. Früher mußten noch einige sehr wichtige Fragen erörtert und erledigt werden, und bis dahin konnten noch sehr viele Stunden verstreichen! Freilich meinte die junge Schwalbe, ehe sie wieder an ihren Heimflug dachte: „Bei uns zu Hause geht das alles viel rascher.“

Aber kann man auf so etwas Bedacht nehmen? Und, offen gestanden, Schwälbchen: eigentlich bist du ein Geschöpf, das gerade kein Muster von Staatsbürgerlichkeit ist. Einen großen Teil des Jahres verbringst du in fremden Ländern und Gewohnheiten! Wie soll dir da der Sinn für die heimische Sitte aufgehen? Wie willst du uns zu beurteilen imstande sein, die wir jahraus, jahrein an derselben Scholle haften und vor schwerer Bücherweisheit bisweilen Kopfweh haben? . . .

Nun brachte der Präsident ein Schreiben der Frau Euphemia Wegener, der Mutter Heinis, zur Verlesung, worin sie ihr Nichterscheinen vor dem Gerichtshofe entschuldigt und auseinandersetzt, sie fühle sich veranlaßt, von der Wohltat des Gesetzes Gebrauch zu machen, das ihr gestatte, sich jeder Aussage gegen ihren Sohn zu enthalten. In ihrer Unerfahrenheit in solchen Dingen, meinte sie, oder die Feder, deren sie sich bei Abfassung dieses Schreibens bedient hatte, bleibe sie bei dem, was sie seinerzeit vor dem Herrn Staatsanwalt niedergelegt. Könne man mildernde Umstände herausfinden, so sei es gut, wenn nicht, so solle man der Gerechtigkeit „freien Lauf“ lassen. Ohnehin gäbe es für eine Mutter in ihrer Lage jetzt keinen anderen Ort als da, wo „die Richter der Stadt“ sitzen, um ihre Klagen anzubringen . . . den Gerichtssaal!

Infolge dieser Zuschrift sah man über so manches

Antlitz auf der Richterbank ein wohltuendes Lächeln gleiten; hier und da richtete sich so mancher Blick nach der bekannten Stelle im Auditorium, wo die „Neubauer" saßen; aber man gewahrte dort nichts als ein paar Frauen, und darunter eine, die, da sie sich auf diese Weise beobachtet glaubte, sich noch dichter in ihren Schleier hüllte.

Von einer aufschiebenden oder gar vertagenden Wirkung konnte um so weniger die Rede sein, als ein hierauf bezüglicher Antrag von keiner Seite gestellt wurde. Die Gerechtigkeit sollte „ihren Lauf" nehmen; ganz so, wie es in dem Schreiben der Frau Euphemia Wegener stand.

Für das Zeugenverhör stand daher, so weit sich die Sache bisher überschauen ließ, nur die Vernehmung einer einzigen Person in Aussicht. Das war denn auch in der Tat unser „provisorischer" Freund aus dem zehnten Bezirke!

„Wenn es gut geht, das heißt, wenn kein neuer ‚Inzidenzfall' dazwischentritt, so können wir um fünf Uhr nachmittags fertig werden," bemerkte einer der Zeitungsreporter halblaut zu seinem Nachbar und Genossen von der Feder. „Ich rechne nämlich so: Angenommen, daß das Verhör des Lehrers zwanzig Minuten dauert — denn was kann so ein Lehrer zu sagen haben? — so bleiben dem Staatsanwalt zur Begründung der Anklage, sagen wir, eine Stunde und zwanzig Minuten übrig. Die Verteidigungsreden der drei Verteidiger werden höchstens eine Stunde in Anspruch nehmen. Für die Replik und Duplik des Staatsanwaltes und der Verteidigung rechne ich wieder *eine* Stunde! Der Präsident wird zu seinem Resümee unter *einer* Stunde sich nicht zufrieden geben. Mein Kalkül ist also ein ganz richtiger. Denn länger als zwanzig Minuten werden sich die Geschworenen mit dem Falle nicht beschäftigen. Um fünf Uhr, wenn nicht früher, sind wir fertig. Du kannst dann gehen, Sohn deines Vaters!"

Es erging jedoch dem kühnen Berechner, wie es jedem

ergeht, der die unberechenbaren Mächte alles menschlichen Lebens nicht zu Rate zieht. Wir werden es erleben!

„Ihr Name?“

„Clemens Fittig.“

„Charakter?“

„Provisorischer Unterlehrer an der Volksschule des zehnten Bezirkes.“

„Alter?“

„Ich habe mein achtundzwanzigstes Lebensjahr überschritten.“

„Das Mädchen Franziska von Feldheim ist eine der Schülerinnen Ihrer Klasse. Wie kommt es, daß ein vierzehnjähriges Mädchen noch immer auf der Schulbank einer Unterklasse sitzt?“

„Die Behörde findet, daß sie, um entlassen zu werden, noch nicht vorbereitet genug ist. Es mangelt ihr an dem vorgeschriebenen Wissen.“

„Wollen Sie damit sagen, daß sie das gesetzliche Lehrziel nicht erreicht hat?“

„Ja! Die Behörde faßt es so auf.“

„Worin besteht dieses Ziel?“

„Der Schülerin ein solches Maß von Wissen und Können beizubringen, daß man sie in diesem Alter ins bürgerliche Leben entlassen kann.“

„Mit anderen Worten: in die Selbständigkeit. Wenn sie also dieses Ziel nicht erreicht hat, so kann nur eines von beiden die Schuld daran tragen: entweder, das Mädchen ist unbegabt, oder es fehlt ihm, wie so vielen, der nötige Wille und Fleiß?“

„Keines von beiden trifft nach meiner Ansicht zu. Franziska Feldheim hat das Lehrziel längst überschritten, und dennoch steht sie in gewisser Beziehung weit unter dem gewöhnlichen Maße! In vielen Dingen gleicht sie gewissermaßen einer Blume, die über Nacht ihren Blütenkelch ent-

faltet; in anderen jedoch ist sie geradezu unmündig und unentwickelt ... Ihr Mitwissen um die Tat jenes Knaben ist mir der beste Beleg dafür."

Bei diesem Worte hatte sich der Staatsanwalt von seinem Sitze erhoben.

„Erklären Sie sich deutlicher," forderte der Vorsitzende.

Clemens Fittig, der provisorische Lehrer des zehnten Bezirkes, antwortete nicht sogleich. Dann sagte er rasch, fast heftig:

„Ich halte Franziska Feldheim für moralkrank."

Das seltsame Wort flog wie ein Sturmwind über die Gesichter der Anwesenden.

Zu gleicher Zeit riefen Staatsanwalt und Vorsitzender wie aus einem Munde:

„Was verstehen Sie darunter?"

Der Lehrer sagte in tiefer Bewegung:

„Nicht nur Franziska Feldheim ... ich halte auch jenen Knaben für moralkrank. Ich glaube die beiden Kinder nun zu kennen!"

Der junge Lehrer sprach so bescheiden, und dabei doch mit einem solchen Ausdrucke von Überzeugungstreue, daß, soweit es sich an diesem Orte äußern durfte, ein gewisses Wohlgefallen ihm begegnete, sowohl auf der Richter-, wie auf der Geschworenenbank.

Dennoch meinte der Staatsanwalt, nicht ohne einen Ton von Schärfe in seine Worte zu legen:

„Sie sind Lehrer? Nicht wahr?"

„An der Volksschule des zehnten Bezirkes."

„In welchem Lehrbuch der gerichtlichen Medizin haben Sie jenes Wort entdeckt?"

„Es mag sein, ich habe es irgendwo in einem Buche gelesen ... es ist vielleicht an mir haften geblieben .. Bedarf es erst eines Buches?" ...

Milder als vorher und dennoch nicht ohne einen gewissen Hohn fragte nun der Staatsanwalt:

„Noch einmal muß ich mir die Frage erlauben: Wie kommt es, daß Sie mit einer der schwierigsten Partien des gerichtlichen Verfahrens sich so vertraut zeigen?“

„Vertraut?“ rief der Lehrer schmerzlich. „Weiß ich doch selber kaum, wie es kam, daß der Fall der beiden Kinder mir eine mehr als vorübergehende Teilnahme abgewann ... Aber ich glaube, wer mitten im Leben einer Schule steht, sollte solchen Erscheinungen ins Antlitz sehen können. Sie gehören zu uns ... Wir dürfen sie nicht übersehen.“

„Und da haben Sie gefunden,“ fiel der vorsitzende Richter ein, „daß die Kinder unter dem Drucke der sogenannten Moralkrankheit so und nicht anders handeln konnten? Man würde ja dann ebenso leicht zu dem Schlusse gelangen, dem Entstehungsherde dieser Krankheitsform nachzuforschen, um am Ende zu finden ... daß er in der modernen Schule liegt.“

„Die Schule ist Gottes liebstes Kind!“ rief der Lehrer, vielleicht gegen seinen Willen hocherregt. „Sie hat Feinde, aber sie wird sie überwinden!“

Und da auf diesen Ausbruch seiner tiefinnersten Gläubigkeit weder vom Staatsanwalt noch von irgend einer anderen Seite eine Gegenfrage erfolgte, so ward es in dem heißen Saale für einige Minuten so unheimlich still, daß man fast nur das Schluchzen Fränzchens auf der Anklagebank vernahm. In dieser Stille erbat sich der Lehrer Clemens Fittig von dem hohen Gerichtshofe die Erlaubnis, nach seinen geringen Kräften über den vorliegenden Fall sich aussprechen zu dürfen. Zuvor möge es ihm aber gestattet sein, an die Kinder einige Fragen richten zu dürfen. Er wolle zuerst Franziska Feldheim befragen.

„Steh auf, Kind,“ gebot der Vorsitzende nach einer Weile, „und antworte dem Herrn Lehrer.“

Sie erhob sich zögernd, ohne ihn, wie es schien, eines Blickes würdigen zu wollen.

„Franziska Feldheim," begann Clemens Fittig mit unsicherer Stimme ... „du hast einmal, es war in der Schule, — du erinnerst dich wohl dessen — behauptet, der Wolf müsse rauben und blutgierig sein, denn das sei so sein Beruf. Hast du das in der Schule gelernt?"

„Nein!" sagte Franziska leise, aber bestimmt.

„Ich wußte es. Du nanntest damals deinen ‚Freund' Heini, der dir das beigebracht.... Ist's nicht so? Bei welcher Gelegenheit war es doch?"

„Ich weiß nicht," sagte das Mädchen wie schläfrig. „Heini weiß es vielleicht besser."

Der Genannte hatte sich rasch erhoben.

„Es war unten im Prater," antwortete er, ohne erst die Erlaubnis abzuwarten, rasch und ohne Zögern.

„Im Prater? Ei, da hattet ihr ja ganz andere Gegenstände, die ja viel näher lagen. Waren nicht Ringelspiele rings herum? Bolzenschießen und anderes mehr? Und dort unter dem Baume beim ‚silbernen Kegel' eine Lokalsängerin, welche Lieder sang ...?"

Der Knabe warf einen seltsam forschenden Blick nach dem Lehrer.

„Wir waren in einer Menagerie gewesen und hatten den Wolf gesehen. Dann sprachen wir vom Rotkäppchen," sagte er. „Franzi meinte, der Wolf sei ihr unausstehlich, weil er die arme Großmutter und dann auch das Rotkäppchen mit Haut und Haaren verschlungen habe. Da sagte ich ihr: Es muß so sein, und der Wolf mußte so handeln, weil er sonst vor Hunger sterben würde."

„Sie sprachen so aus Widerspruch, vielleicht, weil Franzi einer anderen Meinung war?"

„Nein," sagte der Knabe, „sie sollte glauben, was ich glaube! Sonst gibt es ja keine Kameradschaft!"

„Und sie hat Ihnen endlich geglaubt?"

„Wie immer!" rief Heini voll Stolz.

Nach dieser Antwort schaute der Lehrer in seiner Befangenheit zu dem Vorsitzenden mit einem Blicke auf, der zu fragen schien, ob er in dem begonnenen Verhöre fortfahren oder dasselbe abbrechen solle.

„Fahren Sie nur fort!“ rief dieser, der ihn wohl verstanden hatte.

„Es ist doch sonderbar,“ begann der Lehrer wieder, sein Wort an den Knaben richtend, „daß Sie gerade das aus dem Buche sich gemerkt haben.“

„Welches Buch? Und was?“ fragte der Knabe.

„Nun, ich meine, das mit dem Wolfe? Haben Sie es nicht gelesen? . . .“

Heini antwortete ganz treuherzig:

„Es kann sein! Ich habe alle Märchenbücher gelesen . . . alle! Und dann habe ich auch nachgedacht. In der Schule lernt man ja doch nur, was der Lehrer will.“

„Lernten Sie dort auch, daß alle armen Kinder im Spitale sterben?“

„Das nicht!“

„Und doch hat Ihnen Franziska auch das geglaubt! Hatten Sie auch darüber nachgedacht?“

„Ja!“ sagte der Knabe dumpf. „Meine Mutter hat mir stets gesagt, noch wie ich ein kleines Kind war: Reich muß der Mensch sein! Wer arm ist, ist häßlich und gehört ins Spital und stirbt dort!“

„Heinrich Wegener,“ rief ihm der Lehrer zu, seine Stimme bebte, es war die eines Tiefzornigen, „das hat Ihnen Franziska nicht geglaubt, Ihre Kameradin . . .“

„Sie hat es geglaubt!“ rief dagegen der Knabe mit überreiztem Tone.

„Sprich du, Franziska! Hast du es geglaubt?“

Unter allgemeiner Stille sagte das Kind:

„Ja! Aber dann nicht mehr, Herr Lehrer!“

„Warum nicht?“

„Lina Blüthenstern war nicht häßlich ...“

„Laß das, Kind!“ rief er. „Du mußt noch einen anderen Grund haben, Franziska!“

„Weil Sie es mir verboten, Herr Lehrer!“ sagte das Mädchen, die Augen hell zu ihm aufschlagend ...

Keiner in diesem Saale, vielleicht nicht einmal der vorsitzende Richter, mochte die rote Blutwelle bemerkt haben, die diese einfache Antwort des Mädchens auf die Wangen des Lehrers gejagt hatte ... Dann wandte er sich nochmals an den Knaben.

„Heinrich Wegener,“ sagte er zu ihm, „als Sie mir seinerzeit jenen Drohbrief wegen Franziska ins Haus schickten ... Sie haben ihn wohl geschrieben, und Sie waren der Absender? ...“

„Ja!“

„Was bezweckten Sie damit? Hatte ich Ihrer ehemaligen Gespielin etwas zuleide getan? Hatte sie durch mich eine Strafe erlitten?“

„Nein!“

„Und doch drohten Sie mir? Allerdings setzte ich mich damals über Ihren kindischen Zorn hinweg ... Sprechen Sie! Was bewog Sie zu dieser durch nichts gerechtfertigten Drohung gegen einen Mann, der dazu der Lehrer Franziskas war?“

„Das war's eben!“ meinte Heini, die Augen zu Boden senkend, in kaum vernehmbaren Lauten.

„Sagen Sie es frei heraus, daß alle Welt es hört!“ rief der Lehrer. „Warum drohten Sie mir?“

„Weil ich nicht leiden mochte, daß jemand anderer ... Franziska befehlen solle! ... Niemand hat ihr zu befehlen ... Sie aber wollten Franziska mit Gewalt zurückhalten ... sie sollte noch immer neben der kleinen Blüthenstern auf der Schulbank sitzen ... Franziska ist kein Kind mehr.“

„Ihre Erklärung, Heinrich Wegener, genügt mir,“ sagte

der Lehrer tief aufatmend, „und dennoch sind Sie mir noch eine Antwort schuldig ... Sie belehrten Ihre Kameradin ... Sie haben es ja selbst erzählt, es sei die Bestimmung des Wolfes, grausam und blutgierig zu sein, denn das sei so seine Natur! Damit haben Sie ihr nun allerdings nichts Unrichtiges gesagt, Sie sind von der Wahrheit nicht abgewichen. Warum jedoch betonten Sie mit so großer Heftigkeit, Franziska habe Ihnen das glauben müssen, Sie hätten sie dazu gezwungen, als ob diese Ihre Behauptung sich nicht von selbst verstünde? Zweifelt denn jemand daran? Warum mußten Sie Franziska erst zu diesem Glauben zwingen?"

Heini schwieg. Aber sein Erblassen bewies deutlich, daß er die von dem Lehrer gestellte Frage wohl verstand.

Nochmals wiederholte Clemens Fittig diese Frage. Selbst denen, die auf der Richterbank saßen, mochte die Zuversichtlichkeit, womit der Lehrer gerade auf die Beantwortung dieser Frage hindrängte, als etwas Rätselhaftes, mindestens als ein Überschreiten des dem Zeugen eingeräumten Rechtes erscheinen. Unruhig bewegte sich namentlich der Staatsanwalt auf seinem grün gepolsterten Lehnsessel.

„So will ich es Ihnen erklären, Heini Wegener," rief der Lehrer, „da Sie mir es entweder nicht erklären wollen ... oder können ... Sie suchten, ja Sie grübelten stets ... aber Sie fanden den Grund nicht, um Ihre unselige Tat zu beschönigen. Endlich glaubten Sie ihn zu finden. Sie dachten: Kann der Wolf blutgierig und räuberisch sein, bloß weil er seine Begierden befriedigen muß, warum soll mir, dem Menschen, das verwehrt sein? Ich muß ja meine Kameradin schmücken, ich muß ihr ja ein goldenes Geschmeide umhängen, damit sie schöner sei als die andern! Darum, törichter Knabe, wollten Sie Ihre Gespielin zu Ihrem Glauben zwingen. Ist's nicht so, Heini Wegener? ..."

Der Knabe blieb unbeweglich, seine Augenwimpern allein

verrieten durch ihr leises Zucken, daß die Worte des Lehrers Eingang bei ihm gefunden hatten . . .

„Ich wünsche,“ — wandte sich der Zeuge wieder an den Präsidenten, . . . „doch, ich habe vorläufig genug gehört.“

Dann bat er leise, in der bereits begonnenen „Beleuchtung dieses Falles“ fortfahren zu dürfen.

Der Präsident nickte mit dem Kopfe.

„Was ist moralkrank?“

Wenn man der Definition folge, wie sie das Buch aufstellt, er meine jenes Buch, das er zu seiner eigenen Belehrung vielleicht ohne alle Wahl aufgesucht und gefragt habe, — so sei man allerdings gar nicht zweifelhaft, woran man sich zu halten habe. Es sei das jene Erscheinung, die es fraglich erscheinen lasse, ob jenes Individuum zu einer gewissen Zeit auch wirklich im Vollbesitze des Ganzen oder wenigstens eines Teiles dessen sich befand, was man insgemein die sittliche Reife nennt.

Derselbe Knabe zum Beispiel, der zu den Besten seiner Mitschüler gehört, der von seinen Lehrern über alle Maßen gelobt und gepriesen wird, der jede Frage aus dem „großen wie aus dem kleinen Katechismus“ frischweg beantwortet, steht heimlich in der Nacht auf, um den heiligen Schlaf seiner Mutter . . . zu bestehlen! Und dasselbe Mädchen, welches er, aufgelöst in Schmerz, samaritanisch milde am Bette des sterbenden Judenmädchens sah, es wartend und pflegend, bis der letzte Hauch des Lebens aus dem armen Körperchen entschwunden ist, dasselbe Kind, das sich gleichsam an die Schwingen einer entschwindenden Seele anklammert, damit sie nicht scheide, bis sie ihm verziehen hat . . . dasselbe Mädchen behängt sich oder läßt sich vielmehr behängen mit dem goldenen Firlefanz, von dem sie weiß, daß er einer andern in heimlicher Stille der Nacht . . . abgenommen ward, von einem Sohne seiner eigenen Mutter!

„Sie hat mir auch nicht verziehen!“ unterbrach ihn ein Aufschrei des Mädchens auf der Angeklagtenbank.

Und trotzdem ihr der Vorsitzende mit scharfen Worten diese Störung verwies, fuhr Fränzchen dennoch fort, noch einmal denselben Ausruf zu wiederholen.

Erst als der Lehrer, dessen Züge von einer tiefen Traurigkeit überschattet waren, sagte:

„Ich wollte dem Kinde nicht wehe tun, aber ich muß es dennoch,“ erst da schien sich Franzi zu beruhigen.

„Muß ich also nicht annehmen,“ fuhr der Lehrer fort, nachdem es im Saale wieder still geworden war, so daß man aufs neue das stahlharte Gekritzel einer Feder wahrnehmen konnte, „daß die sittlichen Kräfte beider Kinder, das, was man Moral nennt, einem und demselben Nachtfroste unterlagen, wie er ja zuweilen zarte Pflanzen heimsucht, die man zu hüten vergessen hat? Mußte ich mir nicht sagen: Diese beiden Kinder sind von einem und demselben Kontagium ergriffen worden, nur weiß ich seine geheimnisvoll wirkenden Kräfte nicht zu fassen. Sie entziehen sich mir heimtückisch ... Ich sehe wohl die vom Froste versengte Pflanze, aber was ich nicht sehe, ist der flammend kalte Hauch, der sich in ihr innerstes Leben hinabgesenkt hat. Ich sehe ... den Todesengel nicht.“

Es mußte auf Richter und Geschworene einen eigentümlichen Eindruck hervorbringen, daß Clemens Fittig, der Lehrer, jetzt neuerdings die Bitte hervorbrachte, sich „aussprechen“ zu dürfen. Warum stockte er wieder? Er hatte ja die Erlaubnis zum rückhaltlosen Verkündigen seiner Ansichten. Und warum hatte seine Stimme mit einem Male etwas Erschrecktes, ja Furchtsames angenommen?

„Hoher Gerichtshof,“ begann er wieder, „in der Geschichte dieser beiden Kinder, wie kurz, wie inhaltslos sie in den Augen der meisten Menschen erscheinen mag, spielt eine Erscheinung — ich weiß nicht, welchen anderen Namen ich ihr geben soll — eine große, entscheidende Rolle! Aus den ersten Spieltagen ihres traulichen Zusammenseins bis hinein

in die Gegenwart übt diese Erscheinung einen Zauber auf sie aus, der wohl von Zeit zu Zeit seine Kraft verliert, sie aber in demselben Augenblicke wieder zurückgewinnt, wenn äußere und doch unberechenbare Umstände hinzutreten. Es ist dies der eiserne Riese mit seinen drei feurigen Augen! Fast möchte man sagen, alles, was lebt und sich bewegt, die ganze Welt ihres Fürchtens und Hoffens ist von diesen zaubervollen Augen gleichsam überschattet. Sie können ihnen nicht entgehen; sie folgen ihnen überall nach, und selbst heute, am Wendepunkte eines entscheidenden Momentes, sehen wir, wie der eiserne Schrank sich vor ihnen erhebt, dunkel, gespenstisch, unbezwinglich ... der Riese ihrer Märchenwelt!

Ja! der Riese ihrer Märchenwelt! Anfangs ist er ihnen nur der stumme Spielgeselle ihrer kindlichen Unterhaltungen, er spricht zu ihnen nicht, er hört nur, gewissermaßen noch in schweigender Teilnahmslosigkeit, die Zwiegespräche der Kinder an. Allmählich jedoch — ein bestimmter Zeitabschnitt läßt sich dafür nicht angeben, so wenig wie für das Weben des Frühlings oder das schrittweise Kommen des Herbstes — gewinnt unter ihren eigenen Händen das alles eine andere Form und Bedeutung. Der Riese spricht, er hat Leben in sich! Nun verstehen sie die Sprache seiner funkelnden Augen!

Seitdem sie wissen, — der Knabe selbstverständlich genauer, eindringlicher als seine Gespielin — daß der Riese eigentlich ein Schatzhüter ist, in dessen Innern es vor lauter Gold und Edelsteinen gleißt, seitdem die Mutter einmal zu ihm gesagt hat: Das alles wird dir einmal angehören; seitdem malt sich die Welt in eigentümlicher Farbenmischnng in den Köpfen beider! Ferne Zukunft wird zur Gegenwart; sie leben und sinnen wie in einer Traumwelt, und die Brücke, die allein sie wieder zurückführen könnte in die Gefilde der Wirklichkeit — sie ist verschwunden! Wer hat sie abgetragen? Wer hat sie in den Strom versenkt? Wird sie wieder zum Vorschein kommen? Ich weiß es nicht!

In der Seele eines jeden Kindes lebt etwas vom alten Heidentume und dessen Bekennern. Als die neue Gottesreligion schon Gesetz war, schlichen sie sich — wie es in den Büchern heißt — zu ihren alten Runensteinen und zu ihren Göttern im Waldesdickicht, um ihnen zu opfern und Feste zu begehen. Auch sie fanden noch nicht den Weg zurück. Die alten Naturgewalten wollten den Einzigen und Ewigen noch nicht als ihren Herrn erkennen.

Ist es nicht so mit unseren Kindern? Unvermittelt geht Kirche und Schule neben der Welt, die sie sich selbst aufgebaut, und scheinbar sind sie bereits auf einer höheren Entwickelung angelangt, wenn die Trümmer der alten Gemüts- und Willensgewalten noch nicht abgetragen sind. Moral! Sittliche Reife! Katechismus! Neben den geheimnisvollen Stimmen, neben den unterirdischen Quellen, die neben und hinter ihnen rauschen! ... ist es nicht, als ob alles Angelernte nur ein Abfall wäre von den alten Gewalten, als ob sie immer und immer wieder zu ihnen zurückkehren wollten?

Das, was wir ‚geistige Entwickelung‘, ‚sittliches Erstarken‘ nennen, ist es vielleicht etwas anderes, als allmähliches ‚Herrwerden‘ über diese Gewalten? Das eine früher, das andere später erlebt diesen Abfall an sich selbst. Unsere Kinder hier haben ihn noch nicht erlebt. Sie sind . . moralkrank!“

10. „Sie hatten einander so lieb.“

„Sohn deines Vaters,“ sagte wieder der eine der Zeitungsreporter zu seinem Genossen, „ich werde dich um fünf Uhr noch nicht zu deinen heimischen Penaten entlassen können. Der Lehrer hat noch viel zu reden.“

Sein Genosse stieß aber einen tiefen Seufzer aus und schob sich ein neues Blatt für seine Aufzeichnungen zurecht.

Und in der Tat: Clemens Fittig, der Lehrer, hatte sich noch gar nicht „ausgeredet“. Das, wovon das Herz ihm voll war, hatte er nach seiner Meinung noch gar nicht oder nur flüchtig berührt. Er hat so vieles, ja noch das meiste zu sagen ...

Und das scheint auch die Meinung unserer alten Freundin, die Frau Blüthenstern heißt und wieder vorn in der ersten Bank des Auditoriums neben ihrem Packe sitzt, zu sein, denn sie bewegt sich voll Unruhe auf ihrem Sitze und flüstert zu dem Hausmeister des „Hühnerhof-Durchhauses“ hinüber:

„Ich weiß gar nicht, auf was der Lehrer hinauskommen will. Was will er denn beweisen? Will er vielleicht sagen, das Kind ist ganz ohne Moral auf die Welt gekommen! Kann aber so etwas vorkommen? Von meinen Kindern kann ich beinahe sagen, sie haben schon mit neun Monaten, kaum daß man sie entwöhnt hat, Moral gehabt. Und die Franziska soll damals keine gehabt haben? Doch er weiß es vielleicht besser als ich. Er ist ein so gescheiter Mensch, und schaden will er ihr gewiß nicht.“

Sie hielt bestürzt inne, denn der Präsident hatte neuerdings Stillschweigen geboten, und das galt selbstverständlich nur ihr allein.

Clemens Fittig konnte fortfahren:

„Warum beharre ich auf meiner wahrscheinlich vorgefaßten Meinung? Bin ich nicht selbst moralkrank, wenn ich daran mit Zähigkeit festhalte?

Weil alles, was ich teilweise selbst erlebt, teils durch reifliches Nachdenken in mir gewissermaßen wieder rekonstruiert habe, mich unwiderstehlich dazu drängt. Und säße ich selbst dort, wo die Männer der Stadt, die Männer meines Volkes sitzen, um Recht zu sprechen über diese zwei Kinder ... ich könnte nicht anders!

Für wen? Zu welchem Zwecke verwendet der unselige

Knabe die Beute, die er in schweigender Nacht der schlafenden Mutter abnimmt? Geschieht es, damit er den Ertrag mit anderen, etwa mit seinesgleichen, verschlemme und vergeude? Nichts von allem! Er behält nichts für sich; er nimmt nur, daß er ‚seine Gespielin‘ damit schmücke, damit sie die ‚Schönste‘ sei, und das Geld wirft er in die Schürze der Mutter dieses Kindes, damit sie das verlorene ‚Gnadenbrot‘ sich ersetze! Und das sind gerade jene zwei Punkte, auf die man stets zurückkommen muß, will man die Handlungsweise Heinis gerecht beurteilen. Warum will der Knabe seine Gespielin schmücken? Weil er alle Erlebnisse seiner Märchenwelt in ihr verkörpert sieht. In der Einsamkeit des mütterlichen Hauses, unberührt von dem Verkehr mit lärmenden Genossen, ist es Fränzchen allein, die seiner glühenden Einbildungskraft beständige Nahrung gibt ... Um sie und ihr Wesen schlingt sich sein tiefstes und zartestes Empfinden; sie ist der Mittelpunkt all seines Denkens und Sinnens. Von dem Kinde geht für den Knaben ein Zauber aus, vor dem alles zurückweicht, selbst das Wort der Mutter, der er — wie sie ja selbst angibt — stets Gehorsam leistete. Aber es war der Gehorsam, welcher schweigt; denn er sieht in seiner Mutter die feindliche Gewalt. Sie gibt ihm nichts; sie entzieht ihm, womit er Pracht und Gewänder um sein Liebstes auf Erden werfen könnte; sie ist geizig, wie er glaubt. Sie, die Mutter entweiht ihm gleichsam das Schöne, sie zieht es herab in den Staub gemeiner Bedürfnisse, sie will ihm nicht folgen auf die Höhen seines Schönheitsdranges!

Lachen Sie nicht, meine Herren! Ich glaube an diesen Schönheitsdrang bei diesem Knaben! Er ist der endlich gefundene Ausdruck seines ganzen Lebens, und er hat so vollständig Besitz von ihm genommen, daß für etwas anderes kaum ein dürftiger Raum zu finden ist. Wie oft mag dieser Knabe auf das Wort gewartet haben, das allein ihm Erlösung

bringen konnte! das Wort seiner Mutter! Es ward aber niemals ausgesprochen! Sie fand es niemals für ihren Sohn! Wenn er bat, setzte sie ihm kalte Beweisgründe entgegen, daß seine Gespielin zu arm und zu geduldet sei, um solcher Dinge zu bedürfen, oder sie rief ihm höhnisch zu: er solle warten, bis das alles ihm gehören werde. Sie bedachte nicht, welchen gefährlichen Brand sie damit in seine Seele warf. Worauf solle er warten? Sein Drang, die Gespielin schöner als alle anderen zu machen, ertrug ja keinen Aufschub, er verlangte augenblickliche Befriedigung! Was soll ihm die Anwartschaft auf künftigen Besitz von Pracht und Herrlichkeit? Dagegen bäumt sich sein ganzes Wesen rebellisch auf ... In jener unseligen Nacht bestiehlt er den Schlaf seiner Mutter!

Er war zum Verbrecher geworden.

Sobald er einmal, wenn auch nur ein Bruchstück seiner Forderungen gewonnen hat, ist alles andere nur ein Glied an dem anderen jener Kette, die sich um ihn geschlungen hat. Erst muß er das goldene Kreuz an Fränzchens Halse sehen, dann muß sie sich mit dem Armband schmücken, und endlich kommt das gleißende Medaillon heran!

Woher er das alles hat? Sie fragt nicht danach! Ihr genügt, daß es von ihm herrührt! Gehört ihm doch alles, alles, was der eiserne Riese in seinem Innern birgt! Sie fragt nicht, sie nimmt ohne Bedenken! Sie würde sich auch, wenn er käme und es wollte, mit dem ganzen Inhalte der aufgespeicherten Reichtümer schmücken. Sie findet es als etwas, was sich von selbst versteht, daß der reiche Gespiele kommt, um sie zu schmücken. Sie prunkt damit; nun ist sie wirklich die Schönste unter ihresgleichen und nicht nur die Schönste, sondern auch die Reichste, denn Heini hat es ihr gesagt! Und sie glaubt an Heini.

Bei dem Mädchen beginnt jedoch der Tag des Erwachens früher heranzudämmern. Seit Franzi gewahr wird — so

denke ich mir die Irrgänge dieses kindischen Denkens —, daß auch die Mutter teilnimmt an den Geschenken des Knaben, seitdem regen sich Stimmen in ihr, die bis dahin in ihr nur schliefen.

Warum braucht er der Mutter gegenüber den Vorwand, er bringe ihr nur das ‚Gnadenbrot‘, während er den Schmuck als von ihm allein ausgehend bezeichnet? Warum sieht sie die Mutter so gierig nach dem greifen, was ihr der Knabe bringt, so oft er kommt? Warum sieht sie die Mutter so eigentümlich lachen, wenn er sich wieder entfernt? Warum schmält sie noch immer und in so höhnischer Weise über Frau ‚Vemi‘, von der ja jenes Gnadenbrot kommt?

Das fragt sich Franzi vielleicht öfter, als wir wissen und ahnen, und je mehr das Kind sich selber fragt, desto tiefer gerät es in das Dornengestrüpp von Zweifeln, die es von allen Seiten umgeben. Soll es sich dem Priester anvertrauen? Er ist ihr so nahe, und ich sehe, wie sie ihm inbrünstig die Hand küßt, von der sie Lösung, aber auch Strafe erwartet. Was hält sie ab? Der Gespiele und dessen noch immer auf ihr lastender Einfluß? Ich weiß es nicht. — Dann sehe ich sie wieder, wie sie schrittweise sich mir nähert. Ich weiß es jetzt, daß sie sprechen will, daß sich ihr die Bekenntnisse gleichsam zum Munde drängen! Dennoch vermag sie nicht den letzten Schritt zu tun; hier angelangt, zaudert sie! So erkläre ich mir den Zustand dieser bekümmerten Kindesseele, der ich Gelegenheit hatte, näher zu treten. Das volle Geheimnis werden wir niemals erfahren, das ist wie mit sieben Siegeln verschlossen . . .

Da tritt ein Ereignis ein . . . der Tod der kranken Kameradin . . .“

Bis dahin hatte das Mädchen fast teilnahmslos der Auseinandersetzung des Lehrers Gehör geschenkt; nichts schien zu verraten, daß der Inhalt seiner Worte in irgend einem Zusammenhange mit ihrer gegenwärtigen Lage stehe. Jetzt

schnellte sie von ihrem Sitze auf, wie von einem verborgenen Mechanismus getrieben.

„Reden Sie nichts, Herr Lehrer!“ rief sie flehentlich, „reden Sie nichts.“

Dann setzte sie sich wieder.

„Der Tod ihrer kranken Kameradin,“ fuhr der Zeuge fort, ohne einen Blick nach ihr zu werfen und dennoch innerlich bebend vor ungeheurer Aufregung, „ist die erste bestimmte Antwort auf die vielen Fragen, die das Kind erhält. Sie fällt wie ein sengendes Licht über seine bisherige Welt. Der letzte Stützbalken, an den es sich anklammert, ist durchsägt ... er versagt ihr seinen Dienst. Die Sterbende stößt das Geschenk von sich, mit Abscheu, mit dem ganzen Aufgebote ihrer letzten schwindenden Kräfte ... Jetzt hat Franziska die Frage und die Antwort zugleich. Sie ist von ihrer Kameradin verworfen! und sie weiß warum!

Hoher Gerichtshof!“ so schloß der Zeuge unter tiefem Stillschweigen, während eine tiefdunkle Röte sich auf seinen Wangen festgesetzt hatte. „Ich habe irgendwo in einem Buche einmal gelesen, daß sich die Natur in manchen schweren Krankheiten zuweilen eines sonderbaren Mittels bedient, um in dem Kampfe, den sie mit den Kräften der Zerstörung zu bestehen hat, Siegerin zu bleiben ... Sie bietet gleichsam eine andere schwere Krankheitsform auf, die ihr zu Hilfe kommen muß; in dem gewaltigen Kampfe nun, der dadurch entsteht, daß sich diese zwei Gewalten gegenüberstehen, weiß sie eine günstige Wendung zu finden, läßt scheinbar die eine über die andere die Oberhand gewinnen und schlägt sie dann beide in die Flucht!

Sollte das nicht mit beiden Kindern sich ähnlich verhalten?

Bedient sich die Natur auch hier eines ähnlichen Mittels, um ihren Zweck zu erreichen? ‚Welchen?‘ fragt man sich. Nun wohl keinen anderen, als den der sittlichen Wieder-

geburt! Hat sie ihn erreicht? Noch kann das nicht behauptet werden. Noch ist der Aufruhr der feindlich sich gegenüberstehenden Kräfte nicht überwunden ... Aber der Moment des nahenden Sieges ist gekommen; ja, er ist vielleicht schon da!

Hoher Gerichtshof! Männer des Volkes, die Sie berufen sind, um Recht zu sprechen diesen beiden Kindern des Volkes!

Wem von Ihnen, dem auf der Schwelle seines Hauses das Lächeln seiner schuldlosen Kinder entgegenkommt, dürfte sich heute nicht die Frage aufdrängen: Weiß ich es, ob mein Kind nicht von demselben Sturm erfaßt wird, der über die Häupter dieser beiden dahinfuhr? ...

Hören Sie auf die Stimme eines einfachen Volkslehrers! Nehmen Sie von diesen Häuptern die Binde hinweg, aber nicht gewaltsam, sondern mit milder Schonung! Moralkranke Kinder sind es ... für die ich bitte.“

Kaum hatte Clemens Fittig so geendet, da rief ihm der Vorsitzende mit scharfem Tone zu:

„Herr Zeuge, ich verweise Ihnen hiermit diesen Appell an die Herren Geschworenen! Sie haben kein Recht dazu, er steht nur dem öffentlichen Ankläger und der Verteidigung zu!“

Frau Blüthenstern neigte sich über ihren Pack hinweg zu ihrem Nachbar, dem Hausmeister des Hühnerhofes und flüsterte zu ihm:

„Gott soll ihn nur gesund lassen! Lauter Gold und Perlen, was er gesprochen hat! Alles hab' ich zwar nicht verstanden, was er vorgebracht hat, aber das eine hab' ich verstanden, und darauf sag' ich: Amen, Amen! Nämlich: Franziska hat keine Moral gehabt. Als wenn ich das nicht auch gesagt hätte! Ich, Perl Blüthenstern!“

Und ihre Augen waren dabei naß, und ihr Antlitz wies eine Begeisterung auf, daß es aussah, als ginge von ihr

jenes strahlende Licht aus, das auf dem „ersten“ Propheten ihres Volkes einst lohte, als er von den blitzerhellten Höhen des asiatischen Berges mit jenen steinernen Tafeln kam, auf denen zum ersten Male die zehn Worte der ewigen Moral eingegraben waren ...

11. Das öffentliche Gewissen.

Wieder war die junge Schwalbe von der neuen Heilandskirche durch das offene Fenster gekommen, um nachzusehen, ob die beiden Kinder noch immer vor den Männern saßen, die ein so strenges Gesicht hatten. Ja! Sie saßen noch immer da, bleich und abgespannt, was die neugierige Schwalbe auf Rechnung des Hungers setzte. Und soeben hatte sich, da das Zeugenverhör abgeschlossen war, der Herr Staatsanwalt erhoben.

Da flog selbstverständlich die Schwalbe wieder fort ...

Frau Blüthenstern hatte sich aber aufs neue zu ihrem Nachbar geneigt; und während der Staatsanwalt sich seine Papiere zurechtrückte, meinte sie in besorgtem Tone:

„Ich weiß gar nicht, was er nach dem Lehrer noch zu sagen haben wird. Man hat darauf schwören können, so schön und gut war alles! Und jetzt wird er kommen und wird alles wieder verderben! Lebendiger Gott! was gibt es doch für Menschen! Ihr werdet sehen, Hausmeister, er wird gerade das Umgekehrte beweisen, was der Lehrer bewiesen hat. Hat der Lehrer gesagt: Die Kinder haben keine Moral gehabt, so wird er darauf sagen: Was? sie haben sehr viel Moral gehabt! und ich fürcht', ich fürcht', er wird dann unserer Franziska nur schaden! Gott sei es geklagt!“

Frau Blüthenstern täuschte sich auch nicht; ihrem ahnenden Verstande lag die Sache klar vor. Das bewies ihr schon der Anfang der Rede.

„Hoher Gerichtshof!“ begann der Staatsanwalt mit

leiser, sich immer mehr hebender Stimme — denn als gewandter Redner kannte er das Geheimnis, wie man seinen Ton zügeln müsse, um ihn zuletzt da, wo er wirken soll, mit voller Wucht austönen zu lassen. — „Als in der Morgenstunde eines Tages im heurigen Frühling die Mutter jenes unglücklichen Knaben, der hier auf der Anklagebank sitzt, vor mir erschien, um Zeugnis abzulegen wider den, den sie unter ihrem Herzen getragen, wider ihr eigenes Kind, da erfüllte mich, ich gestehe es freimütig, dessen Beruf es doch ist, mit den dunklen Nachtseiten menschlichen Tuns vertraut zu werden, ein Gefühl von Schauer!

Aus allem, was jene Frau vorbrachte, ich möchte sagen: aus jeder ihrer Gebärden, klang der heisere Ruf: ‚Ich will mein Recht gegen diesen Sohn! Gebt mir dieses Recht!‘ Und ob auch seitdem ganz andere Eindrücke fremdgearteter Natur an mir vorübergezogen, der Eindruck, den ich damals empfangen, lebt in mir fort ... und mit dieser Mutter, im Namen der Schwergekränkten rufe ich Ihnen zu:

Geben Sie recht der Mutter! Hören Sie den Ruf einer Mutter!“

Hierauf machte der Staatsanwalt eine Pause — das, was man eine Kunstpause nennt, indem er scheinbar nachlässig in den vor ihm aufgehäuften Papieren kramte.

„Was will er von der Mutter?“ flüsterte Perl Blüthenstern angstvoll vor sich hin. „Warum hat sie nicht besser acht gegeben auf ihr Kind!“

Hätte sie in diesem Augenblicke jemand gefragt, wen sie in der großen Stadt, so weit sie ihr bekannt war, am meisten hasse, sie hätte unbedingt mit ihrem Finger auf den Mann mit dem goldgestickten Kragen gedeutet, der ihr jetzt so viel Leid antat! Dazu sagte ihr der Verstand, daß der Beginn der Rede nicht ohne große Wirkung, namentlich auf der Geschworenenbank geblieben war. Das war ein Räuspern und Sichbewegen und Aufmerken! Man hätte glauben können, die

Sache sei schon jetzt entschieden und alles sei „aus“ und der Lehrer hätte umsonst gesprochen! Ein unsagbares Weh bedrängte die Hausiererin. Sie hätte vor Schmerz aufschreien mögen . . .

„Um was handelt es sich in unserem Falle?“ fuhr der Staatsanwalt mit erhobenem Tone fort: „Handelt es sich um einen jener Fälle, wie sie dieser Saal so häufig sieht, in denen die öffentliche Anklage all ihren Scharfsinn aufbieten muß, um den böseſten Instinkten der Menschennatur mitten durch das Gestrüppe von Lüge, Heuchelei und Verstellung zu folgen und der Wahrheit zum Siege zu verhelfen? Sind hier Leidenschaften im Spiele, die wie eine jähe Flamme aufsteigen und ihr blendendes Licht werfen auf früher in Nacht und Dunkel gehüllte Gegenden des menschlichen Gemütes? Nein und abermals nein! Zwei Kinder, fast der Schulbank entnommen: das eine ein noch unentwickelter Knabe, das andere ein halberwachsenes Mädchen, stehen vor uns! Das eine hat sich an dem Eigentum seiner Mutter schwer vergriffen, das andere weiß um die Tat seines Gespielen, läßt sich beschenken mit dem, was jener aus dem Besitze seiner Mutter an sich gerissen hat! Von beiden liegen die Geständnisse vor; keines leugnet, keines macht auch nur den leisesten Versuch dazu! Der Fall ist also so einfach und klar, wie die Wahrheit selbst.

Noch eine dritte ist da! Die Mutter jenes Mädchens; sie steht gleichsam im Hintergrunde der Szene, auf der sich die Untat entwickelte. Hat sie die Fäden dazu in der Hand? Hat sie sie selbst gesponnen? Ist es die Rache an ihrer ehemaligen Freundin, die sie zur Mitbeteiligten macht? Ist es die Habsucht allein, die die Triebfeder ihres Tuns bildet? Doch davon später!

Ist aber der Fall an und für sich von einer fast durchsichtigen Einfachheit vom Standpunkte des praktischen Juristen aus betrachtet — zur vollen Schwere und Bedeutung erhebt

er sich erst, wenn man ihn in Zusammenhang bringt mit so mancher Erscheinung in Schule und Haus . . .

Dann allerdings verdient er die eingehendste Beachtung aller jener Kreise, die er besonders angeht, damit der drohende Finger, der jetzt das Mene Tekel an die Wand hingeschrieben, nicht noch einmal ein anderes Wort verzeichne, welches lautet: ‚Sie hatten Augen und wollten nicht sehen; sie hatten Ohren und wollten nicht hören!‘“

Wieder allgemeines Räuspern und Rücken auf der Bank, wo die Männer des Volkes saßen, und einer der Reporter beeilte sich in treuer Pflichterfüllung die Notiz anzumerken: „Bewegung unter den Geschworenen,“ was zwischen zwei Parentheseſtrichen ausgedrückt und durchschossen gedruckt, sich in dem Zeitungsbericht sehr gut ausnehmen wird.

Was Perl Blüthenstern dabei dachte, davon wird freilich kein Wörtchen in der Zeitung stehen . . . „Das steht bei Gott,“ würde sie wahrscheinlich sagen . . .

Nun zergliederte der Staatsanwalt nochmals den ganzen Fall, nicht etwa — wie er sagte — um für die Anklage besonders „Kapital“ daraus zu schlagen, denn in dieser Beziehung hoffe er mit den Geschworenen sich in einer und derselben Ansicht zu begegnen, sondern weil es ihm gerade heute darum zu tun sei, Meinungen und Behauptungen entgegenzutreten, die, wiewohl nur von einem Zeugen ausgesprochen, gründlich zu zerstören er für seine Pflicht, ja für ein drängendes Gebot seiner Stellung halte.

In dem Buche eines Volksschriftstellers*), wiewohl es sich in das Gewand eines Romans kleide, habe er vor Jahren eine Stelle gefunden, die lebhaften Eindruck auf ihn gemacht. Er könne sie freilich nur aus dem Gedächtnisse zitieren, aber er stehe dafür ein, daß sie im großen und ganzen dem Wortlaute entspreche.

---

*) Berthold Auerbach.

„Dreierlei — heißt es dort — ist dem Menschen auf Erden gegeben: Genuß, Entsagung und Erkenntnis. Was will so mancher für sich und sein Kind? Genuß! Die Welt ist eine gedeckte Tafel, und man hat nur so viel zu lernen, um die rechten Wege, die rechten Maße des Genusses zu finden! Die Erde ist ein Vergnügungsort, und sie läßt wachsen, damit wir uns dessen ergötzen. Wir haben auf der Welt keinen anderen Beruf, als spazieren zu fahren, zu essen, zu trinken und zu schlafen, uns zu putzen und wieder spazieren zu fahren.

Was will die Kirche? Entsagung! Die Welt hat nichts zu bieten, ihre Genüsse sind nur verwirrender Schein, zerren dich nur her und hin, darum wende dich nur ab von ihnen.

Und was will die Schule? Erkenntnis! Denn das Leben zerfällt nicht in Genuß und Entsagung, die Erkenntnis schließt vielmehr beide in sich; ist die Einheit beider; sie ist die Mutter der Pflicht und der schönen Tat."

So spreche sich ein mit Recht vielgerühmter Mann aus, der mit Herz und Gemüt inmitten seines Volkes stehe, keiner der falschen Propheten des Tages! Freilich, was er von der Kirche sage, treffe nicht ganz zu, denn auch die Kirche zeige die richtigen Wege zur Erkenntnis, und sie besonders habe in ihrem Gnadenschatze die Mittel dazu ... Aber, was der Mann von der Genießenslust, jener weitverbreiteten Doktrin des heutigen Tages, spreche, treffe es nicht die Wunde der Zeit an ihrer empfindlichsten Stelle? Sähe man sie nicht deutlich wie mit blutroter Schrift an diesen beiden Kindern? — Von den ersten Keimkörnern seiner Tat angefangen, bis herab auf jene Nacht, in der der unglückselige Knabe heimlich aufstand, um den Schlaf seiner Mutter zu hintergehen, lasse sich ein gemeinschaftlicher Zug verfolgen, und er nähme keinen Anstand, zu erklären, was er damit meine ...

Aus dem ganzen Gehaben des Knaben ersehe man nämlich, daß unter den drei vom Dichter bezeichneten Dingen

die Genießenslust, ja, die Genußlust und nichts anderes es gewesen sei, was ihn zur Tat gedrängt; Genußlust habe ihn von der Bahn des Rechten abgelenkt und auf jener schiefen Ebene fortgezogen, bis sie endlich in diesem Hause zum vorläufigen Stillstand gebracht wurde. Freilich werde man ihm einwenden, der Knabe habe für sich nichts vergeudet, er habe das, was er seiner Mutter genommen, an andere verschenkt; er habe großherzig die von seiner Mutter an ihrer ehemaligen Freundin begangene Unbill durch sein Geben ausgleichen wollen!

Gegen solche und ähnliche Einwände müsse er schon jetzt den entschiedensten Protest einlegen. Man könne seine Genußlust auch damit befriedigen, daß man dem andern die Mittel verschafft, zu genießen, und das sei bei diesem Knaben der Fall gewesen!

Um seine Gespielin mit gleißendem Schmucke von Gold und Edelsteinen glänzen zu sehen, übertäubt er die Stimme des Gewissens; er behängt sie mit Schmuck und schwelgt wie ein echter Prasser in dem Gedanken, wie schön sich die Beschenkte ausnehmen würde. Einmal in diese Richtung wie von einem Wirbel hineingezogen, habe er keinen Halt weder in sich, noch in anderen gefunden; willenlos — das wolle er gerne zugeben — habe er sich forttreiben lassen, halb von Großmannssucht, halb von dem bösen Geiste geleitet, den er bei seinem rechten Namen genannt, bis eine Umkehr unmöglich geworden. Darum die von ihm und seiner Genossin festgehaltene Lüge von den „feurigen Augen des Riesen", die bis zur zuchtlosen Zähigkeit gediehen sei! Wenn man all das, was man soeben vernommen, mit dem Mäntelchen der sogenannten „Moralkrankheit" entschuldigend bedecken wollte, wie es jener Herr Zeuge wahrscheinlich in wohlwollender Absicht zu tun versucht habe ... er dagegen müsse mit aller Überzeugungstreue, die ihm innewohne, mit aller Glut seines sittlichen Bewußtseins einer solchen An-

nahme sich entgegenstemmen, und wenn er nur die eine Waffe hätte: den Satz: Geben Sie recht dieser Mutter! Helfen Sie ihr zu ihrem Rechte! ...

Dasselbe, was er von dem Knaben bisher gesagt, gelte vielleicht in noch erhöhtem Maße von dem Mädchen auf der Anklagebank! So jung die Seele dieses Geschöpfes sei, in dem offenen Kelche dieser Blume habe bereits die Eitelkeit ihren vernichtenden Reif abgesetzt. Heilig sei die Kindesseele, denn ihre Düfte gleichen dem Brodem, der im Frühlinge aus der frischgepflügten Ackerscholle zum Himmel steigt. Wenn man aber gewahre, wie dieses Mädchen, von bösen Lüsten in der Irre umhergeführt, die sittliche Schönheit verleugne, die ihr von der Vorsehung mit auf den Weg gegeben sei, dann verkehre sich das Mitleid in starres Entsetzen, und zur Fratze wird, was der größte Kinderfreund, der jemals auf Erden gewaltet, gesprochen, das Wort: Lasset die Kindlein zu mir kommen....

Mit der Mitwissenschaft um die Tat des Gespielen beladen, erschreckt von dem nahenden Schritte der Gerechtigkeit, bietet dieses Mädchen nur einen mildernden Lichtblick: sein Geständnis! Aber auch dieses, wie wohltuend es wäre, wenn es gleichsam mit elementarer Gewalt aus ihrer Seele bräche, sei nicht frei von jenem Geiste böser Angewöhnung an Lüge und Verstellung, dem sie zum Opfer gefallen. Sie nimmt alles auf sich, sowohl die Tat des Gespielen, als die tückische Verleitung der Mutter! Nach seiner Überzeugung beruhe das alles auf einer trügerischen Berechnung! „Es kann dir ja nichts geschehen," muß ihr jemand zugeflüstert haben, „wenn du alles auf dich nimmst, denn du bist erst vierzehn Jahre alt!" Also Lüge auf Lüge! Verstellung auf Verstellung! Die Saat sei üppig in die Höhe geschossen.

„Meine Herren Geschworenen!" also schloß der Staatsanwalt seinen Vortrag. „Nicht um Ihr Urteil in irgend einer Weise zu beirren, denn Sie sind berufen, unbeeinflußt

und unnahbar, als die Stimme des öffentlichen Gewissens sich vernehmbar zu machen! spreche ich so. Darauf haben Sie mit Ihrem Mannesworte sich verpflichtet, das haben Sie mit Ihrem eidlichen Gelöbnisse bekräftigt. Bevor Sie jedoch an Ihre Aufgabe schreiten, an eine Aufgabe, so hoch und hehr, wie nur irgend eine auf dieser Erde — sei es mir gestattet, mit einigen Worten ... Ihrer etwaigen Zaghaftigkeit mich an die Seite stellen zu dürfen. Nicht als Ihr Warner, sondern als Ihr Berater! Eine andere Rolle beanspruche ich nicht!

Diese Kinder auf der Anklagebank sind nicht moralkrank! Lassen Sie sich von dem trügerischen Wortgebilde, das Ihnen aus dem Munde eines der Herren Zeugen entgegentritt, nicht in die Irre führen! Leute seines Standes und Berufes — und ich will damit keineswegs seiner Gemütswallung entgegentreten — sind nur zu geneigt, den positiven Ergebnissen unseres Standes, namentlich in neuerer Zeit, mit allerlei geflügelten Worten entgegenzutreten. Dahin gehört jenes von der Moralkrankheit! Lassen Sie sich von diesem Worte nicht locken, nicht abwendig machen! Denn so schön der Roman in einem Buche sich ausnehmen mag, den sich der Herr Lehrer aus willkürlichen Prämissen konstruiert hat, — hier in diesem Saale, der dazu gebaut ward, damit die strafende Justiz die Wahrheit und die Wirklichkeit suche, hier zerfließt der Spuk in eitel Dunst und Nebel, und nichts bleibt übrig, als die nackte Tatsache, wie sie die Untersuchung feststellte."

Hier unterbrach sich der Redner, um sich die Erlaubnis zu einer Bemerkung zu erbitten, die zwar „heikel" an sich, und mit dem vorliegenden Falle vielleicht in keinem engen Konnexe stehend, geeignet sei ... zum Nachdenken aufzufordern.

Mit Recht habe jener Herr Zeuge, dessen Beruf es sei, die „Errungenschaft der Neuschule" wie ein Banner vor sich

herzutragen, dieselbe als Gottes liebstes Kind bezeichnet. Ob es aber nicht oft gerade die liebsten Kinder seien, die von ihm am meisten verhätschelten und bevorzugten, die dem Vater Kummer und Leid bereiten? Damit wolle er keineswegs einen jener wohlfeilen Witze machen, wie sie unter „gewissen Leuten" von zweifelhaftem Geschmacke so beliebt seien ... Dafür sei die Sache doch zu ernst ...

Aber müsse nicht jeder, der den Plan unseres Volkserziehungswesens als Ganzes überschaue, sich betroffen fragen: Wohin wird gesteuert? Bewegt sich das Schiffchen nicht schon jetzt in einem Fahrwasser, das notwendig zu Untiefen führen müsse? Wieder fiele ihm das vorhin erwähnte Zitat ein: „Was will die Schule! Erkenntnis!" Aber er fürchte sehr — *seine* Beobachtungen sprächen wenigstens dafür —, unsere Schule befinde sich in dieser Hinsicht in einem überreizten, fast fieberhaften Zustande! Erkenntnis und nichts als Erkenntnis, Wissensformeln und nichts als Wissensformeln. Sei es da ein Wunder, wenn jener „ideale" Zug immer mehr aus den Gemütern unserer Jugend schwinde, der einen so mächtigen Schutzwall gegen das Überfluten des Materialismus gebildet ...? Das Meßbare, das Wägbare habe allein Geltung; alles, was darüber hinausgeht, werde vornehm beiseite geschoben, als nicht „in die Rechnung" passend, abgewiesen. Und doch lebe dieser ideale Zug — er finde hierfür keinen bezeichnenderen Ausdruck für das Namenlose und Unstillbare in unserer Jugend!

Aber den dürstenden Lippen werden als Labetrunk dürre Resultate hingerückt, nirgends winken ihr Oasen, denn die Oase wird als eine Luftspiegelung erklärt, für eine wesenlose Fiktion! Könne es dann befremden, wenn diese Jugend mit dem Überschusse dieses idealen Lebens (denn noch sei er in ihr vorhanden) nichts anzufangen wisse? wenn sie darob auf Abwege gerate?

Gerade diese zwei Kinder seien der beste Beleg für diese

seine Behauptung. Weil ihnen die Schule nichts bot, was sie erquicken, was ihrem Hange nach dem Unmeßbaren und Namenlosen Befriedigung gewähren konnte, flüchteten sie sich in das phantastische Dickicht einer erträumten Märchenwelt... Sie suchten Götter, fanden aber keinen Gott!

Das nenne der Herr Zeuge aus dem zehnten Bezirke Moralkrankheit...

„Also keine Selbsttäuschung, meine Herren Geschworenen!“ so schloß der Redner. „Kein Spielen mit Worten und Begriffen, die zu zweischneidigen Messern in Ihrer Hand werden können. Heilig sei uns die Kindesseele! rufe ich Ihnen nochmals entgegen, denn auf ihrem Dufte beruht gleichsam das Wohlergehen der Welt! Wenn uns aber — wie wir es heute wahrnehmen — aus diesen offenen Kelchen der Menschenblüte kein Duft, wohl aber ... Fäulnis entgegendringt, dann, meine Herren Geschworenen, muß an den feinsten Würzelchen bereits die zerstörende Kraft eines Gewürmes nagen, und das bedeutet den sittlichen Tod!

Glauben Sie, daß solchen Erscheinungen gegenüber sanfte Wiegenlieder am Platze sind, wie sie hier angestimmt wurden? Das Eiapopeia könnte sich einmal fürchterlich rächen.“

Was die Schuld der Büglerin, Veronika Feldheim, betreffe, so sei diese nach seiner Ansicht über jeden Zweifel erhaben und erwiesen. Dafür spreche in erster Reihe ihr eigenes Geständnis, das nicht nur seinerzeit vor dem Untersuchungsrichter, sondern vor kurzem hier in diesem Saale einen so beredten Ausdruck gefunden habe. Sie haben den Knaben nur gelockt, meinte sie! Daß aber dieses Locken und Girren in der strengen Sprache der Justiz die Bedeutung von vorbedachter *Verleitung* habe, liege auf der flachen Hand! Darüber könnte man sich keiner Täuschung hingeben. Diese Frau kenne die Fäden, aus denen das Gespinst geworden.

Schließlich erklärte noch der Staatsanwalt, von seinem

Standpunkte aus die Anklage gegen die drei Personen auf der Anklagebank aufrechthalten zu müssen.

„Helfen Sie der gekränkten Mutter zu ihrem Rechte!" war sein letztes Wort.

12. In später Nachtstunde.

Auf der Geschwornenbank hatte sich ein alter Mann in silberweißen Haaren, aber sonst kräftigen Aussehens, in welchem man im übrigen den wohlhabenden, „bürgerlichen" Handwerksmeister sogleich erkannte, erhoben. Er fragte in bescheidenem Tone, stockend und verlegen, ob es ihm gestattet sei, jetzt noch an die beiden Kinder eine oder zwei Fragen richten zu dürfen, von deren Beantwortung für ihn sehr viel abhänge.

„Fragen Sie nur!" meinte der Vorsitzende.

„So möchte ich denn wissen," sagte der Geschworene, „was Heinrich Wegener werden möchte, wenn er einmal aus ... diesem Hause kommen wird?"

Der Vorsitzende glaubte der etwas unbeholfenen Ausdrucksweise des Volksmannes dadurch zu Hilfe kommen zu müssen, daß er dem Knaben erklärend zurief:

„Heinrich Wegener, Sie sollen dem Herrn Geschworenen auseinandersetzen, welchen Lebensberuf Sie einst wählen werden, natürlich mit Zustimmung Ihrer Frau Mutter. Sie haben die Frage wohl verstanden?"

„Ich möchte ein Bildhauer werden!" kam es rasch und ohne langes Besinnen von den Lippen des Knaben zurück.

„Und das Mädchen Franziska?" fragte der Geschworene.

Das Mädchen erwiderte, aber erst nach einer Weile, als käme ihr das Besinnen etwas schwer an:

„Ich möchte Lehrerin werden ... und dann möchte ich gerne mit vielen Kindern spielen."

Warum lachen die Menschen so gerne? Galt es dem

geschworenen Mann aus dem Volke und seiner allem Herkommen zuwiderlaufenden Frage, oder galt der Sonnenschein, der sich über alle Gesichter gelegt hatte, der Antwort des Kindes? Genug, einer der Reporter fand es für angezeigt, in seine Aufzeichnungen zwischen zwei Parentheseklammern das Wort „Heiterkeit“ aufzunehmen, woran er gewiß sehr wohl tat.

„Ich danke,“ sagte der alte Geschworene mit einer linkischen Verbeugung gegen den Vorsitzenden und setzte sich nieder . . .

Nach diesem kurzen Zwischenfalle, der kaum so lange gedauert hatte, als wir ihn hier erzählen, erteilte der Vorsitzende den drei Verteidigern das Wort.

Alle drei entledigten sich denn in ihren Plaidoyers — wie es am andern Tage in den Morgenblättern hieß — ihrer „Aufgaben“ nicht ohne Geschick, und es gereicht ihnen gewiß nicht zur Unehre, wenn es fast in allen Berichten lautete: „Die Verteidigung hatte einen um so schwierigeren Stand gehabt, als sie gewissermaßen unvorbereitet in den Kampf auszog und erst auf dem Schlachtfelde selbst Sukkurs erhielt, der ihr denn auch in reichlicher Weise zuteil wurde.“

Denn ohne den Lehrer aus dem zehnten Bezirke und dessen Aussage, die eine so eigentümliche Beleuchtung auf die ganze Verhandlung geworfen habe, und den heftigen Angriff auf dieselbe von seiten des Staatsanwaltes, hätten die Advokaten der angeklagten Kinder von Position zu Position aussichtslos weichen müssen. Aber mit dem Momente, wo der Staatsanwalt — um bei der strategischen Ausdrucksform zu bleiben — seine Batterien demaskiert habe, hätten auch sie sich zurechtgefunden, um wenigstens mit Ehren „sich rückwärts zu konzentrieren“.

In der Tat klammerte sich sowohl der Verteidiger Heinis, als sein Kollege, dem die Aufgabe zugefallen war, sich Franzis anzunehmen, an das geflügelte Wort vom „Moral-

krankſein“, an dieſen dünnen Strohhalm, mit einer Gier und Ängſtlichkeit an, als wäre er wirklich ein ſolider Balken, der einem nur mäßig Geſchickten die vollſte Sicherheit gewährt. So überboten ſich denn beide in gewagten Vorausſetzungen und Schlußfolgerungen, und wie es immer zu geſchehen pflegt, wenn fremde Hände ſich in das feine Geſpinſt eines ſeeliſchen Vorganges mengen, das geſchah auch hier. Was der Lehrer nur andeutungsweiſe, faſt ſchüchtern hingezeichnet, das vergröberten und vergrößerten die beiden Verteidiger. Für ſie war alles Tatſache; friſchweg nahmen ſie alles, was ſie gehört, als feſtbegründet und unerſchütterlich an. Hatte der Staatsanwalt die Geſchworenen vor dem Trugbilde jenes „Wortes“ gewarnt — für ſie war das Grund genug, an die Männer des Volks die Bitte zu richten, ſie mögen ſich in ihrem Wahrſpruche von dieſem angeblichen „Trugbilde“ leiten laſſen. Hatte der öffentliche Ankläger die Begründung ſeiner Anklage mit dem mehrmaligen Rufe geſchloſſen: „Helfen Sie der gekränkten Mutter zu ihrem Rechte!“ — aus ihrem Munde ertönte ein anderer Ruf, und der lautete:

„Denken Sie an den Lehrer aus dem zehnten Bezirk, denken Sie an die Kinder!“

Der Verteidiger der Frau Veronika ſtellte ſich dagegen auf einen ganz anderen Standpunkt. Das Antönen irgend einer Gemütsſaite war durchaus nicht ſeine Sache. Mit einer Art trockener Beredſamkeit wies er nach, daß alles, was als Beweismittel gegen ſeine Klientin vorgebracht wurde, haltlos in freier Luft ſchwebe. Worte, Schmeicheleien ſchließen noch kein Vergehen in ſich, wie der öffentliche Ankläger ſo gerne beabſichtige; übrigens ſei Frau Veronika berechtigt geweſen, die Worte des Knaben, der ihr die Geſchenke im Namen ſeiner Mutter überbracht, in vollem Glauben anzunehmen, denn Frau Euphemia Wegener ſei ihre wirkliche Freundin geweſen, und die Überzeugung mußte ſich ihr aufdrängen, mit der Rückgabe des Gnadenbrotes an die ehe=

malige Jugendgenossin sei von der Betreffenden ein Akt spät erwachter Reue an der Gekränkten vollzogen worden. Daß Frau Veronika in ihrer Drangsal die Großmannssucht des Knaben benützt habe, könne möglicherweise seine Richtigkeit haben; sei es ihre Aufgabe gewesen, sich erst Brief und Siegel von dem Knaben geben zu lassen? . . . daß er lüge, . . . daß er wirklich der Spender des Gnadenbrotes sei?

Kurz, wenn er alles erwäge, was zu erwägen steht, wo sich um das Haupt dieser Frau ein so gefährliches Netz ausspanne, so müsse er zu dem Schlusse gelangen: dieser Frau, seiner Klientin, würde ein schreiendes Unrecht zugefügt, dem nur das Gerechtigkeitsgefühl der Herren Geschworenen ein Halt zuzurufen in der Lage sei usw. usw.

Nun trat ein seltsamer Umstand ein, auf den in diesem Saale wahrscheinlich niemand gefaßt war. Der Staatsanwalt erklärte nämlich, nach allem, was er von den Verteidigern der Angeklagten vernommen, könne er ruhig auf eine Duplik verzichten, worauf die drei Verteidiger gleichfalls einstimmig erklärten, nach den eben vernommenen Worten des Herrn Staatsanwaltes wollten auch sie auf jede Replik verzichten.

Jedermann aber, der von der „Sache" etwas verstand, mußte sich fragen: Warum geschieht das? Fühlt sich die Staatsgewalt so sicher, daß sie angesichts des ihr winkenden Sieges jede Gegenrede für rein überflüssig hielt? und auch die Verteidigung?

Für den „Hühnerhof" jedoch, zum Beispiel für Perl Blüthenstern hatte diese gegenseitige „Gefälligkeit" etwas tief Beängstigendes; sie wußte nicht, wie sie sie zu deuten habe.

„Wenn sie sich," flüsterte sie über ihren Pack hinweg zu ihrem Nachbar, „ausgleichen, so steht die Sache, leider Gottes, nicht gut! Mir kommt vor, da geht etwas vor, wie wenn ich einem „Kunden" etwas verkaufen möchte. Er will nicht, und ich will auch nicht. Und zuletzt werden wir doch

handelseins. Wenn nur nicht Franziska darunter zu Schaden kommt! Aber was liegt ihnen daran? Gott läßt viel zu, was sich gar nicht verantworten läßt!"

Jener Reporter aber, der vorhin seinem Kollegen gegenüber eine so scharfsinnige Berechnung des mutmaßlichen Endes der Verhandlung aufgestellt hatte, hatte wirklich recht behalten. Die Zeiger der Uhr wiesen bereits auf die sechste Stunde; über dem goldfunkelnden Kreuze auf der neuen Heilandskirche stand zwar noch die Sonne in ihrer sengenden Augustpracht; aber anderswo fingen doch bereits die Abendschatten an sich behäbig auszudehnen. Auch die kluge Schwalbe wußte das. Sie hatte das Warten aufgegeben. Sie kam nicht mehr zum Besuche der beiden Kinder . .

Dann erhob sich der Präsident zum sogenannten „Resümee", wofür wir allerdings in unserer Muttersprache keinen entsprechenden Ausdruck vorfinden. Auch hier müssen wir in Ermangelung eines andern Behelfes auf die Berichte der Morgenblätter zurückgreifen. Insgesamt heben sie alle die „Unparteilichkeit" und die „logische Schärfe" hervor, mit welcher der Vorsitzende die Hauptpunkte des vorliegenden Falles zusammengefaßt und den Geschworenen zum Bewußtsein gebracht habe. Vortrefflich habe er es verstanden, „Licht und Schatten" auseinanderzuhalten, dem Staatsanwalte zu geben, was des Staatsanwaltes war, aber auch der Verteidigung das ihr so schwierig gemachte Terrain nicht noch mehr zu verengen. Wenn die Herren Geschworenen, die ja doch größtenteils selbst Familienväter wären, also wünschen müßten, daß an die Heiligkeit ihres Hausfriedens der Schlamm irregeleiteter, ja verderbter Kinder nicht heranreiche, daß auf ihrem eigenen Herde stets das Feuer echter Zucht lodere — denn nur wo dieses in seiner göttlichen Reine erhalten werde, blühe das älteste Institut der Menschheit, die Familie —, in diesem Augenblicke dessen gedächten, dann müßten sie dem Staatsanwalte zustimmen, der diesen Gefühlen einen so be-

redten Ausdruck gegeben! ... Es hätte sich aber in diesem Saale auch eine Ansicht vernehmen lassen, die, weil von berufener Seite kommend, und weil sie vielleicht geeignet sei, den Schleier von so manchem, was diese Kinderseelen in sich bergen, wenn auch nur flüchtig, zu lüften, jedenfalls den Anspruch erheben dürfe, gehört zu werden. Das sei jene Ansicht, wonach die Tat der beiden Kinder als unter dem Einflusse und dem Drucke einer ihre sittlichen Kräfte beherrschenden Gedankenströmung stehend, wenn nicht entschuldigt, jedenfalls erklärbar erscheine. Gewiß würden die Herren Geschworenen auch diese Stimme, so haltlos sie nach seiner Ansicht immerhin sein möge, in den Kreis ihrer Erwägungen ziehen.

„Noch ist die Kinderseele," schloß der Präsident, „ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch; vielleicht birgt auch das Buch dieser zwei Kinder, mit denen das Gericht sich heute beschäftigt, Geheimnisse in sich ... In jedem Falle — und ich bin stolz darauf, dies aussprechen zu dürfen — werden die zum Wahrspruch gerufenen Männer ihres Amtes mit aller Gewissenstreue walten, als Männer des Volkes, als Bürger des Staates, als Familienväter ..."

Es war sieben Uhr; im Saale herrschte bereits jenes Zwielicht voll Unheimlichkeit, das den Physiognomien eine so eigentümliche Beleuchtung verleiht, als sich die Geschworenen in ihr Beratungszimmer zurückzogen.

Zuvor hatte der Präsident mit dem Staatsanwalte und den drei Verteidigern nicht ohne heftiges Wortgeplänkel von seite der beiden Parteien sich schließlich über nachstehende Fragen geeinigt.

Sie lauteten:

Erste Frage: Ist der Schüler Heinrich Wegener schuldig, bewußt und mit Überlegung das Eigentum seiner Mutter dadurch beschädigt zu haben, daß er in mehrfach wiederholten Angriffen aus dem versperrten eisernen Schranke Geld und Geldeswert sich widerrechtlich aneignete?

(Für den Fall der Bejahung:)

Hat Heinrich Wegener bei Verübung seiner Tat unter dem Einfluß einer seine sittlichen Kräfte damals lähmenden Gedankenrichtung gehandelt?

Zweite Frage: Ist die Schülerin Franziska Feldheim schuldig, bewußt und überlegt, nicht nur um die Tat ihres Genossen gewußt, sondern ihn auch zu derselben verleitet, also in vollem Einverständnisse mit ihm gehandelt zu haben?

(Für den Fall der Bejahung:)

Wie bei der ersten Frage.

Dritte Frage: Ist Veronika Feldheim, ihres Gewerbes gegenwärtig Büglerin, schuldig, aus Habsucht und Gewinnsucht von dem Knaben Heinrich Wegener Geschenke angenommen zu haben, trotzdem ihr der verbrecherische Ursprung derselben bekannt sein mußte?

In dem Augenblicke, als sich die Geschworenen — Obmann derselben war jener alte Herr, der vorhin zwei so heiter belächelte Fragen an die Kinder gerichtet hatte — mit dem Fragebogen zu entfernen im Begriffe standen, lohte an dem mächtigen Gaslüster des Saales die erste Flamme auf . . .

„Heini, Heini!“ hörte man eine Mädchenstimme, „sieh hin, sieh hin . . . es wird Licht!“

Und die so rief — war Fränzchen!

13. In der Nacht des Wahrspruches.

(Aus dem Wochenbuche des „Provisorischen“.)

2. August.

Es war beinahe neun Uhr. Die Beratung der Geschworenen hatte also beinahe zwei Stunden gedauert. Da ertönte aus ihrem Beratungszimmer eine Klingel, zum Zeichen, daß sie zu Ende gekommen waren. Darauf kam zuerst der

Vorsitzende mit seinen zwei „Votanten“, dann der Staatsanwalt und die Schriftführer, während die drei Verteidiger schon früher ihre Plätze eingenommen hatten. Dann erst traten die zwölf Geschworenen, ihren Obmann an der Spitze, in den Saal.

Mit weithin vernehmlicher, wenn auch von der Wichtigkeit des Momentes ergriffener Stimme verkündete der Obmann folgendes Verdikt:

Erste Frage: Elf Stimmen nein gegen ein ja!

Dadurch entfällt die Zusatzfrage.

Zweite Frage: Alle Stimmen nein!

Die Zusatzfrage entfällt.

Dritte Frage: Alle Stimmen ja!

Der Staatsanwalt legte keine Berufung ein.

Auf Grund dieses Wahrspruches der Geschworenen werden Heini und Fränzchen freigesprochen, während der Gerichtshof über Veronika Feldheim in Anbetracht mildernder Umstände einfache Gefängnisstrafe in der Dauer von vier Wochen verhängt, wovon die ausgestandene Untersuchungshaft in Abrechnung gebracht wird.

Wir zählen heute den zweiten August!

Tags darauf.

Ist es wirklich wahr, daß ich heute durch mehrere Stunden die Schülerinnen meiner Klasse unterrichtet habe, wie an einem gewöhnlichen Werkeltage?

Daß ein gegen die deutsche Rechtschreibung oder die Dezimalen begangener Fehler von mir ebenso gerügt wurde, wie gestern und vorgestern, als wäre er ein an der Menschheit selbst verübtes Attentat?

Ist es wahr, daß die Nase des Fräuleins Leontine, meiner heiratssüchtigen verehrten Kollegin, ohne jenes malerische „Streiflicht“ erscheint, ohne welches ich ihren Gesichtsvorsprung gar nicht denken kann?

Daß mir sogar das Antlitz meines Kollegen Andreas

Achtsiebner heute wenigstens jenes eichhornartigen Ausdruckes zu entraten vorkommt, welcher es aus hundert anderen so eigentümlich heraushebt?

Ja, es ist wahr, meine heutige Stimmung legt über alles ihr milderndes Licht; ich habe einen Tag erlebt, den ich festhalten will in mir, und ob ich noch tausend Jahre lebte! Ich bin auf eine Höhe hinaufgeschoben worden, daß ich mich schwindelnd jetzt selbst frage: Clemens Fittig, ist dir das ereignet? Oder einem anderen? Täuschest du dich selbst, oder wirst du von anderen getäuscht?

Beim Verlassen der Schule fragte mich heute ein Mädchen meiner Klasse, ob es wahr sei, daß die Franziska nicht in den finstern, unterirdischen Kerker geworfen werde und auch nicht schwere Ketten werde tragen müssen?

Sie hat's von ihrem Vater, dem Hausmeister im „Hühnerhofe", der ihr's noch gestern in der Nacht brühwarm mitgeteilt hat, erfahren.

Die eisernen Ketten! Jawohl! mein liebes Kind! Franziska hat eine eiserne Kette bis gestern abend mit sich geschleppt! Aber seit neun Uhr ist diese klirrend von ihr abgefallen, und die eisernen Ringe sind gebrochen! Damit hat's ein Ende!

Fränzchen ist frei! . . .

Nun will ich aber als „ordentlicher" Wochenbuchschreiber alles verzeichnen, was unmittelbar nach verkündetem Verdikte erfolgte.

Der erste Eindruck, den die überraschende Meldung auf mich selbst machte, war der: daß sie weder von mir, noch im Saale selbst, noch auf der Anklagebank verstanden ward. Oder rührte das davon her, daß ich vor Tränen nicht sehen konnte?

Warum sollte ich mich dessen schämen?

Dann aber erinnere ich mich auch, daß in diesem Augenblicke der ganze Saal wie in einen grauen Flor gehüllt war,

aus dem in deutlichen Formen nur die Köpfe der Geschworenen hervorblickten; sonst war alles in Undeutlichkeit und Dunkelheit wie begraben.

Erst als der Präsident mit wenigen Worten die Verhandlung für geschlossen erklärte und etwas hinzufügte, was wie: die beiden Kinder seien auf freien Fuß zu setzen, lautete, erst da machte sich die Wirkung geltend. Mit einem Satz aufspringen, ihren Pack krampfhaft ergreifen und dann ihrem Nachbar, dem Hausmeister aus dem „Hühnerhofe", einen Stoß versetzen, daß er an das äußerste Ende der Bank wie ein Ball flog, das war das Werk meiner sonst so schwachen Freundin Blüthenstern. Wer hätte ihr diese äußerste Kraftanstrengung zugetraut?

„Laßt mich, Mann!" rief oder vielmehr keuchte sie, „laßt mich! Ich will die erste sein, die dem Kinde zu gratulieren kommt. Laßt mich!"

Da gewahrte sie mich, der sich mittlerweile ihr genähert hatte.

Niemals, solange ich lebe, werde ich dieses tränenüberströmte Antlitz der armen Hausiererin vergessen und niemals die Schönheit, die auf diesen verwitterten, von des Lebens Drangsal vergrämten Zügen lag.

„Nach Gott im siebenten Himmel," rief sie mir in ihrer Überschwenglichkeit zu, „kommen Sie, Herr Lehrer! Er wird's Ihnen aber auch bezahlen!"

Ich winkte ihr nur mit der Hand, damit sie dem Ausbruch ihrer Gefühle Einhalt tue; denn sprechen konnte ich nicht. Diese durch den Augenblick und den Ort, wo wir uns befanden, gerechtfertigte Mahnung war aber nicht nach ihrem Geschmacke.

„Warum soll ich das vor Gott und Menschen nicht sagen dürfen?" rief sie überlaut. „Wer hat sich denn des Kindes so angenommen? Und wie haben sie herumgehämmert auf ihr, als wäre sie ein Stück Schmiedeeisen? Darum soll mir

niemand das Wort verwehren! Und keiner soll mir verbieten, zu reden, bis daß meine Zunge krumm ist!"

Das alles hatte sie mit einer Geläufigkeit mehr hervorgestoßen als gesprochen, die wahrhaft staunenswert war. Man hätte glauben können, sie habe einen heftigen Streit mit mir auszufechten; und dabei flossen ihr doch die Zähren stromweise über die Wangen.

Es war gut, daß sich in diesem Augenblicke von rückwärts eine Hand auf meine Schulter legte. Wie ich mich umblickte, lachte mir das behäbig freundliche Angesicht des Mannes entgegen, der kurz zuvor als Obmann der Geschworenen den Wahrspruch verkündet hatte.

„Das habt Ihr gut gemacht, Herr Lehrer!" sagte er zutraulich. „Euer Wort ist auf guten Grund gefallen; besonders das, was Ihr vom sogenannten Heidentume der Kinder gesagt habt. Nur müßt Ihr nicht glauben, Herr Lehrer, daß Ihr allein es entschieden habt; denn Euer ‚Prinzipium' oder wie es sonst heißt, in Ehren, damit kann die Welt nicht bestehen! Aber die Antworten der Kinder waren's, die sie auf meine Fragen gegeben haben. Das hat dem Fasse den Boden ausgeschlagen, und auch bei meinen Kollegen, nach fast zweistündiger Bataille unter uns. Besonders das Mädchen hat's uns angetan gehabt. Sie will wieder mit Kindern spielen und Lehrerin werden, das hat uns allen wunderbarlich gefallen. Wer das sagt, bei dem treibt es noch Blüten, wenn man ihm nur Zeit dazu läßt. Und dann war noch eins. Das, was der Herr Staatsanwalt von der Schule gesprochen hat, das wollt' uns durchaus nicht einleuchten. Jetzt soll gar die Schule daran schuld sein! Ich hab' ihn gar wohl verstanden! Aber da heißt's bei uns: Die Hand weg von der ‚Butten', ihr Herren! — Gute Nacht, Herr Lehrer!"

So sprach der Mann und ließ mich in einer Verwirrung dastehen, die ich durchaus nicht bewältigen konnte. Stimmen

umschwirrten mich, ohne daß ich sie erkannte; denn meine Seele war stets nach einem Punkte gerichtet, und das war die grüne Bank, worauf die Angeklagten gesessen hatten. Waren sie noch dort? Hatten sie sich bereits entfernt? Meine Augen waren wie geblendet, meine Sinne wie gelähmt!

Allmählich wurde es lichter um mich...

Mitten jedoch durch dieses Wirrsal gegenseitig sich bekämpfender und dann wieder versöhnender Eindrücke — denn bei einem einzelnen zu verweilen, dazu war mir nicht die Zeit gegönnt — schritt etwas hindurch, ein Gedanke, ich möchte sagen, ein persönlich Angeschautes, und das trotzdem gehalt- und gestaltlos war. Ich sah zur Saaldecke hinan, als suchte ich dort was. Ja, ja, jetzt weiß ich es... Es war das kluge Schwälbchen, das ich suchte. Wo war es jetzt? Warum flatterte es jetzt nicht wieder mit seinen Fittichen umher, da es doch wissen mußte, das Fränzchen ist frei!...

Ich habe mich neuerdings von der Richtigkeit jenes Satzes überzeugt, daß es der menschlichen Seele möglich ist, gleichsam auf mehreren Instrumenten zu gleicher Zeit zu spielen. Keine einzige Note geht verloren; keine ist über- und keine ist untergeordnet, jede einzelne hat ihr besonderes Leben und kann doch nur im Zusammentönen mit den anderen verstanden werden und zur Geltung gelangen.

Genug an dem! Als ich aus diesem krausen Gedankentreiben von nur wenigen Minuten erwachte, stand ich unmittelbar vor Franziska. Erst jetzt gewahrte ich, daß der Saal beinahe vollständig geleert war. Richter, Geschworene, Staatsanwalt und Advokaten hatten sich bereits entfernt. Eine der beiden Kerzen, die zwischen dem Kruzifix gebrannt, hatte der Saaldiener wohl aus Sparsamkeit schon ausgelöscht, die Bänke des Auditoriums bis auf eine — da nämlich, wo die „Neubauer" ihren Platz hatten — waren gleichfalls leer; aber seltsam genug, die drei Angeklagten saßen noch immer da, als erwarteten sie etwas, das nicht kommen wollte.

16*

„Fränzchen,“ sagte ich — es war das erstemal, daß ich ihr diesen Namen gab — „wie ist dir jetzt?“ Und ich reichte ihr meine Hand hin.

Sie aber sah mich mit ihren großen braunen Augen an, als sei ich ihr eine wildfremde Erscheinung, ohne ihre Hand in die meine zu legen. Mich befremdete das; noch mehr aber ein gewisser traurig-gleichgültiger Ausdruck, der mir erkältend an das Tiefste meiner Seele griff. Sie sah kaum zu mir auf.

„Ach ja, der Herr Lehrer aus unserem Bezirk!“ sagte sie hierauf und schwieg. Es lag etwas unsagbar Verlassenes in ihrer Haltung; ein so vollständiges Sichaufgeben, wie ich es selbst damals, als sie mir vor dem Untersuchungsrichter gegenüberstand, an ihr nicht bemerkt hatte.

„Aber, Fränzchen,“ sagte ich zu ihr, „siehst du denn nicht, daß wir uns alle freuen, daß ...“

„Das seh' ich ja,“ erwiderte sie tonlos, wie jemand, der ein schweres Leid soeben überstanden hat und noch nicht imstande ist, sich über dasselbe zu erheben; dabei fiel ein scheuer Seitenblick auf mich, aber um ihn sogleich wieder zu Boden zu senken.

„Fränzchen!“ rief ich wieder, „die Menschen sind da auf dieser Erde, um sich zu freuen!“

Sie schien eine Weile nachzusinnen und dem von mir Gesagten nachzulauschen. Dann meinte sie mit müdem Nicken:

„Muß sich denn der Mensch freuen?“

Dieser greisenhaft altkluge Ausspruch, und aus ihrem Munde, erschütterte mich mehr, als ich es auszudrücken vermöchte.

„Ich hörte dich ja niemals so reden, Kind,“ sagte ich. „Du kennst ja das alte Sprichwort: Nach Regen folgt Sonnenschein?“

Ich weiß nicht, was es war, was sie an diesen wenigen Worten rührte, die ich so vor mich hingeworfen hatte, weil ich

nichts anderes zu sagen wußte; denn von diesem Momente an bemerkte ich an der höher steigenden Röte ihrer Wangen und an ihrem beschleunigten Atmen, daß sie aus ihrer vergrämten Gefühlsstarrheit zu erwachen anfing.

„Wenn ich nur wieder spielen könnte ... mit Kindern," rief sie, aber so leise, mit so duftiger Vertraulichkeit und einem so innigen Ausdrucke von Sehnsucht in ihrem Antlitze, daß sie das Wesen von nur wenigen Sekunden vorher nicht zu sein schien.

„Möchtest du wieder in die Schule kommen, Fränzchen?" fragte ich sie.

„Ich kann ja nicht!" antwortete sie wieder mit ihrem schwermütigen Kopfnicken, „weiß ich denn, ob sie mich wieder hineinlassen? Und dann! Mich verlangt's ja gar nicht, Herr Lehrer, daß ich wieder unter Menschen komme ..."

„Sei ruhig, Kind," sagte ich, tieferschüttert. „Ich, dein Lehrer, sage dir das. Du wirst dich wieder freuen und spielen können! Das ist dir so sicher, wie der Amsel der Gesang! ... Meinst du, wenn die Amsel spräche, sie würde sagen: Ich will nicht mehr fliegen! Ich will nicht mehr singen!?"

„Ach, die Amsel!" rief sie mit einem Tone, der niemals aus meinem Gedächtnis schwinden wird.

Bisher hatte ich dem Knaben, der neben ihr auf der Bank saß, keine Aufmerksamkeit zugewendet; jetzt hörte ich ihn mit einem Male neben ihr sagen:

„Ja, Fränzchen! Warte nur ab ... Es wird schon die Zeit kommen, da werde ich dich wieder so schön machen, wie du ehemals gewesen bist, nur noch schöner, noch prächtiger ..."

Aber Fränzchen rückte vor diesen Worten des Knaben wie entgeistert in die Ecke der Bank. Ich sah, wie durch ihren ganzen Körper eine Art fröstelnden Zuckens ging.

„Ich will aber nicht mehr schön sein! Ich will nicht!"

rief sie, und sie schauderte dabei, als wäre sie vom Fieber ergriffen.

„Aber, Fränzchen," rief der Knabe seinerseits, „warum willst du nicht mehr schön sein?"

„Laß mich!" schrie sie leidenschaftlich, indem sie beide Hände vor das Gesicht drückte, als müßte sie, was über die Lippen des Knaben so verheißend tönte, nicht schnell genug verdecken.

Dann aber brach sie in ein so krampfhaftes Schluchzen aus, daß man es ihr wohl anhörte, die wohltätige Natur habe in diesen gewaltsamen Ausbruch all das hineingelegt, wessen sie sich zu ihrer Selbstbefreiung entledigen wollte.

Mittendurch rief Frau Veronika, die sich plötzlich erhoben hatte, ihrem Kinde zu:

„Warum willst du noch nicht gehen? Frau Blüthenstern wartet schon auf dich. Es ist Zeit! Laß die Narreteien! Morgen ist auch ein Tag. Ohnehin ist das Spiel aus. Und ich muß hier bleiben."

Ich hatte diese Frau bisher übersehen, als gehörte sie nicht zu dem Kinde; ich hatte sie fast vergessen. Jetzt stand Frau Veronika Feldheim in meiner unmittelbaren Nähe. Ihre Stimme klang heiser, wie ausgebrannt. Wo war der Lockton hingekommen, von dem der Knabe Heini zu erzählen wußte? In den Augen dieser Frau lag ein merkwürdig falscher Schein.

„Ja, gehen wir, Mutter!" rief Franzi plötzlich, „gehen wir!"

Sie war aufgesprungen und hatte sich das Strohhütchen, das neben ihr lag, auf die blonden Haare gesetzt.

„Komm auch du, Heini!" hörte ich mit einem Male eine andere Stimme hinter mir sagen. „Es ist hohe Zeit."

Wie ich mich umwandte, stand die Frau vor mir, die während der ganzen Verhandlung in den Reihen der „Neubauer" gesessen hatte. Sie war dicht verschleiert.

„Mutter!“ rief der Knabe mit allen Zeichen des Schreckens.

„Kennst du mich also doch, Heini?“ sagte sie und zog den Schleier von ihrem Gesicht hinweg.

Was sollte das bedeuten? Der Knabe, auf die Rücklehne der Bank zurückgesunken, starrte seine Mutter wie eine ungeheuerliche Erscheinung mit Augen an, die aus ihren Kreisen getreten zu sein schienen. Es war ein grauenvolles Bild.

„Warum siehst du mich so erschrocken an?“ fragte sie.

„Weil du ... so verändert bist ...“ stammelte er mühsam, die Blicke auf das Antlitz der Mutter gerichtet.

„Meinst du wegen meiner weißen Haare?“ fragte sie mit einem wunderbar stillen Lächeln. „Weiße Haare werden allerdings nicht wieder braun.“

„Warum nicht? Warum nicht?“ rief der Knabe. „Warum hast du das getan, Mutter!“

Und dann sank sein Kopf wieder auf die Rückenlehne zurück. Er hatte die Augen geschlossen und atmete schwer.

„Ich kann es nicht ändern, Heini!“ sagte sie mit tieftraurigem Ton, „aber du wirst es können ... einmal!“

„So weiß, so weiß!“ murmelte er zwischen den Lippen. „Wie ist das nur gekommen?“

Sie aber beugte sich zu ihm herab und berührte mit ihrer Hand seine Stirn, und ich sah, wie der Knabe darunter zusammenzuckte. Mir machte es den Eindruck, als sei die Frau des Glaubens, sie habe mit dieser Berührung ihn gleichsam entsühnt, als seien die hier verlebten Stunden nun von ihm weggenommen! Denn gleich darauf sprang er auf mit den Worten: „So weiß! so weiß!“ — klammerte er sich so leidenschaftlich innig um ihren Hals, wie es nur die Reue vermag, wenn sich ihr die Liebe wieder voll und rückhaltslos zugewandt hat ...

Sie zog ihn mit sich zu der Bank, neben die Fensternische, und so, Kopf gegen Kopf gepreßt und Wange auf Wange, so daß sich ihr schneeweißes Haar wunderbar abhob

von dem braunen ihres Knaben — so saßen sie eine Weile nebeneinander, während wir wie festgebannt dem seltsamsten aller Schauspiele zuschauten.

„Heini, mein lieber Bub'," sagte sie wieder, ihm die Haare aus der Stirn streichend, „eigentlich hätte auch ich neben dir sitzen sollen. Hier auf dieser Bank! Warum war ich wie blind und habe nicht gesehen, was jede andere Mutter gesehen hätte ... Weißt du's jetzt, warum ich so alt und weiß geworden bin ... in so kurzer Zeit? ... Und was sagtest du vorhin, was willst du werden, wenn du einmal aus diesem Hause kommen würdest? Wiederhol's doch, Heini, mein Bub', wiederhol's!"

„Bildhauer und nichts anderes!" rief er in ihrer Umfassung.

„Und warum, Heini, mein lieber Bub'?"

„Ich will aus Franzi eine schöne Prinzessin machen ... aus Stein," sagte der Knabe, „und es soll nichts Schöneres werden ..."

Sie sah ihm nochmals, gleichsam prüfend ins Gesicht, als könnte sie ihm ins Innerste seiner kaum entschleierten Seele dringen, um darin alles zu lesen, alles, was sie, die arme Mutter, zu wissen so heftige Begierde trug! Nur einmal rang sich um ihre Mundwinkel ein Zug von tiefschmerzlicher Bangigkeit. Vielleicht hätte sie ihr Leben darum hingegeben, den letzten, armen Rest ihrer Lebenstage, — hätte die Antwort ihres Knaben anders gelautet. Aber kein Laut, kein verhaltenes Stöhnen gab Kunde von dem, was in ihr sprach. Sie sagte, ein trauriges Lächeln auf den Lippen:

„Heini, mein Bub', du sollst das werden, was du willst, und du tust gut daran! ... Wenn wir nach Hause kommen, will ich sogleich daran gehen ... Hörst du, mein Bub'?"

Er nickte bloß mit dem Kopfe.

„Und jetzt nimm Abschied . von deiner Kameradin,"

sagte sie noch, indem sie ihn aus ihrer Umarmung ließ, und erhob sich.

„Du wirst dich vielleicht auf lange Zeit von ihr trennen müssen . . . Heini, mein Knabe! . . . und da ist es gut, wenn die Menschen sich Adieu sagen . . .“

Der Knabe sah ihr erstaunt, erschrocken in die Augen. Aber waren es ihre weißen Haare, von denen er seine Blicke nicht loszureißen vermochte, war es jener bestimmende Ton in ihrer Sprache, den er von früher her kannte, oder war es endlich, daß eine Ahnung auch dieses Knabenherz überschlichen hatte: die Mutter habe recht, und es beginne mit dem Austritte aus diesem Saale ein Ungekanntes, Neues . . . er rief den Namen des Mädchens leise, ganz leise, daß es kaum hörbar war.

„Franzi!“

„Was willst, Heini?“ fragte sie ihn ebenso leise zurück. Sie stand von ihm abgekehrt.

„Bist böse, Franzi?“ fragte er.

„Nein!“ gab sie zurück.

„Sieh mich noch einmal an, Fränzchen.“

„Ich kann nicht.“

Dabei sah ich sie wieder von jenem Schauer ergriffen . . .

Und noch eines: sie war oder erschien mir wenigstens in diesem Augenblicke höher, größer und kräftiger als der unentwickelte Knabe . . .

„Leb wohl, Franzi!“

„B'hüt' dich Gott!“ sagte sie still, ohne aufzublicken.

Das war der Abschied dieser zwei Kinder! — —

Als ich dann in später Nacht mutterseelenallein den Heimweg nach dem zehnten Bezirke ging, mußte ich beständig des seltsamen Abschiedes gedenken. Wovon war ich so freudig bewegt?

Wie eine Lerche aus frischem Saatfelde erhob sich etwas in mir, dem ich keinen Namen verleihen konnte! Aber es sang, es flatterte in mir, es flog vor mir her . . .

Am 5. August.

Heute fand an sämtlichen Volksschulen „unseres“ Bezirks die übliche Schlußfeier statt. Der Sommer steht in höchster Blüte, und an der äußersten Gemarkung der Riesenstadt, da, wo sie bereits beginnt, in flaches Land überzugehen, sieht man hie und da schon frische Furchen in den Boden geschnitten, der noch gestern mit Garben bedeckt war. Es war hohe Zeit, daß wir auch der Schule „Erntezeit“ gaben.

Es war sehr schön und feierlich. Alle diese Kinder von Jutespinnern, Eisendrehern, Komfortablekutschern, Dienstmännern waren in ihrem besten Schmucke und Schuhwerke erschienen; größtenteils in frischgewaschenen Kleidern, Blumen in den Haaren . . . ich könnte beinahe die Toilette einer jeden einzelnen mit der Genauigkeit einer Damenschneiderin beschreiben. Es ist merkwürdig, wie offen mein Auge für dergleichen Dinge geworden ist . . .

Es waren auch sehr viele Mütter erschienen, nicht weniger festlich herausgeputzt als ihre Kinder, trotzdem es ein ganz gewöhnlicher Werkeltag war.

Nach dem Schlußakte, dem auch sämtliche hierzu berufenen „offiziellen“ Honorationen unseres Bezirkes angewohnt hatten, kam auf mich der Obmann des Ortsschulrates — (er besitzt vorn „am Platze“ in seinem dreistöckigen Hause einen wohlausstaffierten „bürgerlichen“ Fleischerladen und versieht dabei sein Amt mit wahrhaft bürgerlicher Tüchtigkeit und Intelligenz), um mir mit jener vertraulichen Herablassung, die ihn so wohl kleidet, mitzuteilen, er wisse es aus bestimmter „Quelle“, daß ich in die Liste der zu „Definitiven“ Vorgeschlagenen von der Besetzungskommission aufgenommen worden sei. Jetzt komme es erst in die „Schulsektion“ und von dort in das „Plenum“ des Gemeinderates, da sei aber nichts zu befürchten. Nach seinen „Informationen“, die er, wie gesagt, aus bester Quelle habe, sei aber irgendwo — nur wisse er nicht, an welcher Stelle — ein Wörtchen gefallen, das mir schaden könne.

Ich bat ihn selbstverständlich, mir dieses Wörtchen zu nennen.

Da sagte er, es laute etwa, wie: „phantastischer Kopf". Aber ich solle mir daraus nichts machen.

Seltsam! meine Kollegen, darunter vorzüglich Andreas Achtsiebner und meine Freundin Leontine strichen um mich und an mir vorüber, als trauten sie sich nicht recht an mich heran, was man so sagt, als hätten sie beide eingezogene Krallen. Wenn sie mit mir zu sprechen haben, so überbieten sie sich gegenseitig an einer gewissen Förmlichkeit, die gerade dadurch, daß ich nicht an sie gewöhnt bin, etwas geradezu Verletzendes für mich hat.

Erschien mir darum heute das berühmte „Streiflicht" an den Nasenflügeln von Fräulein Leontine so meteorartig? oder die Eichhörnchennatur meines Landsmannes Andreas in ihrer ganzen Wahrhaftigkeit?

Es steht in mir fest: auch die beiden haben ihre bestimmten „Quellen", und das Wörtlein vom „phantastischen Kopfe" kommt mir nicht aus dem Sinne.

Wenn ich überrechne, was mir von meinem kleinen väterlichen Erbe noch übrig bleibt, nachdem ich bei dem kargen Gehalte als „Provisorischer" den größeren Teil desselben bereits zugesetzt habe, so beschleichen mich bange Zweifel. Mein altes Mütterchen im Mühlviertel ist mit ihrer Witwenpension von zweihundert Gulden achtundvierzig Kreuzern auch gerade nicht fürstlich versorgt.

„Phantastischer Kopf!"

Zwei Tage später.

In einem hiesigen, sogenannten „Volksblatte" für Schule und Haus wird heute in gar nicht verblümter Weise der Staatsanwaltschaft zu Leibe gegangen, daß sie in dem jüngsten „Kinderprozesse" den unreifen Phantastereien eines „gewöhnlichen" Schullehrers nicht energischer, ja, vernichtender begegnet sei. Statt zu sagen, die Kirche allein habe die

wahren Heilmittel für die Heilung aller Gebrechen, an denen die moderne Gesellschaft daniederliege, spiele er Versteckens, indem er von einer „Erkenntnis“ spreche, die außerhalb der Kirche liege. Wohin aber diese, vom „hohen Landesschulrate“ patentierte Erkenntnislehre führe, das habe jener von dem mühsamen Gulden der Steuerträger bezahlte Herr „Volksschullehrer“ bewiesen, der sich nicht scheute, auf Grund einer aus schwindelhaften Büchern zusammengelesenen Theorie Zeugenschaft abzulegen für die sogenannte „Moralkrankheit“ dieser Kinder. Jawohl, moralkrank! Damit seien aber alle behaftet, die in ihrer gefühlsduseligen Schwachherzigkeit auf diesen Leim sich eingelassen; Staatsanwalt und Verteidiger, vor allem aber die sogenannten „Richter aus dem Volke“ usw. Natürlich, in einer Zeit, in welcher die Deszendenzlehre das Kredo sämtlicher Heilkünstler, also auch Lehrer — denn diese hielten es immer mit jenen — bilde, sei es gar nicht zu verwundern, wenn das, was bei den Schafen Drehkrankheit heiße, an dem edelsten Geschöpfe Gottes Moralkrankheit benamset werde.

Das Zeitungsblatt, worin obiger Leitartikel enthalten ist, wurde mir unter meiner Adresse durch die Post zugestellt.

8. August.

„Um nichts zu suchen,“ wie es in dem schönen Gedicht von Johann Wolfgang Goethe heißt, ging ich heute gegen Abend — die Sonne brannte bereits in geschwächter Glut — hinaus in die grünen Auen, die die Stadt in nordöstlicher Richtung umgeben.

Ich verlor mich in die entlegenen Partien dieses ungeheuren Waldparkes, und wie immer zeigte er mir Schönheiten, die ich bei früheren Besuchen übersehen hatte. „Märchenhaft still“ ist das bezeichnende Wort dafür.

Nachdem ich mich müde gegangen, dachte ich an den Rückweg zur Stadt; denn der volle Abend war herein-

gebrochen, und durch das Laubwerk meiner geliebten Bäume strahlte die Silbersichel des Mondes.

Ohne Absicht schlug ich diesmal einen anderen Weg ein, und so sah ich mich unversehens in jenem Teile des grünen Waldgeheges, das seiner vielen Wirtshäuser und Buschschänken wegen anheimelnd und zutraulich zugleich ist. Warum dem Winke nicht gehorchen? Also lenkte ich meine Schritte gegen die eine Buschschänke, die drei prächtige Eichen als ihr bestes Aushängeschild (es hatte aber merkwürdigerweise sich zum „silbernen Kegel" zubenannt) aufwies.

Als ich näher kam, sah ich sogleich, daß der Ort mit seiner ganzen Umgebung eigentlich ein alter Bekannter von mir war. Hier unter diesen Bäumen und an dem rings um sie ausgeschnittenen Tisch war es gewesen, daß ich vor Monatsfrist mit meinem Kollegen Andreas Achtsiebner saß. Auch das Klavier war da, dessen greulich verstimmte Tasten damals die Begleitung zu dem Gassenhauer der geschminkten Lokalsängerin gebildet, und hier war es auch gewesen, daß ich die beiden Kinder ... daß ich Heini und Fränzchen getroffen hatte.

Unter denselben Bäumen und an demselben Tische ließ ich mich nieder, einen Trunk kühlen Gebirgsweines bestellend, und wie es so zu geschehen pflegt — mit den ersten Tropfen des etwas herben Nasses stiegen auch die Geister der Erinnerung vor mir auf, und die ganze Reihenfolge von Gedanken und Selbsterlebnissen, die zwischen damals und jetzt lagen, stand so greifbar vor mir, daß ich nur immer nach jener Stelle hinstarrte, wo das Pärchen damals gesessen und dem Gassenhauer der Sängerin gelauscht hatte ...

Der „silberne Kegel" war übrigens um diesen Augenblick so still und verwaist, wie nur in seinen trübsten Stunden, das ist in solchen, wenn die durstende Menschheit, weil bei den ringsherum gelagerten Nachbarn ein noch kühlerer Trunk kredenzt wird, als bei ihm, — in schnöder Eigensucht ihm untreu wird, was zuweilen sich ereignen soll.

Also saß ich, jener Stimmung hingegeben, von der es heißt, man solle sich ihr nicht allzuviel überlassen, denn anfangs sei sie süß und mundend, später jedoch sei ihr Boden salzbitter und bringe Trübsal mit sich! Verschiedenes ging mir wieder durch den Kopf, zuerst, wie schön es sei, daß Fränzchen sich wieder im „Hühnerhofe“ befinde; dann mit einem raschen Sprunge kam ich wieder auf meine alte Frage von damals: Wie war Fränzchen mit ihrem Kameraden Heini hierher gekommen? Warum hatte sie seinen Worten geglaubt, daß der Wolf rauben müsse? und daß den Kindern der Armen im Hospitale nichts anderes übrig bleibe, als — daselbst zu sterben. Je tiefer ich in das Gewirre dieser Fragen mich einließ, desto trauriger ward ich, desto grimmiger faßte mich ein Schauer an dem verwundbarsten Nerve meines Gemütes . . .

„Brauchen Sie keine feinen Zigarrenspitzen, gnädiger Herr, oder eine feine Halsbinde, Hosenträger, Portemonnaies oder sonst etwas Schönes?“ hörte ich eine Stimme hinter mir rufen.

Und ich sah, als ich mich umwandte, das ehrliche Gesicht meiner Freundin Blüthenstern vor mir!

„Lebendiger Gott!“ rief sie, als sie mich beim Scheine der mittlerweile angezündeten Gaslampe erkannt hatte, erschrocken aus, so daß ihr fast der Pack entglitt.

Ich hieß sie an meiner Seite sich niederlassen und bestellte bei einem der müßig herumlungernden Kellner ein zweites Glas Wein. Als es auf dem Tische vor ihr stand, stieß sie es fast zornig zurück.

„Was tun Sie da, Herr Lehrer?“ rief sie. „Haben Sie von Perl Blüthenstern schon gehört, daß sie mitten auf einem freien Platze, wo Tausende von Menschen vorübergehen, und einen sehen können, sich hinsetzt, ein Glas Wein vor sich? Ich muß auf meinen Füßen aufrecht stehen können, Herr Lehrer, von wegen meiner sieben Kinder und

meines Mannes! Was möcht' die Welt von Frau Blüthenstern halten?“

„Daß sie eine brave Frau ist!“ sagte ich sehr ernst und rückte ihr das volle Glas nochmals hin.

Jetzt schien sie beruhigt, vielleicht, weil ich ihr geschmeichelt hatte. Nach einiger Zimperlichkeit, die sie wirklich nicht übel kleidete, war sie mit dem „Pfiff“ Wein fast auf die Neige gekommen, und er schien ihr, allem Ansehen nach, sehr wohl getan zu haben.

„Was macht der ‚Hühnerhof‘, Frau Blüthenstern?“ fragte ich sie sodann, anscheinend ganz gleichgültig.

„Was er macht?“ entgegnete sie mit jener Aufregung, die ich an ihr bereits so gut kannte. „Große Dinge gehen im Hühnerhofe vor . . .“

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Blüthenstern!“ sagte ich, innerlich unruhig, was sie mir wohl anzuhören schien.

„Erschrecken Sie nur nicht, Herr Lehrer!“ meinte sie, indem sie den Rest des Weines austrank. „Die Büglerin ist wieder da und will auf und davon zu ihrem Manne und ihr Kind zurücklassen. Er soll ihr in einem großen Briefe Geld geschickt haben.“

„Sie will Franziska zurücklassen? . . .“

Aus Frau Blüthensterns Munde einen geordneten, logischen Bericht zu erhalten, darauf mußte man — das lehrte mich schon die Erfahrung — vorläufig verzichten. Also war es das geratenste, ihr den Zwirnknäul zu überlassen und geduldig abzuwarten, bis sie ihn selbst entwirrte.

Auf diese Weise erfuhr ich allmählich, um was es sich denn eigentlich handle, wenn sie von „großen“ Dingen sprach.

Vorgestern in aller Frühe, gerade als sie im Begriffe stand, sich an ihr „Geschäft“ zu begeben, sei Frau Veronika, die Büglerin, aus der „Haft“ wieder nach Hause gekommen, wo sie gerade eine Woche zugebracht und hätte getan, als wäre nichts vorgegangen. Darauf sei sie mit Franziska eine

Zeitlang ganz allein in ihrer Stube gewesen. Was aber daselbst vorgegangen, könne kein Mensch ergründen; viel Herzerfreuendes werde es nicht gewesen sein. Was reden Mutter und Tochter mitsammen, wenn sie sich nach einer ganzen Woche „so“ wiedersehen? Kurze Zeit darauf habe sie sie um eine Unterredung, die höchstens ein Viertelstündchen dauern würde, gebeten. Auf das sei sie mit ihr zur Stube hinausgegangen, da es höchstwahrscheinlich ein Geheimnis betraf, von dem die Kinder nichts zu hören brauchten. So seien sie auf die Gasse hinausgekommen, und hier habe ihr Frau Veronika ohne viel Vorbereitung mitgeteilt, sie werde demnächst eine große Reise antreten, und darum solle sie ihr einen guten Rat erteilen. Als sie darauf sich etwas verwundert zeigte, habe Frau Veronika sie gefragt, ob sie denn nicht wisse, daß Franzi noch einen Vater habe? Der habe vor einigen Jahren sich genötigt gesehen, die Stadt zu verlassen, und seitdem sei er wie verschollen gewesen.

Nun habe er aus einer großen Stadt in Deutschland, die am Meere liegt, geschrieben, es gehe ihm gegenwärtig ganz erträglich: er habe eine Anstellung gefunden, die ihm soviel abwerfe, daß auch Weib und Kind davon leben könnten. Und dem Briefe sei eine bedeutende Geldsumme zur Bestreitung der Reisekosten beigelegen. Also solle sie nicht länger zögern und zu ihm kommen. Getrennt seien sie lange genug gewesen. Er wolle auch einmal sein Kind wiedersehen . . .

Gut, habe sie ihr, der Büglerin, darauf geantwortet: ein Kind gehöre zu seinem Vater. Welchen Rat solle sie aber ihr erteilen? Sie wisse ja selbst am besten, wie in dieser Sache vorzugehen sei.

Der gute Rat, habe Frau Veronika bemerkt, bestände darin, ihr zu sagen, was sie mit dem Kinde anfangen solle? Denn das werde sie doch einsehen, daß sie Fränzchen auf eine so große Reise und auf etwas so „Unbestimmtes“ hin nicht mitnehmen könne.

Was Fränzchen dazu sage, denn das sei die Hauptsache, habe sie gefragt. Die wolle nicht mit, hätte die Frau zögernd und stockend geantwortet.

„Sehen Sie nur an," brach nun Frau Blüthenstern zornig aus, „wie sie ist, meine Frau Veronika! Statt mir zu sagen, wie es sich gehört und schickt: Frau Blüthenstern, Sie sind meine Nachbarin und haben mit mir schwere Tage durchgebracht! Nehmen Sie sich, derweilen ich fort bin, meines Kindes auch wieder an! Was tut sie? Sie geht um mich herum, wie wenn ich eine Nähnadel wäre, in die man einen zu dicken Faden einfädeln will ... und fragt mich um Rat!"

„Und den — gaben Sie ihr?"

Jetzt erst zeigte sich der ganze echte Wert dieser Frauen=seele. Schlicht und einfach antwortete sie:

„‚Frau Veronika!' sagte ich ihr, ‚reisen Sie in Gottes Namen ab, ich will das Kind auch ferner bei mir behalten, die Zeit wollen wir gar nicht bestimmen. Und ich will es ansehen wie mein eigenes Kind und will mir einreden, es ist meine Lina!' Und so sind wir auseinandergegangen."

„Und Fränzchen?" fragte ich.

„Was wollen Sie von Fränzchen? Sie ist doch nur ein Kind und zwar ein merkwürdig Kind, wie ich schon öfters gesagt habe. Meinen Sie, sie hat eine Träne vergossen, wie ihre Mutter gestern in aller Frühe sich auf die Reise ge=macht hat ... Traurig und nachdenklich ist sie wohl den ganzen Tag geblieben, aber geweint ...? So was muß man seit der frühesten Jugend vor sich gesehen haben ... Heute aber möchten Sie sie kaum wiedererkennen, sie kann wieder lachen. Und heute frühmorgens hat sie mich gefragt, ob ich glaube, daß Sie sich freuen werden."

„Ich?"

„Daß sie wieder bei mir ist."

Am 16. August.

Der „phantastische Kopf“ ist unterlegen! Der „definitive“ Schmetterling muß auch für das nächste Jahr seinem Traume entsagen und „provisorische Raupe“ bleiben!

Mein Gesuch ist abschlägig beschieden worden.

Also ist es in der vertraulichen Sitzung des Rates beschlossen und bestätigt worden.

Was wird mein altes Mütterchen im Mühlviertel dazu sagen?

Jüngst gratulierte sie mir bereits im voraus! Vielleicht gibt es keine Mutter, der ein Sohn die Glücksträume, die sie von ihm hegt, vollinhaltlich erfüllt! Vielleicht nicht eine!

Zwei Tage später.

Was soll ich von der Äußerung des Kindes denken, ob ich mich freue, daß sie auch ferner bei Frau Blüthenstern bleibt?

Mitte September.

Das neue Schuljahr hat wieder begonnen. Ich habe Mühe, gegen die widerwärtige Stimmung anzukämpfen, die mich ergreift, so oft ich unser Schulgebäude betrete.

Ich schrieb heute einen langen Brief an mein altes Mütterchen im Mühlviertel, worin ich ihr so schonend als möglich die Tatsache mitteilte, daß sie, so wie ich, ihre Hoffnungen und Erwartungen abermals um ein volles Jahr vertagen müßte. Es kam mir schwer genug an. Aber wozu hat man in seiner Schreibweise gewisse Wendungen und Bemäntelungen? Mit Hilfe derselben brachte ich es glücklich dahin, die Sache so darzustellen, als beruhe meine abermalige Niederlage auf einem puren Mißverständnisse.

Ist das eine Notlüge?

Ich denke nein! Und selbst wenn dem so wäre: die schlaflosen Nächte meines fast vierundsiebzigjährigen Mütterchens und sein tränenbefeuchtetes Kopfkissen lassen sie hoch emporschnellen!

Am 20. September.

Ich habe mich während der letzten Tage, seit ich meine Tätigkeit an unserer Schule wieder aufgenommen habe, auf die Pflege und Ausbildung einer mir sonst nicht angeborenen oder geläufigen Eigenschaft verlegt, nämlich auf das Lauschen. Aber so sehr ich mein Gehörsorgan schärfe, von nirgendsher tönt mir ein Laut entgegen, der auf Fränzchens Geschick irgendwelchen Bezug hätte.

Was ich voraussetzte, ist zu meiner Verwunderung nicht eingetroffen. Erstreckt sich das von heute auf morgen lebende und das vorgestern nicht mehr kennende Gedenken der großen Stadt auch auf die kleine Welt, in welcher ich wirke? Keines denkt, keines erwähnt nur mit einem Wörtchen der Kameradin, die — wie lang ist es her? — dieselbe Schulbank mit ihnen geteilt hat. Sie ist eine Gestorbene, Begrabene, und es ist vielleicht besser so . . .

Selbst das Töchterchen des Hausmeisters aus dem „Hühnerhofe“, das mich vor nur wenigen Wochen befragt hatte, ob es wahr sei, daß man Fränzchen den unterirdischen Kerker und die schweren Ketten geschenkt habe, — selbst das scheint für Fränzchens Leidensgeschichte gleichgültig geworden!

Bringt es das Wesen aller dieser Kinder des Elends und der Armut so mit sich, daß sie frühzeitig die Lehre einsaugen: „Vergessen sei das Beste, und sich um andere kümmern, führe zum Nachteil?“

Böse Stimmen! Ihr kommt nicht von oben! Was sucht ihr mich heim? Warum wollt ihr mich hinabziehen zu euch? Weil ich arm, hoffnungsgetäuscht, gedemütigt bin, glaubt ihr an mir euere sichere Beute zu finden?

Von Fränzchen höre ich schon seit geraumer Zeit nichts.

In der „Neubauergasse“, da wo das große Haus mit dem dahinter weit sich erstreckenden Garten steht, sind die Fenster des ersten Stockwerkes dicht verhängt. Man sagt, die Hausfrau sei auf dem „Lande“. Andere behaupten

wieder, sie sei nicht auf dem „Lande“, — sie lasse sich nicht sehen.

Und Franzis Kamerad? Es war doch seltsam, wie fremd, wie so ganz verwandelt sich das Mädchen gegen ihn betrug, als sie voneinander Abschied nahmen! . . .

Ich kann das noch immer nicht vergessen.

Fünf Tage später.

Von meinem Mütterchen Brief erhalten!

Mit ihren großen, ich möchte sagen, ehrlichen Schriftzügen (sie ist selbst die Tochter eines Dorfschullehrers und war schon zu einer Zeit schreibkundig, als sich die reichsten Bauern ihrer Heimat zu ihrer Namensfertigung ungeschlachter „Kreuzeln“ bedienen mußten) meldet sie mir ihr Wohlergehen — und ihre Freude, daß ich im „Definitivum“ wieder durchgefallen sei.

„Du möchtest ja zu groß auf einmal werden, mein Sohn!“ schreibt sie. „Als mich dein seliger Vater zum Traualtar führte, hatte er einen Gehalt von zweiundfünfzig Gulden sechsunddreißig Kreuzern; dazu ein Deputat von zwei „Strich“ Korn, Futter für eine Kuh und zu Weihnachten, wenn der Most gut geraten war, einen und einen halben Eimer Landwein!

Clemens, mein Sohn! das bedenke: Der Mensch ist nicht zum Springen und Laufen geboren, sondern daß er ruhig geht. Deine Zeit kommt noch!“

Meines Mütterchens Brief hat mich getröstet, vielleicht auf lange Zeit hinaus. Diese mütterliche Weisheit, die sich aus ihrem Dorfe im Mühlviertel aufmacht, um dem großen Sohne in der Reichshaupt- und Residenzstadt ihren Standpunkt klar zu machen, ergreift mich mit einer Wahrhaftigkeit, gegen die alles, was mich bedrückt und bedrängt, verblaßt, wie ein böser Traum vor dem hellen Scheine des Tageslichtes!

Tags darauf.

Von Frau Veronika Feldheim ist seit ihrer Abreise mit Ausnahme eines einzigen Schreibens, worin sie ihre glücklich erfolgte Ankunft in der deutschen Hafenstadt meldet, kein anderes eingetroffen. Von einer „Wiedervereinigung“ mit dem längst vermißten Gemahle ist aber darin, merkwürdig genug, keine Rede!

Dafür erkundigt sie sich allerdings in sehr zärtlichen Ausdrücken nach dem zurückgelassenen Kinde, aber ohne irgendwo anzudeuten, ob und wann sie es abzuholen gedenke.

Dann folgt am Schlusse des Briefes ein Gruß und eine Mahnung an Franzi, sie solle sich nicht sehr und allzu viel grämen; nach dem stattgehabten Schrecken sei es das beste, lustig zu sein! Auch solle Fränzchen ihr blondes Haar nicht vernachlässigen, sondern fleißig pflegen!

Das alles erzählte mir heute während des Ganges zur Schule Frau Blüthenstern, der ich wieder einmal zufällig begegnete, bewaffnet, wie sonst mit ihrem gewöhnlichen Begleiter, dem schweren Pack — doch nein, es hieße dies die historische Tatsache fälschen, denn sie hatte sich eine neue, lederne Tasche angeschafft, die allen ihren Krimskrams zu enthalten schien.

Als ich ihr über diese merkwürdige Neuerung, die ich an ihr noch gar nicht kannte, meine Verwunderung aussprach, meinte sie mit einem tiefen Seufzer:

„Die Welt will lederne Taschen! Was soll ich tun? Ich hab' schon lange bemerkt, daß ihr die Sachen, die ich angeboten habe, schlecht vorkommen, und warum? . . . Weil sie aus meinem alten Pack gekommen sind. Darum habe ich mir eine lederne Tasche angeschafft. Vielleicht ist Leder glücklicher, jetzt gefällt wieder Leder den Leuten!“

Dann aber brach sie schnell ab; sie mochte in ihrem Zartsinn plötzlich bemerkt haben, sie habe sich über die Bevorzugung der ledernen Tasche gegenüber ihrem alten Packe

bereits zuviel ausgelassen. Wie leicht konnte ich dadurch auf den Schluß kommen, es sei mit den Erträgnissen ihres Erwerbes nicht am besten bestellt — und trotzdem beherbergte sie das Kind der Büglerin!

Ich tat aber, als verstünde ich diesen Zusammenhang nicht, oder vielmehr, es war mir darum zu tun, sie zum Reden zu bringen.

Das gelang mir denn auch im vollsten Maße, und es dauerte nicht lange, so war ich, wie ich bereits oben erzählte, im Besitze alles dessen, was zu erfahren mein Verlangen war.

„Frau Blüthenstern," sagte ich zu ihr, „mir kommt es vor, Sie haben mit dem Leder einen unvorteilhaften Tausch gemacht, und das tut mir wehe."

„Wieso? Wieso?" fragte sie erschrocken.

„Sie haben sich damit eine größere Last aufgebürdet, der Sie nicht gewachsen sind."

„Im Gegenteile! Im Gegenteile!" rief sie. „Sehen Sie denn nicht, daß ich die Tasche viel leichter trage, als früher meinen Pack? Und schöner ist sie auch! Sie glauben gar nicht, wieviel so eine Tasche in sich aufnimmt, es geht eine ganze Welt hinein!"

„Und Fränzchen?" fragte ich sie ernst.

„Jetzt verstehe ich Sie, Herr Lehrer!" sagte sie. „Warum gehen Sie mit mir wie mit einem seidenen Tüchel um? Sie meinen, Franziska ist mir eine Last? Sie sollten aber eine so schlechte Meinung von mir nicht haben! Oder haben Sie schon gehört, daß das Kind sich über meine Behandlung zu beklagen hat? Rothschilds Haus und Tafel kann ich ihr freilich nicht verschaffen, aber was sich mit Frau Blüthensterns Vermögen verträgt, das hat sie, und ich sehe darauf, daß es an nichts fehlt. Wie soll mir also Franziska zur Last fallen?"

„Und in Zukunft?"

„Was heißt Zukunft?" entgegnete sie mit starkem Er-

röten. „Meinen Sie denn, nur reiche Leute können sich ihr Geld auf Prozente anlegen? Perl Blüthenstern hat auch den Stolz, sich etwas anzulegen — Kapital, glaube ich, heißt es, und das wird ihr noch gute Prozente tragen."

„Ja!" sagte ich in tiefer Bewegung. „Es könnte aber eine Zeit kommen —"

„Was für eine Zeit?" rief sie gereizt. „‚Mit Rätseln bin ich versehen,' hat einmal ein weiser Mann gesagt."

„Wenn sich," meinte ich ... „die Lederne da an Ihrer Seite nicht mehr so ergiebig zeigen sollte, als jetzt ..."

„Meinen Sie?" rief sie, einen nachdenklichen Blick auf die neue Begleiterin ihrer Erwerbsgänge werfend. „Ich bin ja nicht die einzige in der Stadt? Und dann: wenn Leder nicht mehr geht, geht vielleicht Samt oder Atlas. Wie die Welt will, danach werde ich mich richten."

Hierauf schwiegen wir beide, und so gingen wir eine geraume Weile nebeneinander, jeder seinen Gedanken hingegeben. Wie sie in mir lauteten? Es war ein Gewirre von blitzschnell aufeinanderfolgenden und sich verfolgenden Gedanken, aus denen sich zuletzt ein einziger leuchtend und mächtig erhob!

An der Ecke der Querstraße, im Angesicht meiner Schule, nahm ich Abschied von ihr.

Ich hatte mich jedoch nur wenige Schritte von ihr entfernt, als sie mich wieder zurückrief.

„Verzeihen Sie," sagte sie bescheiden, „Sie haben mich ja noch gar nicht gefragt, was Fränzchen macht? wie es ihr geht? und ob sie gesund ist?"

Natürlich tat ich ihr den Gefallen, sie über diesen Punkt zu befragen; darauf drückte ich ihr zum Zeichen, daß ich Eile habe, die Hand, um meines Weges zu gehen. Sie aber blieb trotzdem stehen und machte keine Miene, sich zu entfernen.

Plötzlich rief sie, sich an die Stirne schlagend:

„Lebendiger Gott! Was ist doch aus Perl Blüthenstern geworden! Ich hab' ja doch gewußt, daß mir das Kind neulich etwas aufgetragen für Sie."

„An mich?"

„Ja! Es sind noch nicht zwei Tage her, da hat sie zu mir gesagt: ‚Siehst du manchmal den Lehrer?' — ‚Welchen meinst du?' frag' ich. ‚Es gibt nur den einen,' sagt sie und blickt mich mit ihren großen Augen an, war aber dabei sehr traurig. ‚Was soll ich ihm sagen?' frage ich sie wieder. Darauf besinnt sie sich einen Augenblick, dann meint sie: ‚Wenn du wieder mit ihm einmal sprichst, dann sag' ihm: ich glaub' zwar, daß der Wolf Gewalt braucht und blutgierig ist, weil er das muß. An das andere glaub' ich aber nicht mehr!' — Verstehen Sie das?"

„Ja!" sagte ich und wandte mich von ihr ab.

„Ich nicht!"

Am 1. Oktober.

Heute ist Fränzchen mit meiner alten Mutter, die ich aus meinem Heimatsdorfe im Mühlviertel hatte kommen lassen, dahin abgereist. Die Eisenbahn geht dort nahe vorüber; in wenigen Stunden kann mein Mütterchen wieder zu Hause sein.

Es hat nicht wenig Kampf und Tränen von seiten der Frau Blüthenstern gekostet, bis sie sich entschloß, das Kind herauszugeben. Den Sturm ihrer Aufregung gelang es mir erst allmählich zu beschwichtigen; zuletzt konnte sie meinen Überzeugungsgründen nur noch schwachen Widerstand entgegensetzen.

Von Frau Veronika waren nämlich noch etliche Male Nachrichten eingelangt, aber sie enthielten nur vage Versprechungen, und man hörte es ihnen an, daß sie sich selber gleichsam täuschen wollte.

Aber auch diesmal stand in allen diesen Briefen kein Wort, ob sie sich mit ihrem Manne wieder vereinigt, noch

was sonst ihr nächstes Ziel und Streben sein werde. Es brütete ein Geheimnis über dem Inhalte dieser Briefe, das einer scharfsichtigen Frau, wie Frau Blüthenstern, schweres Kopfzerbrechen machte. Warum sprach Fränzchens Mutter niemals von dem wiedergefundenen Gatten? Wenn sie ihn nicht getroffen ... Woher hatte sie dann das Geld für die weite Reise? Es blieb nur eines übrig, und dieses eine sich zu gestehen, davor schrak meine aufgeregte Freundin zurück, wie vor etwas Ungeheuerlichem. Im stillen nämlich hegte sie die Befürchtung, die Frau sei in die Fremde geflohen, weil sie sich schämte ... vor ihrem eigenen Kinde schämte und niemals zurückkehren werde. Die „Geschichte“ mit dem Vater Franzis sei eine Lüge; „derselbe“ existiere gar nicht mehr, und sie habe mit ihm, um das Kind zu täuschen, ein falsches Spiel getrieben. Aber das Geld, das sie mitgenommen ...?

Endlich langte wieder ein Schreiben an Frau Blüthenstern aus jener Hafenstadt ein, wohin sie sich gewandt; und darin heißt es:

„Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebe Frau Blüthenstern, so hat Fränzchen auch keine Mutter mehr; denn was ich von dem Vater geschrieben, war nichts als Unwahrheit, sowie das von dem Gelde ... das hat mir am letzten Tage, wo ich das Haus der Strafe verließ, Frau Euphemia Wegener, meine ehemalige Jugendfreundin, zustellen lassen ... Ich bin damit geflohen, weil ich nicht mehr in Franzis Augen blicken durfte; das hat eine solche Mutter verwirkt! ... Jetzt sterbe ich im Spital, krank, elend und verlassen und habe das Kind nicht bei mir ... Aber mit einer Lüge will ich nicht aus der Welt gehen, und es ist gut, daß ich sterbe ... Denn ich habe mit meinem Kinde nichts Gutes vorgehabt. Das sagen Sie ihr einmal ... Und sie soll mir verzeihen.“

Die Todesnachricht dem Kinde mitzuteilen, war für Frau

Blüthenstern das Werk langer Stunden und vielen Nachdenkens gewesen. Als sie es endlich dahin brachte, dem Kinde die volle Wahrheit zu sagen, machte sie die merkwürdige Wahrnehmung, daß Fränzchen anscheinend die traurige Kunde eindruckslos empfangen habe. Auch diesmal vergoß sie keine Träne . . .

Ist es nicht seltsam und des Nachdenkens wert? Dieselbe Frau, die in ihrem Wesen sich so sehr bewährt hatte, begreift es nicht, daß auch ein Kind die Kunde vom Tode einer Mutter schweigend und tränenlos empfangen kann! Gehört das zu den Zügen ihres Glaubensstammes, der durch alle Wandlungen und Trübungen seines Geschickes niemals das Weinen verlernt hat?

Ich hatte einige Mühe nötig, um die gute Frau zu überzeugen, daß Franzi wahrscheinlich den tiefsten Schmerz empfinde . . . Nur weinen könne sie nicht!

Ich aber schrieb noch am selben Tage an mein Mütterchen im Mühlviertel, ob sie nicht mir zu Gefallen ein armes, verwaistes Mädchen bei sich aufnehmen wolle, und da ich meiner Sache gewiß war, sagte ich zu Frau Blüthenstern: nach meiner Ansicht könne das Kind nicht weinen, weil sich in ihm eine große Krankheit vorbereite, der man nur durch dessen Entfernung in die „gesunde Luft" auf dem Lande werde vorbeugen können . ., und teilte ihr meine Absicht mit meinem Mütterchen mit.

Das gab den Ausschlag. Zwei Tage darauf kam Frau Blüthenstern, mir und meinem kurz zuvor eingetroffenen Mütterchen mitzuteilen, daß alles in Bereitschaft sei, um das Kind fortziehen zu lassen. Fränzchen habe gesagt: „Wenn der Lehrer es will, so geh' ich!" Was aber die Welt zu Perl Blüthenstern sagen werde? Man werde sie für eine Komödiantin halten, für eine, die nur schön reden könne! — so daß es jeden Augenblick schien, als müßte der Faden unserer mühsam angeknüpften Unterhaltung plötzlich abreißen . . .

Heute ist Fränzchen mit meinem Mütterchen bereits in der Heimat . . .

Ich hatte es vermieden, von dem Kinde Abschied zu nehmen . . .

Flog da ein Vögelchen fort, um irgendwo in eine klare Flut sein Gefieder zu tauchen . . . oder wird ihm der allzu schwere Staub der Vergangenheit folgen und es für immer niederdrücken? . . .

14. Der „Provisorische“ schließt das Wochenbuch.

15. Mai 187 .

Ich habe heute — nach langer Zeit — das Bedürfnis gefühlt, mein altes Wochenbuch wieder zu öffnen und war bis in die innerste Seele erschrocken, als ich aus dem letzten Datum ersah, daß seitdem nicht weniger als drei Jahre den Strom der Ewigkeit hinabgeronnen sind. Während dieser ganzen Zeit war es unberührt geblieben.

Aber heute, sowie damals, als ich es schloß, habe ich die Empfindung, als ob ich in diese Blätter eigentlich nichts mehr einzuzeichnen hätte.

An heißen Sommertagen pflegt um die Mittagsstunde ein solcher Stillstand im Atem der Natur einzutreten, wie ich ihn an mir in meinem Gemüte beobachtet habe . . .

Dann glitt neben mir stets ein leichter Schatten, und haschte ich ihm nach, so zerfloß er. Zuletzt kam nicht einmal der Schatten . . . ich war jenem Zustande verfallen, dem das „Morgen“ so eintönig entgegentritt wie das Gestern und Vorgestern. Und dabei hatte ich stets das Gefühl, als wartete etwas auf mich, als hörte ich gewissermaßen eine Klingel an meiner Tür läuten, . . . doch wenn ich öffnete, stand niemand draußen. War das der Schatten, der mich äffte? .

Als ich heute eines der Morgenblätter zur Hand nahm,

fiel mir unter den „Kunstnachrichten“ eine Notiz in die Augen, die wahrscheinlich von Tausenden unbeachtet, mich jedoch, als wäre sie für mich besonders geschrieben, im innersten Kerne meiner Seele traf. „Auf der diesmonatlichen Ausstellung im Künstlersaale“ — hieß es daselbst — „erregt der Entwurf eines ‚Aschenbrödel‘ nicht geringes Aufsehen. Der junge Bildhauer, der gegenwärtig erst achtzehn Jahre zählen soll, hat seinem Erstlingswerke einen Ausdruck von Lebenswahrheit und Innigkeit verliehen, dessen sich ältere Meister nicht zu schämen hätten. Wenn nicht alles täuscht, wird der jugendliche Künstler selbst dafür sorgen, daß sein Name nicht sobald vergessen wird. Er heißt Heinrich Wegener und lebt gegenwärtig in München.“

Das ist's! gestehe dir's nur ein, Clemens Fittig! Das hat dich wieder den Weg zurückfinden lassen zu dem alten vergessenen Buche, zu dem treulos verlassenen Kameraden! Es geschah, als sei mit einem gewaltigen Rucke mein ganzes Wesen aus den Angeln gehoben worden. Dann aber . . . auch das gestehe vor dir selber ein, Clemens Fittig! — quoll ein grollender Gedanke, eine Anwandlung voll bitteren Niedersatzes in dir auf . . .

Da fiel mir, ich weiß selbst nicht, wie das kam, ein Vers aus einem erst jüngst gelesenen Gedichte mit aller Wucht des Gewissens auf die Seele. Hieß es nicht dort:

„Hüte, hüte den Fuß und die Hände,
Eh' sie berühren das ärmste Ding?
Denn du zertrittst eine häßliche Raupe
Und tötest den schönsten Schmetterling!“

Und du wolltest in deiner Vergrämtheit dem jungen, aufflatternden Schmetterling den Aufflug neiden, weil du selber . . .

Noch ein anderer böser Tropfen war mir ins Blut gefallen, der es hoch aufsieden machte.

Sprich ihn vor dir selber nicht aus, Clemens Fittig!

Versenke ihn da, wohin die Sonne nicht kommt, wo das Wasser abgrundtief ist.

Pfingstmontag.

Mein Kollege Andreas Achtsiebner hat mir die Ehre erwiesen, mich für heute zum Mittagessen zu laden. Bis ich in seine Wohnung gelangte, die jetzt in einem der „vornehmeren" Stadtbezirke liegt, dauert es mehr als eine Wegstunde. Denn Andreas hat sich „versetzen" lassen, schon darum, weil er sich mit unserer Klassenlehrerin, Fräulein Leontine, in den Bund der Ehe begeben hat. Wie das gekommen ist, ich wüßte es nicht anzugeben; ich habe dem stillen Wachstume dieser gegenseitigen Neigung keine Beachtung geschenkt. Aber eines Tages — es mögen zwei Jahre her sein — machte uns Andreas nach dem Schlusse einer „Konferenz" Mitteilung von dem bevorstehenden Ereignisse, während Fräulein Leontine es ihrerseits übernommen hatte, der „Welt" zu verkünden: sie werde demnächst ihren Stand verändern. Soviel ich mich erinnere, fand die Vereinigung der beiden Lehrkräfte allgemeine Billigung, denn sie erschien uns allen als das Resultat reiflicher Erwägung und kluger Berechnung. Das hatte ja Fräulein Leontine mit rühmenswerter Offenheit schon vor Jahren als das Ziel ihrer ehrgeizigen Träume bezeichnet!

Nun hatte sie es erreicht. Da aber ein verheiratetes Paar nach dem Gesetze an einer und derselben Schule nicht wirken darf, so bestand die größte Sorge der beiden darin, zwei Stellen ausfindig zu machen, die es ihnen ermöglichten, zwar „räumlich getrennt und doch nicht geschieden", wie Fräulein Leontine sich ausdrückte, ihren Hausstand zu begründen. Das ist ihnen denn auch binnen kurzem vortrefflich gelungen. Mit dem neuen Schuljahr war Andreas in einen anderen Bezirk „versetzt", und es traf sich so gut, daß sich auch, nur durch zwei Gassen Trennungsweite, für die weibliche Lehrkraft, Fräulein Leontine, eine passende Verwendung fand.

Es ist doch eine vortreffliche Einrichtung der Natur, daß sich für so manche Menschen die Lebensstraße so eben und planmäßig gebaut zeigt, als hätten sie sie selbst gepflastert . . .

So merkte ich denn bald mit gerechtem Erstaunen, wie vorteilhaft die vielleicht lange zuvor geplante „Vereinigung der Lehrkräfte“ auf das Gehaben der beiden eingewirkt hatte.

Ich fand meinen Andreas in seiner hausväterlichen Würde, wie ich mir ihn niemals vorgestellt hätte. Das Fahrige, das Eichhörnchenartige seines Wesens war größtenteils verschwunden, und es kleidet ihn gar nicht übel, wenn er mit einer gewissen Feierlichkeit von sich und „seiner Frau“ spricht. Wenn zum Beispiel in manchen unbewachten Momenten seine frühere Naturschelle klingelnd hervorbrechen will, flugs ist das berühmte „Streiflicht“ des ehemaligen Fräuleins Leontine in Bereitschaft, um sie in die gebührenden Schranken zu weisen. Ich glaube, was man die Ergänzung zweier Seelen nennt — hier ist's in Wirklichkeit getan; nicht nur im Zusammenlegen ihrer beiden Gehalte, sondern auch in dem Anstreben gleicher Zwecke!

Klingt das nicht prächtig, wie Andreas seine gegenwärtige „Stundeneinteilung“ schildert?

Frühmorgens, nachdem Frau Leontine ihr bis jetzt einziges Kind gepflegt und abgewartet und dem „Dienstboten“ für den ganzen übrigen Tag übergeben hat, geht jedes an sein Tagewerk, der eine rechts, der andere links gewandt.

Da sie beide auch außerhalb der Schule gut lohnenden Privatunterricht in den Häusern der reichen Bürger erteilen, so trifft es sich zumeist, daß sie erst am späten Abende ihr Kind — schlafend finden.

Diese geschlossenen Kinderaugen!

Erschrocken richtete ich an meine Kollegin, Frau Achtsiebner, die Frage, wie sie das ertragen könne; da antwortete sie unter schnippischem Erröten des bekannten „Streiflichtes“:

„Warum hat der Staat es so eingerichtet?“

Ich glaube, für Frau Achtsiebner war der Staat etwas, dem sie alles Gute und Böse aufbürdete. Er war ihr für alles verantwortlich. Wenn es nach ihr ging, sollte ihr der Staat auch den „Dienstboten“ bezahlen, der ihr Kind, während sie selbst Schule hielt, wartete und pflegte.

Die armen, geschlossenen Kinderaugen!

„Apropos, Clemens!“ fragte mich Andreas, es ging schon zum Schlusse des Mittagessens; „hast du nichts von jenem Mädchen vernommen, für welches du einst so eifrig eingetreten bist?“

„Wie hieß sie doch?“ fiel Frau Achtsiebner ein. „War ihr Name nicht Franziska? Jetzt erinnere ich mich! Wie frech sie mit dem goldenen Medaillon paradierte, und es gehörte doch nicht ihr.“

„Sie ist bei meiner Mutter,“ sagte ich, „und ich höre nur selten von ihr.“

Meine Kollegin fixierte mich mit ihren scharfen Augen.

„Sie haben das gewagt?“ fragte sie mich in einem Tone, der die Mitte zwischen Erstaunen und Entrüstung hielt.

„Das Kind war so verlassen!“ sagte ich.

„Das Ideal, das Ideal!“ lachte Andreas parodistisch. Es war wieder der alte, unverfälschte Andreas . . .

Und doch, wenn die weibliche „Lehrkraft“, meine Kollegin, Leontine Achtsiebner, am Abende nach Hause kommt, schläft ihr Kind bereits; sie kann ihm nicht mehr in die Augen sehen . . .

Von Andreas Achtsiebner hinweg ging ich den weiten Weg nach der „Kunsthalle“ in der inneren Stadt.

Es waren sehr viele Menschen daselbst versammelt, die um die Bilder herumstanden, und ich hatte einige Mühe, bis ich endlich nach manchem Umherfragen den Ort fand, wo angeblich Heinrich Wegeners „Aschenbrödel“ aufgestellt war.

Es ist ein mittelgroßes Figürchen, etwa halbe Lebens-

größe und stellt ein Mädchen vor mit langen herabwallenden Haaren, die über Hals und Nacken sich gleichsam verlieren. Die Augen blicken auf etwas, was zwischen den Fingern liegt und eine Art Geschmeide zu sein scheint. An den Füßen sieht man grobe Schuhe, die viel zu groß sind, um sich ihnen anzupassen; in dünnen Falten schmiegt sich ein dürftiges Gewand um den Leib. Darunter steht: „Aschenbrödel".

Diesem Figürchen stand ich anfangs mit einer Empfindung gedankenloser Verwirrtheit gegenüber! Als echter Schulmeister fragte ich mich erst: Warum Aschenbrödel? Was bewog den jungen Künstler, gerade diesen Namen seinem Bildwerke beizulegen? Einer Laune wegen ist das doch nicht geschehen? Zuletzt fiel mir ein, es solle damit jener Vorgang in dem Märchen angedeutet sein, wie Aschenbrödel unter dem Baume auf dem Grabe ihrer Mutter sitzt, die Vöglein kommen herbei und bringen ihr kostbare Gewande und Geschmeide, um sie für den Gang ins Königsschloß köstlich zu schmücken.

Plötzlich — noch weiß ich nicht, kam es von meinen Lippen oder von wo anders her — tönte es überlaut in mir:

„Fränzchen! Das ist ja Fränzchen!"

So erschrocken stand ich vor dieser Entdeckung, daß ich mich scheu umwandte, ob mich niemand gehört habe. Aber es hatte mich keine Menschenseele vernommen; die Leute in meiner Nähe waren mit etwas anderem beschäftigt. So hatte ich Muße, mich wieder zu fassen. Ich setzte mich auf eine der Bänke, gerade dem Figürchen gegenüber, und man mochte in mir, wer mich so anhaltend und scharf nach dem kleinen Bildwerke auslugen sah, einen sehr geübten Kunstkenner vermuten.

„Das ist Fränzchen!" sprach ich zu wiederholten Malen vor mich hin. „Das ist Fränzchen!"

Namentlich war es eine gewisse Haltung des Kopfes, die

mich lebhaft an das „Kind“ erinnert, wie ich es so oft in der Schule und das letztemal ...

Allmählich, in immer bestimmterer Deutlichkeit, traten die Züge des Kinderkopfes hervor.

„Das ist Fränzchen!“ wiederholte ich nochmals. „Aschenbrödel, die ein Geschmeide betrachtet!“

Das eine trat mir klar vor die Augen. Sobald sich in jenem Knaben der erste Schaffensdrang stürmisch regte, war es ... Fränzchen, dem er sich zuwandte.

Heinrich Wegener hatte also das Kind nicht vergessen ...

Drei Wochen später.

„Im „Intelligenzblatte“ der amtlichen Zeitung steht eine „Konkursausschreibung“ für die Besetzung der Oberlehrerstelle an der fünfklassigen Volksschule meines Heimatsdorfes. Gesuche und so weiter sind bis zum letzten Juni dieses Jahres an den Schulbezirk zu richten; später einlangende werden nicht beachtet.

Wer mir außer dem Amtherolde, der alle diese Dinge in seinen Spalten zu verkündigen hat, hiervon Meldung tat? Mein eigenes, gescheites Mütterchen! Ich glaube, wenn irgendwo ein Königsthron zu besetzen wäre, der zufälligerweise in Erledigung kam, sie wüßte davon und schriebe mir dann: „Clemens, bewirb dich um diese Stelle!“

Denn trotzdem, daß früher in diesem Punkte, namentlich nach den häufigen Niederlagen, die ich bereits erlebt, ein etwas schwankender und unsicherer Ton in ihre Mahnungen zur Geduld und „zum Aushalten“ gekommen war, was ich wohl merkte —; in den letzten zwei Jahren war mein Mütterchen geradezu ehrgeizig geworden — für mich.

So schrieb sie mir schon neulich, der jetzige Oberlehrer werde seiner Stelle bald entsagen, da ihm Frau und Tochter hintereinander gestorben und er durch diesen doppelten Schlag in tiefen Mißmut versetzt, sich ernsthaft nach Ruhe sehne. Die Stelle sei eine der besten des ganzen Viertels; Gehalt:

zweite Kategorie (als alte Lehrersfrau kennt sie sich in der hierarchischen Gliederung unseres Standes sehr genau aus), Nebenverdienst bei den reichen Bauern in Hülle und Fülle, die Dienstwohnung im Schulgebäude, sehr geräumig und schön, dabei — was die Hauptsache — das Leben sehr billig, so daß „man“ alle Aussicht habe, am Ende des Jahres etwas Erkleckliches „aufzustecken“.

Nachmittag ging ich wieder, da es Sonntags war, nach der inneren Stadt, und zwar in die „Kunsthalle“, um mir Heinis „Aschenbrödel“ wieder anzuschauen.

Es ist Fränzchen! Ich erkenne das immer mehr!

Und auch jetzt erfaßte mich Groll und Verstimmung, wie ich dem Erstlingswerke jenes Knaben gegenüber saß. Ich hatte das Gefühl, diesmal in noch erhöhter Weise, als hätte der Knabe nicht das Recht gehabt, diese lieblichen Kinderzüge sein zu nennen, als hätte er Fränzchen erst um Erlaubnis fragen müssen. Was hatte ihn dazu berechtigt!

Wie seltsam wechseln Stimmungen!

Als ich wieder den Saal verließ, schien mich Aschenbrödel, auf welches ein letzter Blick fiel, mit ihren großen, braunen Augen zu fragen: Clemens Fittig, warum willst du dem armen Knaben nicht sein Letztes lassen? . . . Die Befriedigung seines Schönheitsdranges!

Tags darauf.

Mit heutiger Post habe ich meine wohlgeordneten „Dokumente“ und „konkursmäßig“ aneinandergereihten Belege an den Schulbezirk abgeschickt, zu welchem die Schule meines Heimatsdorfes gehört. Ich tat es in einer solch stürmischen Hast, daß ich nachträglich, als das Paket schon seines Weges flog, mir einredete, es müsse hier und da eines der wichtigsten Dokumente von mir vergessen oder übersehen worden sein.

Gottlob! Es ist nichts dergleichen vorgefallen!

Bis die Antwort anlangt, können noch gut sechs Wochen ins Land gehen. Bis dahin soll dieses Buch unberührt von

meiner Hand bleiben. Was sollte ich auch hinein verzeichnen, als daß ein hoffender, sehnsüchtiger Mensch sich abmüht, Gaukelbilder von sich abzuhalten, die sich ihm schmeichelnd nahen . . .

Auf morgen fällt mein einunddreißigster Geburtstag. Konnte ich doch, wie Frau Blüthenstern sich einmal zu mir äußerte, auch jetzt sagen:

„Große Dinge gehen vor!“

Am 15. Juli.

Telegramm. An Frau Aloisia Fittig, Lehrerswitwe, Holzried im Mühlviertel.

„Der neuernannte Oberlehrer von Holzried wird künftig heißen: Clemens Fittig.“

An einem sonnigen Herbsttag in Holzried.

Des Wirtes vom Gemeindeeinkehrhause „Zum goldenen Pferde“ (zum Hotel haben wir es noch nicht gebracht) ältester Sohn Mathias, besser bei uns unter dem Namen „Mathisel“ bekannt, fuhr heute mit einer Fracht „Stiftweine“ nach der Stadt, denn die geistlichen Herren, die das schloßartige Haus in der — Gasse bewohnen, besitzen in unserem Dorfe keine Herrschaftsrechte mehr, aber vortrefflich bestellte Weinberge, die einen ganz erträglichen Tropfen liefern. Solch eine Gelegenheit kommt in unserem wald- und bergumfriedeten Holzried nicht häufig vor; denn die Eisenbahn, die uns in einem großen Halbbogen umkreist, gestattet uns nicht, unmittelbar mit der großen Welt zu verkehren. Meine Frau erinnerte sich nämlich, daß in den nächsten Tagen Frau Blüthenstern „ihre Neujahrstage“ feiern müsse, und da sei sie gewöhnt, von ihrem Manne den Segen aussprechen zu hören über irgend eine Frucht, die man mit Honig bestreicht, denn das bedeute ein gutes und ein süßes Jahr!

Also besann sie sich nicht lange, brachte einen Haufen großbäckiger Äpfel zusammen, die bei uns in diesem Jahre in wunderbarer Fülle und Größe gediehen sind und ließ die-

selben von einem so mächtigen Topfe trefflichsten Honigs begleiten, daß derselbe hingereicht hätte, das übrige Leben der Hausiererin und das ihrer gesamten Nachkommenschaft auf eine unabsehbare Reihe von Jahren zu versüßen! Was meine Frau noch außerdem dieser Sendung mitfolgen ließ, entzieht sich, da mir die genaue Kenntnis des Details dazu fehlt, einer nur halbwegs annähernden Berechnung. Soviel ich mich aber erinnere, waren es „selbst“gestrickte Pulswärmer und Kopfschals und Puppen mit porzellanenen Köpfen und gläsernen Augen, die sich nach rechts und links drehen konnten, — ein ziemlich unpraktisches Geschenk, worauf aber meine Frau hartnäckig bestand, und die für die Blüthensternschen Mädchen bestimmt waren; ferner allerlei männliches Spielzeug für die Knaben, nicht zu sprechen von einer Unzahl von „Kleinigkeiten“, über deren Bedeutung und Herkunft mir jeder Anhaltspunkt fehlt. Für meine Frau und ihre großartige Verschwendungssucht schien das Wörtchen „genug“ sich nirgendwo vorzufinden, so daß ich mich in meiner eheherrlichen Unterwürfigkeit bewogen fand, noch eine neue, eigens zu diesem Zwecke bestellte lederne Tasche, ähnlich derjenigen, die ich vor beinahe drei Jahren in den Händen meiner Freundin entdeckte, mit einem von mir geschriebenen Zettelchen hinzuzufügen, worauf die Worte standen: „Für gesegneten, neuen Erwerb.“ Worauf meine Frau, eifersüchtig, wie sie auf unsere alte, von mir so bevorzugte „Perle“ ist, noch mit einer silberbeschlagenen Meerschaumpfeife heranrückte, bestimmt, dem alten schweigsamen Gatten Blüthenstern, zur Stunde, „wenn gerade der Sabbat zu Ende geht“, mächtige Rauchwolken zu entlocken!

Das alles in einem säuberlichen Umschlage, dessen Aufbau uns — offen gestanden — eine geraume Zeit kostete, so kunstvoll zu verpacken, daß es vor „Mathisels“ etwas knorrigen Fäusten gefeit erschien; ferner die Adresse der Frau Blüthenstern im „Hühnerhof“ so leserlich und deutlich her-

zustellen, daß „Mathisel“, nachdem er seinen Wein abgeliefert, den Weg nach der „Hühnerhofgasse“ ebenso sicher treffen mußte, als befinde er sich zu Hause unweit von Holzried im Mühlviertel, war das Werk reiflichster Studien.

„Ei, was hast du für eine schöne Schrift!“ mußte ich erstaunt ausrufen. „Wie kühn geschwungen ist dieses ‚B‘, und welche Rundung hat dieses ‚P‘ und ‚W‘. — Wo hast du das gelernt?“

„Bei meinem guten Lehrer,“ sagte sie darauf, und ehe ich mich dessen versehe, fühle ich einen demütigen weichen Kuß auf meiner Hand, den ich wie einen schuldigen Tribut hinnehmen darf — denn er kommt von meinem Fränzchen!

Noch neulich sagte mein altes Mütterchen ein kluges Wort zu mir. Es war bei einer Gelegenheit, deren ich mich nicht ganz erinnere. Sie meinte: „Man braucht nicht alles zu sagen, was man denkt.“ Ich habe über den tiefen Sinn dieses Spruches lange nachgedacht, es liegt in ihm viel Weisheit und Erkenntnis. Heute des Glückes bewußt, das mir wie aus tausend unterirdischen Quellen entgegenfließt, sage ich zu mir: „Man kann nicht alles sagen, was man denkt!“

Dagegen ist auch mein Fränzchen, seit sie mein Weib geworden, schrecklich abergläubisch. Sie braucht das Wort „unberufen“ öfters, als es nötig ist, aber ich lege ihr keinen Zwang auf. Ich sehe nur oft, wie sie dabei den Daumen umstülpt, was bekanntlich die bösen lauernden Dämonen macht- und kraftlos machen soll. Ich sage aber nichts dazu. Es tut zu wohl, sich gestehen zu können: Das liebliche Wesen, das sein Geschick unauflöslich mit dem deinen verknüpft hat, fürchtet für den Bestand seines Glückes! „Unberufen!“

Es ist merkwürdig, wie treu und unverbrüchlich wir über diesen Punkt unser Wort hüten. So oft es sich mir auf die Lippen drängt, manche Frage zu tun, die in irgend einer Beziehung zu den vergangenen Tagen steht ... ich unterdrücke sie, weil sie mir bei reiflichem Erwägen ... un-

nötig schien. Sie hat so klare, lichte Augen, und man schaut in dieselben, wie in die Flut unserer Gebirgsseen ... daß es mir wie ein Verbrechen vorkommt, sie — wenn auch nur auf einen flüchtigen Augenblick — zu trüben.

Manche werden das für zu weichherzig und eines Mannes unwürdig finden. Allein in Dingen, die unser eigenstes Sein und Dasein berühren, sollte man sich hüten, andere Stimmen als die unsere mitreden zu lassen ... Zudem war ich der Sohn meiner Mutter!

Seit meiner Ankunft in der Heimat mochten etwa vierzehn Tage verflossen sein, als ich in der Stube meiner Mutter, während Fränzchen in dem kleinen Haushalte derselben beschäftigt erschien, und nur ab und zu ging und kam, in eines jener Gespräche vertieft war, deren Inhalt zu erzählen zu den größten Schwierigkeiten gehören würde. Wie man eben mit seinem Mütterchen spricht, dessen Anblick man lange Jahre entbehrt hat! Der unbedeutendste Gegenstand, den man wieder antrifft, hat seine eigene Geschichte ... Plötzlich, als habe sie nur auf den passenden Moment gewartet, der ihr noch nicht gekommen zu sein schien, legte meine Mutter ihr Strickzeng aus den Händen und sah mich eine Weile lang mit forschenden Blicken an. Ich kannte das Wesen meiner Mutter hinlänglich genug, um zu wissen, daß sie im Begriffe stehe, etwas Besonderes sagen zu wollen.

„Mens!" sagte sie (das war nämlich derjenige Name, den sie mir schon in der Kindheit beilegte), „ich weiß gar nicht, warum wir dir in der heiligen Taufe den Namen Clemens beigelegt haben?"

„Tut dir das so leid, Mütterchen?"

„Er soll," fuhr sie fort, „wie mir dein seliger Vater damals erklärt hat, soviel bedeuten, als der ‚Gute' oder der ‚Milde'. Du hast dich aber sehr verändert, Clemens! Was hat dich so hart und strenge gemacht?"

Sie sprach das in so ernst gehaltenem Tone, daß ich

nicht anders konnte, als ihr mit gleicher Münze heimzuzahlen.

„Wieso?“

„Du bist schon eine ganze Ewigkeit hier, Mens,“ sagte sie, ihr Strickzeug wieder ergreifend. „Ist es dir jemals eingefallen, an unser armes Kind ein Wort zu richten? Für den Herrn Oberlehrer ist das freilich zu viel Herablassung!“

„Welches Kind?“ fragte ich, mich verwundert stellend.

„Fränzchen!“

„Ich finde sie sehr gewachsen!“ sagte ich gleichgültig langsam.

Meine Mutter rief aber, indem sie die hölzernen Nadeln ihres Wollstrumpfes heftig auf und nieder bewegte:

„Nur gewachsen? So was sagt man von jeder Hopfenstange, ohne dabei etwas zu denken. Hast du dich darum aus der großen Stadt aufs Dorf versetzen lassen, Clemens, damit du nichts anderes zu sagen hast, als: Sie ist in die Höhe gegangen?“

„Ich finde sie auch sehr verändert...“ sagte ich darauf. „Bist du jetzt zufrieden?“

„Nein!“ rief meine Mutter mit großer Entschiedenheit. „Verändert? Das bedeutet gar nichts. Seit das Kind unter meinem Dache ist, hat es sich nicht verändert. Mir kommt es heute so vor, wie gestern. O Mens! Daß du das nicht einsehen willst!“

„Was sehe ich nicht ein, Mutter?“

„Daß der Mensch sich eigentlich niemals verändert,“ sagte sie mit einer gewissen geheimnisvollen Betonung der Worte, die ich an ihr nicht kannte.

„Niemals?“

„Man glaubt's nur,“ meinte meine Mutter, „aber wenn man näher hinsieht, ist's das Alte.“

Da ich aber beharrlich schwieg, mochte meine gute Mutter

meinen, ich stimme vollständig ihrer Ansicht bei, wiewohl dies, offen gestanden, nicht der Fall war.

„Mens, lieber Sohn!“ rief sie leise.

„Was willst du?“

„Soll ich dir sagen, was das Kind noch gestern nachts vor dem Schlafengehen zu mir gesprochen hat?“

„Was war's?“

„Der Lehrer,“ hat sie zu mir gesagt, „meint vielleicht noch immer, ich glaube daran, daß die Kinder der Armen im Spitale sterben müssen. Wenn ich ihm doch den Glauben benehmen könnte!“

„Und . . .?“ fragte ich stockend.

„Weiter nichts. Und dabei hat sie bittere Tränen vergossen.“

Wir beide saßen dann eine Weile, jeder des anderen Ansprache gewärtig, uns stillschweigend gegenüber.

„Wie ist's mit den Kindern, Mutter?“ fragte ich sie dann, ohne mein Auge zu ihr aufheben zu können.

„Welche meinst du, Mens?“

„Die Kinder!“

„Frag sie selbst, mein Sohn! Sie ist ihrer aller Liebling. Über Mathisels Jüngste, die eine wilde Hummel ist, hat nur sie Gewalt. Die Dorfleut' können sich das kaum erklären; sie kommt ihnen wie eine Hexe vor.“

„Sie hat auch dich behext, Mutter!“

„Kann sein, Mens! Ich will dir's vertrauen, wenn du nichts dagegen hast. Willst du?“

„Ja!“

„Wie sie mir das von den armen Kindern im Spitale gesagt hat — es muß ein Geheimnis sein, was ich nicht verstehe —, hat sie noch etwas gesagt . Ich glaube, das kannst du nur verstehen, Mens!“

„Etwas Besonderes?“

„Daß ich das vom Wolfe nicht mehr glaube, hat sie

gesagt, das verdanke ich einzig und allein dem Clemens, dem Lehrer, hab' ich sagen wollen.“

Ich hatte mich, während ich im Schulhause meine wohleingerichtete Wohnung hatte, bei meiner Mutter „eingedungen“, so daß ich zu mittags und abends als ihr Kostgänger bei ihr erscheinen konnte. Ich sah also mein „seltsames Kind“ täglich; dabei bediente sie mich und die Mutter, ohne jemals am Mahle selbst teilnehmen zu wollen; sie hatte überhaupt etwas Scheues angenommen, etwas von jenem Zustande, in welchem sie mir so oft vor drei Jahren entgegengetreten war. Das beunruhigte mich nicht wenig; aber ich verlautbarte davon meiner Mutter gegenüber nichts. Wie oft und wie fragend ihre Blicke auf mir ruhten — ich konnte die widerspruchsvolle Unruhe nicht bannen, die bleischwer auf mir lag. Vielleicht wollte ich auch nicht.

Nicht lange darauf hatte meine Schule vornehmen Besuch aus der Stadt. Es war nämlich der Herr Landesschulinspektor gekommen, um uns, was schon seit Jahren nicht geschehen war, zu inspizieren. Das gab eine ungeheure Aufregung in Holzried; der gesamte Ortsschulrat, Mann für Mann, war erschienen, um dem hohen Schulbeamten des Staates seine Aufwartung zu machen. Die Inspektion, die frühmorgens um neun Uhr begonnen hatte, dauerte mit Ausschluß des Mittagsessens, dem der Herr Landesschulinspektor im Gemeindewirtshaus oblag, bis in den späten Nachmittag hinein, so daß ich an diesem Tage am Tisch meiner Mutter fehlte.

Ich will auch sogleich hervorheben, daß wir auf den Vertreter der höchsten Schulbehörde einen guten Eindruck hervorgebracht zu haben schienen. Mehrmals äußerte er seine Zufriedenheit, die Schule in einem Zustande gefunden zu haben, der vollinhaltlich den Gesetzen entspreche, und wie sich von selbst versteht, fiel ein guter Anteil seines Lobes auch auf die Mitglieder meines Ortsschulrates.

Es war bereits die erste Abendstunde herangekommen,

als der Landesschulinspektor aufbrach. Ich gab ihm pflichtschuldigst das Geleite bis zum „grünen Pferde“, allwo sein Wagen schon geschirrt dastand. Das nächste Ziel seiner Fahrt galt einem tief im Gebirge liegenden Dorfe, das etwa vier Stunden von uns entfernt ist; dort wollte er Nachtquartier halten.

„Wenn ich es dort nur so gut vorfinde, wie bei Ihnen,“ sagte er mit großer Freundlichkeit.

Ich verneigte mich.

„Sie heißen Clemens Fittig?“ fragte er mich dann, indem er sein Notizbüchelchen hervorzog, das überhaupt während seiner ganzen Inspektion eine große Rolle zu spielen hatte.

Ich bejahte.

„Wie ist mir doch!“ rief er, die volle Breitseite seines vollen Antlitzes mir zuwendend, „hat nicht Ihr Name oder ein ähnlich klingender in einem gewissen Kinderprozesse figuriert, der vor den Geschwornen sich abspielte? Das mögen nun an die drei Jahre sein?“

Ich bemerkte, dieser Clemens Fittig sei ich, damals provisorischer Unterlehrer im zehnten Bezirke, seit kurzer Zeit als Oberlehrer hierher versetzt.

„Der sind Sie?“ rief der hohe Beamte mit einem Blicke, der nichts von einer freudigen Überraschung zu haben schien, eher vom Gegenteile! Und daß ich es nur kurz bezeichne, es war, als sei am hellen Mittage eine schwarze Wolke vor die Sonne getreten.

Dann lächelte er so eigentümlich.

„Sie haben damals,“ fuhr er fort, als fühlte er, es sei denn doch seine Pflicht als Beamter wie als Mensch von feiner Erziehung, mir zum Schlusse etwas Freundliches zu sagen ... „ich erinnere mich jetzt ganz gut an die Vorgänge im Gerichtssaale, sie interessierten mich schon darum im hohen Grade, weil ein Mitglied unseres Standes dabei solche ... wie soll ich sie sogleich nennen? ... solche phan-

tastische Ansichten entwickelte, die . . . eigentümlich genug klangen.“

Wieder verneigte ich mich, wiewohl ich die Kralle unter dem weichen Handschuh ganz deutlich spürte.

„Was wohl aus jenem seltsamen Mädchen geworden sein mag,“ meinte er hierauf, „zu dessen Gunsten Sie sich damals so beredt ausließen.“

„Sie ist hier im Dorfe.“

„Hier im Dorfe?“

„Und sie wird nächstens meine Braut,“ sagte ich hochaufatmend.

„Gratuliere, gratuliere!“ rief er, indem er sich in den Wagen schwang, voll gewinnenden Lächelns, dem aber doch etwas Grinsendes innewohnte.

„Fahr zu, Kutscher!“

Die Pferde zogen an. Der Herr Landesschulinspektor war um die Ecke verschwunden.

Mein armes, adeliges „seltsames“ Kind! — Also auch er hat dich so genannt, wie vor ihm Andreas Achtsiebner und noch viel andere dich genannt haben!

Aber bildet nicht das, was sie in ihrer Zerstreutheit und Zweifelsucht so nennen, für mich den Inbegriff des Duftes, der über dir und deinem Wesen unsichtbar, unwägbar schwebt? Meine arme, seltsame Blume! Aufgeblüht an einem Abgrunde und in erstickender Moderluft! Wirst du es mir verzeihen, wenn ich das erstemal, als ich bekannte, daß dein Duft mir allein bestimmt, mir allein und keinem andern auf der weiten Erde ... daß ich dieses Bekenntnis in fremder, ankältender Gegenwart ablegte, die uns beiden so ferne steht? Mußte ich nicht sprechen, mein seltsam scheues Aschenbrödel, meine schöne Lehrerin, meine Braut?!

Es war eine laut- und sternenlose Nacht, als ich mich in später Stunde auf den Weg zu meiner Mutter machte. Drüben über dem Bache, hart neben dem Spezereikrämer,

der noch immer so leise und vorsichtig spricht, wie in meiner Kindheit, als wäre jedes seiner Worte in doppelte Baumwolle gewickelt — in dem niederen Hause brennt ein einsames Lämpchen, hart an einem der Fenster, mir zum Zeichen, daß es da sei, damit ich es schon von weitem erblicke und meines Weges nicht irre gehe.

Im Dorfe schläft bereits alles. Morgen ist Sonntag, und da wollen die Leute „ausgeruht" sein!

Wie ich so hinwandle in der rings um mich lagernden Dunkelheit ist es nur das Lämpchen am Fenster meiner Mutter, das wie ein Stern leuchtet. Und ich folge ihm ohne Wanken, ohne Fehltritt ... Es ist alles reiflich erwogen ... die Menschen sollen mich nicht schrecken!

Ich komme näher. Unter der breitästigen Linde, die vor dem Hause meiner Mutter ihre Schatten ausbreitet, regt sich etwas, und mir ist's, als sähe ich dort ein Gewand ...

„Wer ist's?"

„Ich!"

„Der Herr Lehrer?"

„Nein!"

„Unser Clemens?"

„Fränzchen!"

Ich umfange die liebliche Gestalt; ich flüstere ihr zu, aber ich höre meine eigenen Worte nicht; ich frage sie, ob sie als mein teures Weib in mein Haus ziehen wolle. Darum sei ich hierher gekommen, und dann fühle ich, wie ihr ganzes Wesen in meiner Umfassung erzittert, wie es zuckt und bebt ... fast wie damals ...

„Bist du so erschrocken, Fränzchen?" frage ich sie.

„Vor Glück! ..." lispelt sie. „Clemens, mein einziger Lehrer und Herr!"

Dann sagt sie leise, fast unhörbaren Tones: „Wirst du es aber niemals bereuen? Clemens, mein Lehrer! Ich habe ja noch so viel mit dir zu reden! ..."

Ich schließe ihr den Mund und sage nur:

„Alles, alles hast du mit mir schon geredet, Fränzchen, und sprächest du tagelang mit mir, ich höre dich nicht, ich sehe dich nur . . .“

„Aber eines darf ich doch reden?“

„Nur das eine!“

„Ich habe dich geliebt, seit ich in deine Schule kam!“

So treten wir in die Stube meiner Mutter, die mit ihren klappernden hölzernen Nadeln vor dem bereits gedeckten Tische im Lehnstuhle sitzt. Sie erschrickt nicht, wie sie uns Arm in Arm vor sich stehen sieht, denn sie ist eine starkgemutete Frau, diese meine Mutter . . .

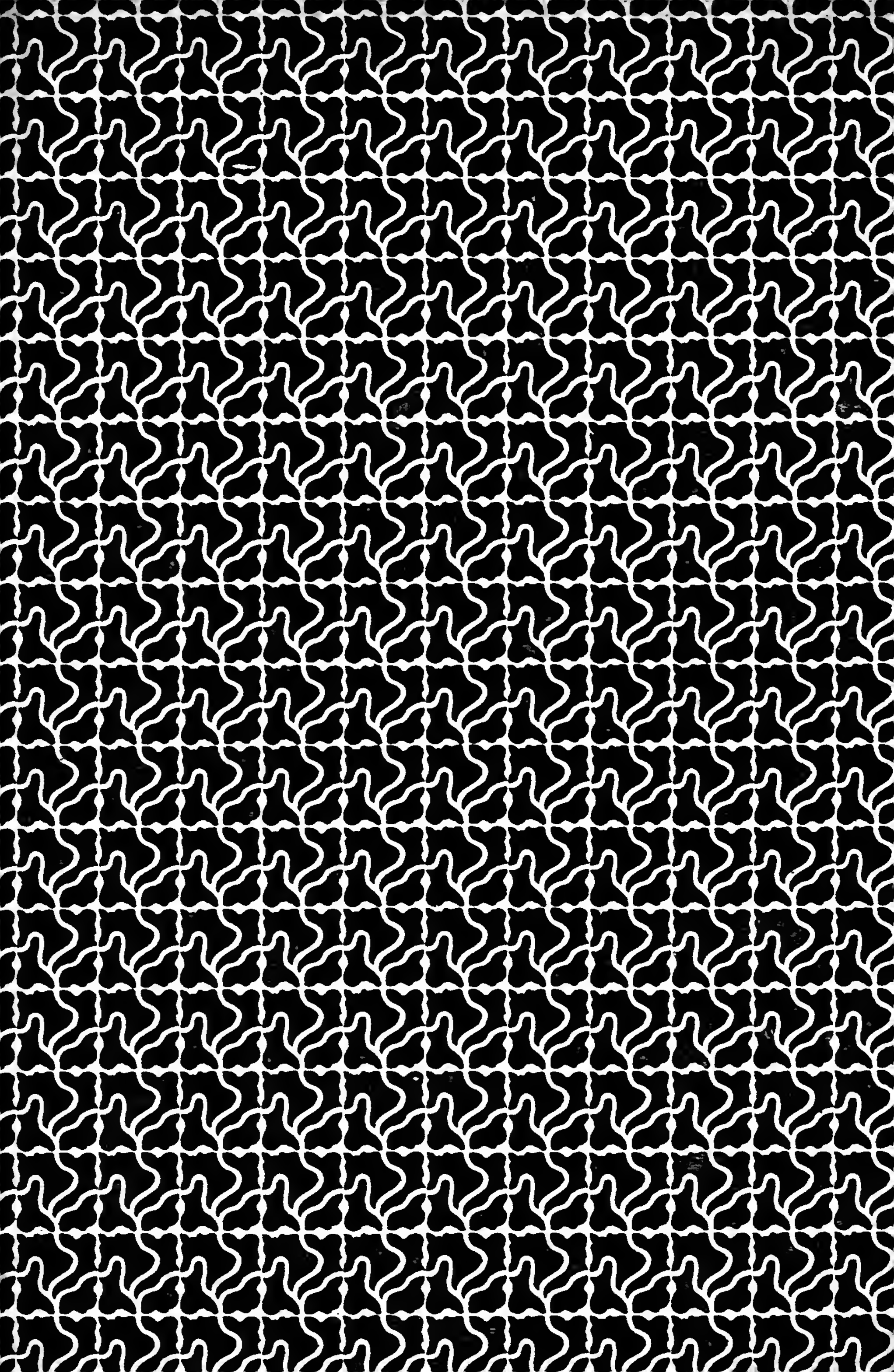
Sie sagt nur:

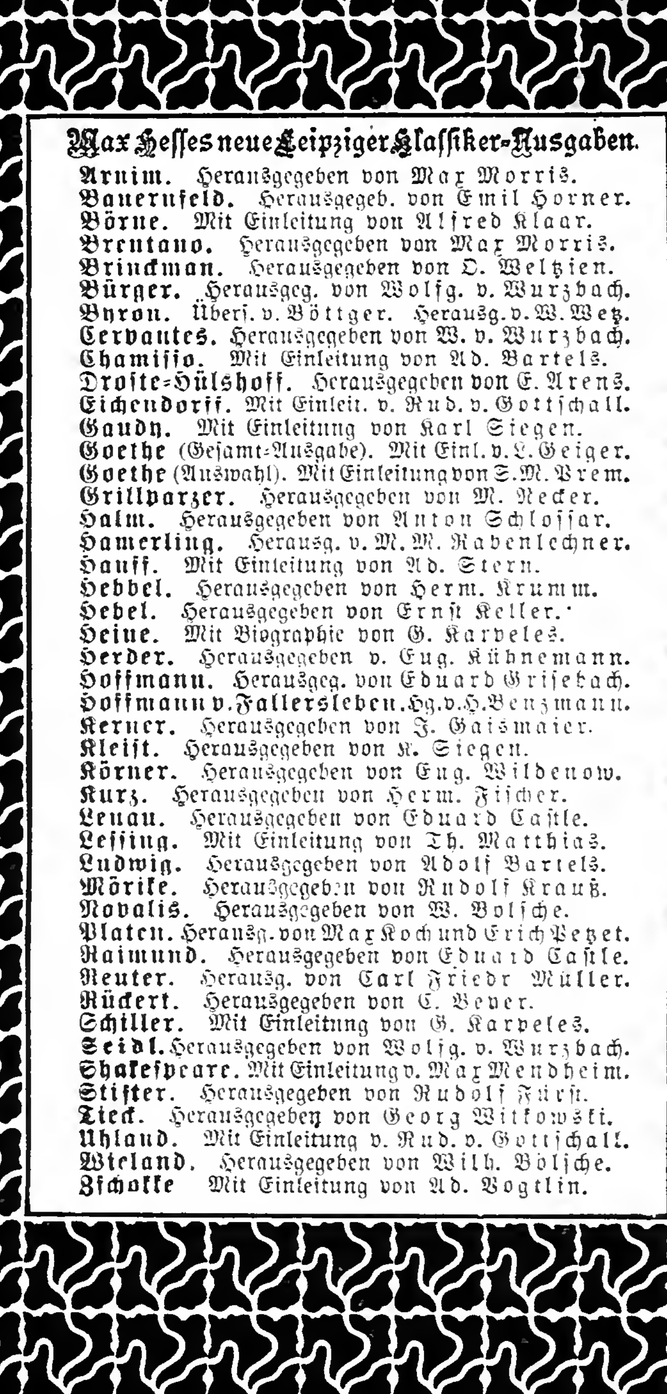
„Kommst du endlich mit ihr, Clemens, mein Sohn?“

Dann heißt sie Fränzchen an ihrem Stuhle niederknien. Sie streichelt ihr die blonden Haare, dann fährt sie ihr mit einer gewissen mystischen Bewegung — ich habe sie wohl bemerkt — über die Stirne . . .

„Und mit dem da,“ sagt sie und küßte sie dabei auf den Mund, „habe ich alles, alles von dir genommen . . . Von jetzt an, Fränzchen, meine Tochter! bist du niemals . . . moralkrank gewesen. Niemals. Niemals.“

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.




Max Hesses neue Leipziger Klassiker-Ausgaben.
Arnim. Herausgegeben von Max Morris.
Bauernfeld. Herausgegeb. von Emil Horner.
Börne. Mit Einleitung von Alfred Klaar.
Brentano. Herausgegeben von Max Morris.
Brinckman. Herausgegeben von O. Weltzien.
Bürger. Herausgeg. von Wolfg. v. Wurzbach.
Byron. Übers. v. Böttger. Herausg. v. W. Wetz.
Cervantes. Herausgegeben von W. v. Wurzbach.
Chamisso. Mit Einleitung von Ad. Bartels.
Droste-Hülshoff. Herausgegeben von E. Arens.
Eichendorff. Mit Einleit. v. Rud. v. Gottschall.
Gaudy. Mit Einleitung von Karl Siegen.
Goethe (Gesamt-Ausgabe). Mit Einl. v. L. Geiger.
Goethe (Auswahl). Mit Einleitung von S. M. Prem.
Grillparzer. Herausgegeben von M. Necker.
Halm. Herausgegeben von Anton Schlossar.
Hamerling. Herausg. v. M. M. Rabenlechner.
Hauff. Mit Einleitung von Ad. Stern.
Hebbel. Herausgegeben von Herm. Krumm.
Hebel. Herausgegeben von Ernst Keller.
Heine. Mit Biographie von G. Karpeles.
Herder. Herausgegeben v. Eug. Kühnemann.
Hoffmann. Herausgeg. von Eduard Grisebach.
Hoffmann v. Fallersleben. Hg. v. H. Benzmann.
Kerner. Herausgegeben von J. Gaismaier.
Kleist. Herausgegeben von K. Siegen.
Körner. Herausgegeben von Eug. Wildenow.
Kurz. Herausgegeben von Herm. Fischer.
Lenau. Herausgegeben von Eduard Castle.
Lessing. Mit Einleitung von Th. Matthias.
Ludwig. Herausgegeben von Adolf Bartels.
Mörike. Herausgegeben von Rudolf Krauß.
Novalis. Herausgegeben von W. Bolsche.
Platen. Herausg. von Max Koch und Erich Petzet.
Raimund. Herausgegeben von Eduard Castle.
Reuter. Herausg. von Carl Friedr Müller.
Rückert. Herausgegeben von C. Beyer.
Schiller. Mit Einleitung von G. Karpeles.
Seidl. Herausgegeben von Wolfg. v. Wurzbach.
Shakespeare. Mit Einleitung v. Max Mendheim.
Stifter. Herausgegeben von Rudolf Fürst.
Tieck. Herausgegeben von Georg Witkowski.
Uhland. Mit Einleitung v. Rud. v. Gottschall.
Wieland. Herausgegeben von Wilh. Bölsche.
Zschokke Mit Einleitung von Ad. Vogtlin.